Bezirk schon im 16. Jahrhundert Kohlenlager. Ungefähr ebenso alt ist der Steinkohlenbergbau zu Waldenburg in Schlesien. Im 12. und 13. Jahrhundert ist von Kohlengruben bei Lüttich, in Newcastle, in Wallis und in Schottland die Rede. In Rheinland und Westfalen, das jetzt in Deutschland für den Steinkohlenbergbau führend ist, war der Reichtum an Kohlen zwar schon früh bekannt, er blieb aber wegen der Billigkeit der Holzkohlen als Brennmaterial zunächst ohne Beachtung.

Wahrscheinlich hat irgend ein glücklicher Zufall zur Erkenntnis der Nutzbarkeit der Kohlen geführt. Nach einer [illegible] Ueberlieferung, die sich unter den Knappen im Ruhrtal erhalten hat, gebührt der Ruhm, die [illegible] Eigenschaften der [illegible] Brennsteine entdeckt zu haben, einem Schweinehirten. Eins seiner [illegible] Pflegetiere hatte beim Suchen nach [illegible] und Wurzeln ein Loch gewühlt, in dem der Hirt ein Holzfeuer anzündete, um seine Mahlzeit zu bereiten. Als die verglühten Holzscheite längst erkaltet waren, fand der Hirt auf dem Grunde der Grube zu seiner Verwunderung schwarze Steine, die glühend waren. Der Biedere, dem eigentlich im Herzen des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, wenn es sich machen ließe, in Wattenscheid ein pompöses Denkmal gesetzt werden müßte, hat, wie man sieht, im buchstäblichen Sinne des Wortes „Schwein gehabt".

Die Ausbeutung des Kohlenvorkommens geschah in alter Zeit auf die einfachste Art und Weise und entwickelte sich zu ihrer heutigen technischen Vollkommenheit eigentlich erst in den letzten Jahrzehnten. Anfangs ging man den „Kohlbergen" und „Kohlbänken", die ja an vielen Stellen „zu Tage auslaufen", d. h. bis an die Erdoberfläche sich erstrecken, nicht allzu gründlich zu Leibe. Man raffte, was sich leicht erraffen ließ; man „grub" die offen zu Tage liegenden Kohlen, um sie an der eigenen Herdstelle zu verwenden. Aus dieser Kohlengräberei einfachsten Zuschnitts entwickelte sich dann zunächst der Stollenbetrieb, der bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts im Ruhrtal herrschend war und erst nach und nach von dem heute hochentwickelten Tiefbaubetrieb abgelöst wurde.

Es muß angenommen werden, daß die Kohlengewinnung in Deutschland ursprünglich von den Bauern als Nebenbeschäftigung ausgeübt worden ist. Nach Hue („Die Bergarbeiter") ist verbürgt, daß in manchen Bezirken die „Kohlbauern" nur im Winter regelmäßig förderten, im Sommer aber sich der Landbewirtschaftung widmeten. Im Ruhrbecken gruben die bäuerlichen Grundbesitzer trotz der bereits geltend gemachten regalen Ansprüche des Landesfürsten ruhig die unter ihrem Grund und Boden anstehenden Kohlen für den eigenen Bedarf aus, seltener für den Verkauf. Wahrscheinlich war diese Art Kohlengräberei von vielen Generationen betrieben worden, bevor sie zur Kenntnis der landesherrlichen Behörden kam.

Zweifellos haben im Ruhrgebiet schon um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts kleine Bergbaubetriebe bestanden. v. Bellen berichtet in seinen „Beiträgen zur Geschichte unseres Bergbaues", daß bei Schüren unweit Dortmund bereits 1302 und 1319 „Kohlengruben" oder „Kohlenbrechen", wie damals die Gruben hießen, verkauft und 1389 während der Belagerung Dortmunds durch einen Ausfall der Schmiede 100 Malter „Steinkohlen" in die Stadt geschafft wurden. Die älteste Steinkohlengewinnung im Bezirk Essen ging mutmaßlich im Mühlbachtal bei der schon im zehnten Jahrhundert genannten Bauernschaft Fredebeulen um. Schriftlich erwähnt wurde der Essener Kohlenbergbau zuerst 1317 in einer Stiftungsurkunde für Errichtung einer Herberge für wandernde Bettelmönche. Die ältesten Nachrichten über Steinkohlenbergbau bei Bochum fallen in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. 1537 wurde für Rechnung des Kirchbaues „1 Kare Kolen" (eine Karre Kohlen) „to Langendreer" gekauft. Das „Hot" Kohlen kostete damals nur einen halben Groschen. Aus den Aufzeichnungen ist zu erkennen, daß die Steinkohle als Brennstoff neben der Holzkohle und den „Heisern" (Buchenscheiten), die man aus der Holtinger Gegend bezog, bereits gebräuchlich war, [illegible] Beginn des Bochumer Steinkohlenbergbaus wohl [illegible] anzusehen hat, als die vorliegenden urkundlichen Bestätigungen zulassen würden. Am wahrscheinlichsten ist, daß die Ausbeutung der Kohlenvorkommen in den Ruhrbergen im Gebiete zwischen Dortmund, Essen und Bochum ziemlich gleichzeitig eingesetzt hat.

Von einem Steinkohlenbergbau im heute gebräuchlichen Wortsinn konnte in damaliger Zeit kaum die Rede sein. Man betrieb die Kohlengewinnung sehr oberflächlich und lax. Wo ein Flöz zutage trat, begann man zu buddeln; man „raubte" die Kohlen, solange sie bequem erreichbar waren; bei größerer Tiefe und beim [illegible] von Wasserschwierigkeiten, die ja besonders an [illegible] gelegenen Stellen des Ruhrtales zu [illegible] waren, gab man den „Pütt" [illegible] auf, [illegible] Glück an einer anderen Stelle aufs Neue [illegible]. Noch im Jahre 1734 mußte der [illegible] bei einer [illegible] der Grafschaft [illegible] Worten der hier [illegible] Ergebnis der [illegible] der Denkschrift des Allgemeinen [illegible] (1910) [illegible] die Neuordnung

der [illegible] [illegible], welche ihren Ausdruck fand in der „Revidierten Verordnung vor die Grafschaft Mark" vom 16. Juli 1737 und in der Errichtung des märkischen Bergamts zu Bochum am 31. Januar 1738 (das 1740 nach Schwerte verlegt wurde; von dort kam es 1756 nach Hattingen, 1758 wieder nach Schwerte, 1766 nach Hagen, 1807 nach Bochum, wo es 1861 aufgelöst wurde).

Die vorerwähnten Maßnahmen brachten zwar Ordnung in den vorher planlos betriebenen Bergbau, hatten aber nicht die erhoffte Belebung des Bergbaues zur Folge. Es ist das Verdienst Friedrichs des Großen, erkannt zu haben, daß eine dauernde Hebung des Bergbaues nur möglich sei, wenn es gelang, einen tüchtigen Bergmannsstand heranzubilden. Unter seiner Regierung wurden erfahrene Bergleute aus dem Harz, aus Sachsen und Böhmen herangezogen; den Bergleuten wurden besondere Vorrechte und Freiheiten verliehen und in der Einrichtung der Knappschaftskassen wurden ihnen Sicherheiten für die Zeiten der Krankheit und der Invalidität geboten.

Im Jahre 1754 gab es nach Dorpe in der Grafschaft Mark 108 betriebene und 104 nicht betriebene Kohlengruben. Einer Spezifikation, die 1755 der klevischen Kammer überreicht wurde, ist zu entnehmen, daß damals 658 Bergleute im Ruhrgebiet tätig waren, darunter jedoch zahlreiche Bürger und Bauern als sogenannte Eigenlöhner. Manche Belegschaften besonders im Amte Wetter als dem fündigsten Kohlenrevier jener Zeit wiesen schon Belegschaften von 20 und mehr Mann auf, die meisten aber viel weniger. Fremde, d. h. nichtpreußische Bergleute, waren ca. 50 tätig, die in ihrer Mehrzahl aus Böhmen, Sachsen und dem Harz stammten.

Westfälischer Sagenkranz.

Das Brunnengespenst zu Essen.

Bei Nacht vom Richtplatz schreitet sacht
Ein Mägdlein nach um Mitternacht.
Sie nimmt den Ellen ihren Gang,
Die Heide und das Feld entlang.
Die Toten schreiten leise.

Ihr Kleid ist weiß, ihr Antlitz bleich,
„Du kommst wohl aus dem Totenreich,
Du bleiches Bild, steh' Rede mir,
Was treibt dich aus dem Grab herfür?"
Die Toten reden leise.

Zum Spillplatz lenkt sie ihren Schritt
Und schwinget sich auf den Brunnentritt.
„Was schaffst du hier zur nächt'gen Stund'?
Ist Böses nicht, so gib es kund!"
Die Toten reden leise.

Nach Kett' und Kröcke greift sie d'rauf,
Der Eimer sinkt und kommt herauf.
„Was suchst du auf des Eimers Grund?
Im Namen Gottes sprich sekund!"
Die Toten reden leise.

Sie starrt hinab zum finstern Grund,
Sie starrt hinauf zum Himmelsrund.
„So helf' dir Gott, im Brunnen ruht
Wohl gar dein eigen Fleisch und Blut!"
Die Toten reden leise.

Da kräht der Hahn, die Nacht ist um,
Das Mägdlein schleicht von dannen stumm.
Sie nimmt zum Richtplatz ihren Gang,
Das Feld und dann die Heid' entlang.
Die Toten schreiten leise.

Friedrich Kampmann.

Etwas über Kinderlieder in Westfalen.

Die Erforschung und Erschließung der völkischen Kultur in Westfalen schreitet immer mehr voran. Mit Staunen entdeckt der Gelehrte, welch' reicher Gemütsschatz in diesem verschlossenen Volke schlummert. Es ist auch an der Zeit, diese Schätze zu heben, denn die immer mehr sich ausdehnende Industrie verdrängt viele der poetischen Absonderlichkeiten und alten Sitten. Das Schwinden jeglicher Originalität unter den verschiedenen Volksstämmen ist sicherlich kein Vorteil, denn mögen die alten Gebräuche auch oft etwas eigenbrödlerisches, ja [illegible] an sich haben, sie kennzeichnen aber die Sinnesart der Bewohner des Landes, sie sind mehr als irgend ein anderes Zeichen der Kern der wahren Gesinnung. Und sie verleihen dem Volke eben eine persönliche Note, ein kulturelles Gepräge.

In den volkstümlichen Kinderliedern, wovon in diesem kleinen Aufsatz die Rede sein soll, liegt oft tiefe Poesie. Nicht so sehr in den einzelnen Worten und [illegible] — diese kann man ja wohl schlecht lesen — als vielmehr in den Spielen und [illegible], die sie begleiten, in der Melodie dieser Lieder und in dem [illegible], den sie bergen.

Die alten Kinderlieder werden bei besonderen Gelegenheiten, bei einer [illegible], an einem [illegible] oder bei Spielen gesungen. Unzählig sind in Westfalen die Spottlieder auf Dorfgrößen usw. Bekannt ist ja das „Bimmel, bammel, beier, de Köster mag keen Eier". Weitere sind „Heinrich Buchheinrich, wo geit met dine Frau" oder „Wilm, Wilm, Kattendreier" usw. Als Beispiel sei auch ein Lied angeführt (in manchen Gegenden wird es nur gesprochen), welches bei der Auslosung zu einem Spiel üblich ist:

„Min Vader woll mal 'n Kuh beschlon,
wo vüll Nägel mot he donn,
dat seg du mi es mol."

Ein Spielteilnehmer mußte eine beliebige Zahl nennen. Es wird weitergezählt, und wer dann die genannte Zahl erhält, ist ausgelost.

Sehr zahlreich sind die Kinderreime, die an bestimmten Festen gesungen werden, wie z. B. an St. Nikolaus oder St. Martin. Für den letzten Tag sei ein Beispiel angeführt. Eine allgemeine Sitte ist es wohl, daß an diesem Tage die Kinder bei den Kaufleuten des Ortes, besonders vermögenden, anklopfen und ihr Liedchen singen, um dafür, wie weiland der Bettler von St. Martin, beschenkt zu werden. Die Liedchen, die dabei jeweils gesungen werden, sind verschieden. Ich erinnere mich noch sehr gut aus meiner Jugendzeit folgender Reime:

Sünte Märten, Sünte Märten, den guden Mann,
de us ook wat geven kann,
Appel oder ne Bär,
Olle Frau, junge Frau,
Laat us nich so lange staohn,
wi willt noch en bitken widder gaohn,
Dä hoahen in den Wiemel
do hangt so lange Wüösk,
den längste de gim us,
de kürtsten de lot hangen,
Gim us en Stück vom'n Schenken,
do willt wi lang an denken,
Gim us ein Stück van'n Haunerkopp,
dann spring wie vüör un achter op.

War dieses Lied von einem ganzen Chor von Knaben mit hoffnungsfreudiger Begeisterung gesungen, dann kam der „Segen von oben" in Gestalt von Nüssen, Brezeln oder anderen Süßigkeiten. Nicht selten kam aber auch ein Eimer Wasser hinterher.

In der Form dieses Liedes gibt es auch Rätsel und Kinderpredigten. Von den letzteren ist eine allbekannt, die anfängt: „Ein Huhn, ein Hahn, die Predigt geht an." Ich fand diese Predigt schon öfters in Bilderbüchern, ein gutes Zeichen, welches beweist, daß man in gewissen Teilen unseres Volkes doch noch auf kulturelle Eigenart Wert legt. Mit verschiedenen Varianten findet man auch das Lied: „Die Kuh, die saß im Schwalbennest mit dreizehn jungen Ziegen", jenen allbekannten Reim, den Prof. Landois in seinem „Franz Essink" auch im Studentenkommers ertönen läßt.

Schöner und tiefer als die Kinderpredigten sind die Wiegenlieder. Sie sind aus der Kindererziehung nicht wegzudenken. Wie arm sind jene Mütter, die wohl die modernsten Operettenschlager kennen, nicht aber ihren Kindern ein schönes Wiegenlied, wie z. B. „Schlop, Kindken, schlop" vorsingen können.

Dieser Hinweis auf unsere Kinderlieder genüge, nun auch wirklich Ernst mit deren Pflege zu machen. Glaube man nicht, so etwas sei lächerlich oder kindisch. (Man hört sowas oft.) Man unterschätzt die Tiefe des Volksgemüts, das solche Poesie schafft. Und das Volksgemüt ist ein Kulturfaktor ersten Ranges. In unserer heutigen schnellebigen Zeit mit ihrer großen Industrie hat die Bevölkerung durch das viele Wandern keine Heimat. Man vergißt zu schnell die alten Jugenderinnerungen (wenn man überhaupt welche hat) und wird ein Kosmopolit, der sich überall und nirgends wohl fühlt. Hat man aber nur eine Heimat der alten Sitten und Gebräuche, so bleibt man mehr Gemüts-, mehr Seelenmensch. Dieses Gut ersetzt kein Reichtum. Pflegen wir darum bei unseren Kindern diese Heimatkunde. Es ist nur Kleinarbeit, gewiß, nur ein Steinchen des großen Mosaikgemäldes des echten Familienlebens, aber es ist einer der Edelsteine. Willi Berncloht (Datteln).

Dat Operngläs.

Mok Nudelsuppe verkofft en Pährd,
bruuk sik en Liter Quasselwater,
nomm noch en Schöppken met sin Hälft
un gonk met Settken int Theater.

Dat Wührde was Nok un Settken nie
se hadden ben en bitt to renuen,
bis dat se nao-voll Galerie
sö ähre Garderobe kunnen.

En Fräulein nomm de Kroden ut
en hoal se richtig in de Rieaen
un seggt: „Sie können, lieber Mann,
bei mir ein Opernglas auch kriegen."

„En Opernglas? Wat is't? O wet!"
meint doa Frau Settken Nudelsuppe,
„ich hält de Gusette all satt
un Nok de beiwet ut de Flasche."

W. Linnebohm.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 2. Sonntag, 9. Januar 1921.

Die katholische Presse.

Von Dr. Hoffmann, Rektor, Brühl.

Einen gewissen Trost in den gegenwärtigen in der breiten Oeffentlichkeit sich abspielenden Geisteskämpfen bietet die Wahrnehmung, wie in so vielen Jünglingen und Jungfrauen, Männern und Frauen ein starker Zukunftsidealismus herrscht und gepflegt wird. Wir sehen und hören die Bestrebungen Neu-Deutschland bei unseren katholischen Mittelschulen mächtig aufblühen, wir sehen bei unseren katholischen Studentenkorporationen einen frischen lebendigen Drang nach Hilfe zum Bessern, wir vernehmen aus den Kreisen der katholischen Lehrervereine inmitten ihrer schwersten Sorgen die zuversichtlichsten Gelöbnisse; wir bemerken in den katholischen Vereinen überhaupt eine lebhafte Tätigkeit, die einem vorkommt wie ein Einexerzieren und Kräftesammeln für den Entscheidungskampf der Geister, wobei die Caritas als die Samariterin in der Neuzeit in besonders reger Tätigkeit sich sammelt und organisiert. Das alles ist höchst erfreulich und tröstlich. Eines dürfen aber die Katholiken in der Jetztzeit nicht vergessen, das ist die katholische Presse.

Wenn ein Bauersmann sich Holzstämme aus dem Walde holt, so ist das keine leichte Arbeit. Das Aufladen selbst macht ihm schwere Mühe. Darum nimmt er sein solidestes Handwerkszeug dazu mit: eine Winde, ein Hebeeisen, starke Ketten und Stränge und was er noch nötig brauchen könnte. Mit dem Aufladen ist es aber noch nicht getan. Die Waldwege sind nicht gepflastert und nicht geschottert und das Hinausfahren aus dem Walde mit einer so schweren Last auf dem Wagen ist noch schwieriger als das Aufladen der Stämme. Wehe, wenn die Wagenräder einsinken in den Boden! Ein kluger Bauersmann nimmt da die Schaufel oder den Pickel und räumt den Boden vor den Rädern auf, legt womöglich noch ein hartes Brett unter und schafft sich so eine rechte Unterlage. Wenn es noch nicht geht, so setzt er die Winde an und hebt das eingesunkene Rad aus dem Morast. Dann geht es weiter.

Unser Staatskarren sitzt tief im Schlamm und ist nicht von der Stelle zu bringen. Die Ladung, die er zu tragen hat, ist so schwer wie nie. Da hilft kein Wehklagen und Jammern. Damit allein sinkt man immer tiefer hinein. Den Pickel und die Schaufel her und aufgeräumt. Ein starkes Brett, einen Dielen untergelegt! Die Winde her! Oder sollen wir bankerott machen? Nur das nicht! Die Schaufel und den Pickel und den Dielen und die Winde her! Es wird gehen und es muß gehen! Eine gute Presse ist unsere Schaufel, und unsere Pickel, unser Dielen und unsere Winde. Die Schaufel und der Pickel müssen aufräumen und die Räder freilegen. Das muß die Presse tun: aufräumen, aufklären, Hindernisse entfernen, freie Bahn machen, dann den Dielen herunterlegen und festen Boden geschaffen. Das ist wieder die Aufgabe der Presse. Der [illegible] Moorgrund einer seichten Kultur ist kein Fahrgrund für einen so schwer beladenen Staatswagen. Er braucht einen widerstandsfähigen Untergrund und sei es aus altem deutschen Eichenholz. Der Karren muß heraus aus dem Morast. Sind wir einmal wieder auf der gediegenen, granitenen [illegible] angelangt, dann geht es wieder flott weiter. Will es noch nicht gehen? Gut, die Winde her! Die Last ist ungeheuer schwer. [illegible] tragen sie, aber sie müssen [illegible] heraus aus [illegible] Schlamm. Die Winde hebt sie. Aber [illegible] [illegible] muß selbst unterzelegt. — In jedem [illegible] soll die gute Presse ihren Rückhalt haben. [illegible] Unterlage und dann angefaßt. Es geht [illegible]

[illegible] Presse schon Großes in der Vergangenheit [illegible] Denke man nur an die Zeit des [illegible] Bismarck nach Kanossa ging. Wer hat dazu wesentlich beigetragen? Die kath. Presse Deutschlands. Soll sie diesmal, wo sie noch stärker geworden ist, nichts zuwege bringen? Du Frau, sage es deinem verärgerten Manne und du Mutter, künde es deinem stürmischen Sohn. Mehr denn je gilt es heute, das Ganze sammeln! Mehr denn je gilt es, dem anstürmenden Feinde gegenüber sich festzuklemmen auf die unerschütterbaren Grundsteine des Christentums. Gerade jetzt, wo so viele sittlichen und moralischen Werte zerstört am Boden liegen, bedarf der deutsche Katholik einer Presse, die solche Werte aufzubauen vermag. Das kann nicht geschehen durch eine Presse, bei deren Leserschaft der Kurszettel und der Vergnügungsanzeiger die meiste Anziehungskraft ausüben, sondern nur von einer Presse, die den Menschen aus den Niederungen und Verwilderungen kriegerischen Lebens zu geistigen, schöneren Höhen emporzuziehen sucht. Diese Aufgabe ist Sache der gesamten deutschen Presse, soweit solche noch positiv christlichen Gedanken zugänglich ist, vornehmlich auch die kath. Presse. Wer sollte aber der kath. Presse zu Ansehen und Einfluß verhelfen, wenn es die Katholiken nicht selbst tun? Ist es denn wirklich so schwer und bedeutet es eine Schmälerung seiner Ehre, wenn man durch das Abonnement einer kath. Zeitung sich als das zeigt und gibt, was man ist oder doch wenigstens sein sollte? Darum heraus mit der kath. Ueberzeugung! Die Zeiten sind vorüber, wo der gläubige kath. Mann in einflußreicher Stellung ein „seltener Vogel" war und wir wollen und wir müssen gleich anderen gleichberechtigt und gleich bewertet sein. Zu diesem Ziele bedarf es einer starken kath. Presse. Man sage nicht, die Zeitungen kosten zu viel Geld! Aber was kostet heute denn nicht viel Geld? Wird sich der Katholik beschämen lassen durch seine Feinde? Gewiß nicht! Wir opfern hunderttausende für Kirchen und hunderttausende für die Missionen; da müssen wir uns auch für unsere Presse ins Zeug legen. Die Flut der gott- und christusfeindlichen Presse muß durch den Damm der kath. Presse in Schranken gehalten werden, damit sie sich nicht über die zweitausendjährigen Gefilde der christlichen Kirche ergießt und sie mit Schlamm und Schmutz überdeckt und erstickt.

Möchten doch die Katholiken die gute kath. Presse unterstützen und fördern als die fünfte Großmacht, wie Napoleon I. den „Rheinischen Merkur" des großen Görres bezeichnete. Es gibt in der Tat nach der Religion keine größere Macht auf Erden als die Presse. Weder die gebietenden Körperschaften, noch die weisesten Reden in den Parlamenten, nicht die besten Regierungen oder die vortrefflichsten Gesetze reichen heran an die Macht der Presse im öffentlichen Leben. Sie ist eine Großmacht, die der Liberalismus und Sozialismus sich geschaffen haben. Auch die kath. Presse hat sich im deutschen Reiche zu einem mächtigen Einfluß emporgeschwungen, und sie kann und muß sich noch weiter emporschwingen. Wer könnte oder möchte heute ohne Zeitung sein? Wir möchte aber auch eine Zeitung durch sein Abonnement oder durch andere Art unterstützen, die den Gefühlen seines Herzens widerspricht und den Anforderungen des Geistes entgegen ist? Wer möchte insbesondere ein Blatt im Hause dulden, das so oft seine religiöse Ueberzeugung anfeindet, das Gegenteil von dem predigt, was seine Kirche, der er doch angehört, von ihm verlangt? Wehe, wenn die Front der kath. Presse einmal durchbrochen werden würde. Ein schimpflicher Friede würde den Katholiken von seiten des Unglaubens diktiert werden. Darum ist es Pflicht eines jeden Katholiken, seine Presse durch Abonnement, durch Inserieren und Mitarbeit zu unterstützen.

In Amerika besteht vielfach ein 6. Kirchengebot: „Du sollst die vorgeschriebenen Kirchensteuern zahlen." Für jeden deutschen Katholiken dürfte ein anderes 6. Kirchengebot lauten: „Du sollst die gute kath. Presse halten und unterstützen." Die kath. Presse ist unsere Volkswehr, die wahre katholische Volkswehr."

Kinder in Not!

Willst Du fehlen mit Deiner Ga[illegible]
Deutsche Kinderhilfe.

An alle Freunde und G[illegible] des Bonifaziusverein[illegible]

Der katholische Volksteil geht besonders [illegible] troffen aus dem Kriege hervor. Verlandeinwi[illegible] lionen unserer Glaubensgenossen nahm uns [illegible] glücklicher Ausgang. Oestlich der Weser gib[illegible] dem umstrittenen Schlesien abgesehen, nur noch [illegible] Was das für den deutschen Katholizismus be[illegible] von höchster kirchlicher Warte aus in dem vo[illegible] den Jubeljahre des Bonifaziusvereins überzeu[illegible] gelegt worden.

Die Diaspora ist eine Wunde am katholis[illegible] nismus Deutschlands, durch welche unzählige [illegible] kräfte verloren gehen, und die zu einer [illegible] dung des Gesamtkatholizismus führen muß, [illegible] heilende Hand angelegt wird.

Der Bonifaziusverein ist der barmherzi[illegible] ritan, der im Namen des heilenden Ö[illegible] in d[illegible] den gießt, sie verbindet und ihr weiteres Um[illegible] zu hemmen sucht. Mit reichem Erfolg hat er [illegible] gabe in der Vergangenheit gelöst. Das ist ein [illegible] Blatt seiner Geschichte, noch mehr ein Ehren[illegible] unser gut katholisches Volk, das unter Führ[illegible] Bischöfe und seines Klerus gern die Mittel b[illegible] Der gleiche Erfolg ist heute dem Verein nicht [illegible] schieden, nicht deshalb, als wenn er seinen [illegible] eingebüßt hätte, nein, weil die Not der Di[illegible] Unbeschreibliche erwachsen ist, die Gaben abe[illegible] steigenden Hilfsbedürftigkeit nicht gleichen Sc[illegible] ten.

Neubauten von Kirchen und Schulen [illegible] heute nicht mehr hundert tausende, sondern [illegible] Wer soll das Geld schaffen? Der Bonifazius[illegible]

Die Geistlichen müssen sich in der Diaspora [illegible] noch mit dem Friedensgehalt begnügen. Ein[illegible] men bei der heutigen Teuerung wird von Ta[illegible] weniger möglich. Ein Bundesstaat nach dem [illegible] erklärt seine Zahlungsunfähigkeit. Die kirchl[illegible] len waren von jeher nicht mit überreichen Mi[illegible] gestattet. Wer wird bestürmt um Hilfe in [illegible] Not? Der Bonifaziusverein.

134 Kinderheime in der Diaspora [illegible] [illegible] baren Schatz katholischer Kinderseelen. [illegible] lichen am Rande des Abgrundes. [illegible] Stein mit Hausleben [illegible] Jeder Tag [illegible] Wirtschaftsschulden auf. Wer soll helfen? [illegible] fazinsverein.

Das Rückgrat des religiösen Lebens in der [illegible] sind unsere katholischen Schulen. Die [illegible] Besserstellung der Lehrkräfte ist Voraussetzun[illegible] weiteren Existenz. Im Freistaate Sachsen [illegible] Dresdener katholischen Schulen bereits an [illegible] übergegangen; Chemnitz und Leipzig stehen [illegible] handlung. Wer soll das Ausbleibende [illegible] Wer will unsere Diasporaschulen retten? Der B[illegible] verein.

Kann der Verein das leisten? Bei seinen [illegible] Einnahmen nicht im mindesten.

Darum unsere Bitte: Werde ein Mitglied [illegible] men, schwerbedrängten Diasporajugend! [illegible] Erbauungsmittel zur Werbung für unsere Kir[illegible] [illegible] Landvolk!

Werde Mitglied unseres Vereins: Trete [illegible] lebenslänglichen Mitglied! Deine Gabe [illegible] reichlich.

...e für unseren Verein, was sonst als unnütz ...eschoben wird: Briefmarken, Staniol, Korken, ...geld wird heute in Masse gesammelt, zu ...pital.

...für unseren Verein! Du wandelst dann in ...en des großen heiligen Bonifatius. Werde ein ...für deine hartbedrängten Brüder in der Dia... Du hilfst ihnen, das Kostbarste retten: ihren ...

...artinus, der arme Soldat, teilte mit dem ar... ...and seinen Mantel. ...ilft dem göttlichen Kinde in der Krippe in ...rbenden Brüdern und Schwestern?

...derborn, 1. Dezember 1920.

Der Gesamtvorstand des Bonifaziusvereins.

...as Lied der Arbeit.

Von Otto Tillen.

(Nachdruck verboten.)

...hend spielte durch die Fenster und warf schme... ...leier über die Wände. Im dunkelsten Zimmer ...uschens, das inmitten der Stadt eingezwängt ...e enge Straße, stand Ulrich, der Aftermieter. ...insam um ihn zum Erschrecken. Doch liebte er ... der Dämmerstunde zu träumen, wenn die ...der riesenhaften Hauskolosse des benachbarten ...tels ins Zimmer geisterten. Sein Sehnen ... dann ... er ließ wieder drehen auf der ... den Blick verlöschen im weiten Blau mit de... Seele sehnsüchtig über abendrotglühende ... und verschwiegene Schluchten tollend. Man ...inter draußen und die Stürme jagten, wilde ... die dämonengleich rasen konnten und lästern ...en. Ulrich war dann ganz still wie ein ge... Bub. Wie er dann lauschte und lauschte, wurde ... und aus Raunen und Flüstern formte sich ihm ...schwatzend vom kommenden Tag, von Licht und ... das Leben! Tag für Tag im Wirbel der ...it und dann die Dämmerstunde mit ihren ... dann das nachtschwarze Vergessen ... ...es stieg vor ihm auf und die wilde Jugendlust ...n seiner Seele erzeugen Blüten wie Frühlings... ...sang heiße Melodien von der Freuden Hoch... göttlichen Schaffens Wonneschauern. Auf ... da riß die Fenster auf und stemmte sich in ... Die Hand stumm und starrte ihn an, schwer... fragend. Durch Wolkenfetzen brannte Ster... friedhofsstill lag die Stadt und schlief. Da ...nd der Wind um die Ecke und faßte den Recken ... daß es ihn schauerte.

...unge er gestanden, wann er gegangen, wußte ... Er fühlte nur einmal, wie leise seine Pulse ...mmerlied sangen, wie das Schweigen von den ...stieg und sich ihm auf die glutendurchwühlte ...e. Dann kam das Vergessen ...

...enen klatschte ans Fenster, der Wind war zum ...gewachsen, als er aufwachte zu Tage und Le... ...unten gingen die Menschen mit verstörten ...nd trüben Blicken. Grau in Grau lag die Welt ...n Regen wie von Tränen.

...er Ulrich hinab und schloß seine Seele Seh... und ließ sie rufen nach Licht und dürsten nach ... Er ging an sein Werk wie immer, wenn die ... Pflicht ihn daran schmiedete. Er arbeitete, ...ussehen, das Grau der Straßen nicht zu schauen, ...schwere Mäntel gehüllten Menschen. Stunden ... Stunden gingen ... und er arbeitete. — ...eten sich heimlich der Seele verborgene Quellen ...lten Ulrichs in lebendem Drang hervor — ...en sich an sein Werk. Sein ganzes Wesen ver... ...und eilte der Vollendung entgegen. All...mählich die Schatten sanken und der Abend durch das Fenster spähte, da war's getan. ...Heißersehnter Schaffensdrang und Sehnsuchtsruf ... Ziel gefunden. Unsagbar frei fühlte sich seine ... Schwere hatte sich von ihr gelöst. Aller... ...itte sich verdichtet und geformt mit schöpferischer ... die glitzernden Sonnenfunken im weiten ...zusammenfinden, sich türmen und umschließen ...überstrahlenden Bogen überirdischer Schönheit.

...ie Sonne beim Schlafengehen noch all den ...des Tages mit heißer Glut die Nacht ...ß hinter den Bergen lauern, sodaß Ulrich ...ten die sich durch die Straßen wanden, das ...d und die frierenden Menschen.

...leuchtete es wie Widerschein strahlender Lich... ...te des Lebens Quellen erhellt, die in der Ur... Schaffens durch seine Glieder gerieselt.

...ing eine Kantilade in den dunkelnden Abend. ...Welt, lang es mit, Feierabendweisen! — ...heimkehrt und drauhen von allen ... Glocken herzinjubelten, da ward weit sein ...und weit seine Seele. Wie eine Offenbarung ... Klangfluten, die sich zur Him... ...den ... es den Sternen zu ... ...Lied von der Arbeit Segen und der Erfüllung.

Klarheit und Wahrheit über die Zivilehe.

Die Zivilehe — eine staatsgesetzliche Sache, aber noch keine vor Gott und dem Gewissen gültige Ehe. Das mögen solche sich zu Gewissen nehmen, die mit der bloßen Zivilehe sich begnügen. Sie mögen aber auch die Schuld bedenken, die sie dadurch auf sich laden. Sie gelten zwar in den Augen des Staates als verheiratet, aber sie sind es nicht vor Gott, vor der Kirche und dem eigenen Gewissen, und so lange sie nicht die Ehe kirchlich durch das Sakrament der Ehe schließen, leben solche bloß zivil Getrauten im Stande fortgesetzter schwerer Sünde; so lange sind sie aber auch ausgeschlossen vom Sakramentempfang, und wenn sie beichten und es verschweigen, daß sie in der bloßen Zivilehe leben, so beichten und kommunizieren sie unwürdig, und wenn sie es beichten, so können sie nicht losgesprochen werden, bevor sie nicht Schritte tun zur kirchlichen Trauung. — Ebenso müssen Katholiken sich merken, daß sie erlaubter und gültiger Weise eine Ehe nur eingehen können vor dem katholischen Pfarrer des Trauungsortes oder einem bevollmächtigten anderen katholischen Geistlichen und daß eine Mischehe, die ein Katholik in nicht katholischer Eheschließung eingeht, für ihn ungültig und unerlaubt ist; dadurch schließt er sich auch selbst von der katholischen Kirche aus, bis er ernstlich seinen Schritt bereut und wieder gutzumachen sucht, soweit ihm dies noch möglich ist.

Jugendverrohung.

Wie oft kann man auf der Straße schon aus dem Munde kleiner Jungens häßliche Fluchworte hören! Es ist schon abscheulich, wenn Große fluchen, aber bei Kindern ist es noch unnatürlicher und widerlicher. Und doch geschieht nicht nur in Berlin, was von einem Berliner Kleinen vor einiger Zeit in einer Zeitung erzählt wurde. Als ein Herr den kleinen Knirps aus Leibeskräften fluchen hörte, sagte er ihm: „Du kannst aber schon recht fluchen!" „Ja, ja," sagte schmunzelnd die Mutter, welche daneben stand, „er versteht's, er flucht schon wie ein Alter." „So? Kann er denn auch schon beten?" fragte der Herr. „I, wo denken Sie hin? Dazu ist der Junge doch noch viel zu klein." — So ist es leider, daß manche Kleinen, die noch nicht das Vaterunser beten können, schon häßliche Fluchworte im Munde führen. Woher haben sie diese gelernt? Vielfach von anderen größeren verdorbenen Jungen auf der Straße. Aber lernen sie das Fluchen nicht auch mitunter im eigenen Elternhause? Ein Sprichwort sagt: Was das Kind auf der Straße spricht, trägt Vaters und Mutters Angesicht. Das gilt leider auch so manchmal in diesem Punkte. In der Jugend steckt das Bestreben, alles den Erwachsenen nachzumachen; und das böse Beispiel findet leider vielfach mehr Nachahmung als das gute!

Christliche Eltern! Wenn ihr von eurem Kinde Fluchworte hört, dann nehmt die Sache recht ernst! Fragt euch, woher es das gelernt hat. Geht strenge gegen diesen Fehler vor! Und sollte die Ursache in eurer eigenen Familie liegen, dann sorgt dafür, daß das böse Beispiel nicht weiter gegeben wird. Es wäre ein trauriges Erbteil, welches das Kind vom Elternhause mitbekäme, und die Verantwortung würde auf euch fallen. Verweist dem Kinde die Unart des Fluchens, weist es hin auf die Häßlichkeit, die im Fluchen liegt, schärft ihm das 2. Gebot ein und daß Gott jede Entheiligung seines Namens und jedes Verwünschen als Sünde verboten hat. Flucht selbst nie, am wenigsten in Gesellschaft von Kindern! Wo in einem Hause das Fluchen daheim ist, kann Gottes Segen nicht wohnen. Aus dem Munde der Eltern sollen nur edle, gute, christliche Worte kommen.

R. E.

Waldwinter.

Eine Wanderung.

Der Winter hockte über den grünen Tannenästen. In einem stillen, ruhigen Schneefall war er gekommen, hatte jeder einzelnen Schneeflocke erlaubt, sich ihr Blütchen selber auszuwinden, und hatte sie dann behutsam und in aller Ordnung hingelegt. Nun lagen die Flocken ganz vergnüglich auf den Ästen, an den Rinden oder auf dem Boden und sahen sich in der Runde um. Bald waren sie miteinander bekannt geworden und erzählten sich von den weiten Reisen, die sie unternommen, und von den mannigfaltigen Schicksalen, die sie erlebt hatten. Da war die eine in einer Eiswolke weit über den Ozean gesegelt, die andere war als Dampfwölkchen über Land geflogen, die dritte hatte schon unzählige Verwandlungen durchgemacht und war schon oft in allerlei Formen auf der Erde zu Besuch gewesen. Alle aber [illegible] herzlich froh, daß sie so still und friedlich ihren [illegible] und bereiteten sich auf einen langen Winteraufenthalt vor; denn der Winter hatte eben erst seine erste Dauerherrschaft angetreten.

An so einem stillen, friedlichen Wintertag wanderte ich in den Wald hinein. Rechts und links von mir standen die kleinen Tannenbäumchen, jedes mit einem weißen Pelz angetan, wie artige Kinder, die ein neues Kleid bekommen haben. Die großen Tannenbäume mit ihren grauen Rinden schauten ernst herab, als wüßten sie von längst vergangenen, alten Zeiten, und der Schnee auf dem Fußwege breitete sich wie ein feiner, weicher Teppich aus. Kein Lüftchen regte sich, kein Vogel war zu hören, der Wald hielt seine Winterruhe.

Da kam mir aus einem Seitenweg etwas Lebendiges entgegen. Es waren zwei Spuren, die in großer Einträchtigkeit nebeneinander liefen, die eine klein und trippelnd, die andere größer und weiter im Schritt ausholend. Sie kamen mir wie etwas sehr Merkwürdiges vor; als müßte hier jemand sehr Geheimnisvolles gegangen sein, und ich setzte sehr vorsichtig meine Tritte daneben, um sie nicht zu zerstören. Und mit einem Male war mir's, als folgte ich einem Menschenleben; ich sah es zwischen Recht und Unrecht, Gut und Böse, zwischen Wahrheit und Irrtum wandeln und hörte ein leises Glöcklein hinter ihnen her, — als ob das Schicksal in einem kleinen Schlitten hinter ihnen führe. Dann kreuzte unsern Pfad ein breiter Weg; und die Spuren verloren sich im halbausgetretenen Geleise. So flickt letzten Endes jeder Menschentritt in ein ausgetretenes Geleise, in den Weg einer großen Menge, in den Massentritt des Volkes. In einer breiten, gewaltigen Spur zieht ein Volk dahin, und alle Einzelpfade, möge sie noch so abgelegen sein, noch so eigenwillig, müssen endlich doch dahinein münden. Du bist nichts, wenn du alleine gehst; du magst für dich allein träumen, sinnen, denken, aber handeln mußt du mit all den vielen, die deine Brüder sind.

Weiter ging ich und kam in eine Schlucht. Weiß waren die Abhänge bedeckt, und kleine Tannen kletterten hinauf, hinunter. Oben aber standen die Riesen des Waldes, eisgrau, und schauten in die Schlucht herab, wie Wächter auf den Zinnen. Und mir fiel ein, wie auch der Weg eines Volkes mitunter durch Schluchten geht und tief am Boden hinführt, aber oben auf der Warte stehen die Ewigen, die Paladine, die Großen der Vergangenheit und schauen von den Firnen der Ewigkeit auf den tiefen, abgründigen Weg. Fest und reglos stehen sie, aber ihr Anblick zieht in die Höhe ...

Ein kleiner See war meiner Wanderung Ziel, ein kleiner Waldsee, den ich im Sommer einmal entdeckt hatte. Da hatte er mir jenes braunschwarze Wasser mit dem dunklen Bronzeschimmer gewiesen, das wie ein Deckel über einem Geheimnis anmutet, das das Rätsel des Waldes in sich zu bergen scheint, und das jeden in eine unergründliche Tiefe zu ziehen droht, der sich vermessen sollte, es zu lösen.

Ich fand den See halb zugefroren, wie mir schien. Ich wußte nicht, warum ich sagen mußte: halb. Denn die Eisdecke bedeckte ihn lückenlos von einem Ende bis zum andern. Und doch schien es mir, als schwelle etwas unter der Eisdecke, als ginge ein großer Atem darunter, als höbe sich eine Brust, und das Eis schien hin und her zu schwanken. Und wieder fiel mir ein: ein tiefer Waldsee ist jedes Volk. Sei es noch so geknechtet, noch so unterdrückt, noch so vergewaltigt, unter der Winterdecke schläft das Element, schlafen die inneren Kräfte, und immer kommt einmal der Tag, da das Eis zerschmilzt und das lebendige Element wieder an die Oberfläche tritt. Denn nimmer kann das im Volk vereisen, was ihm seine Kraft verleiht, die Liebe zur Heimat.

Ich stand regungslos auf einem Felsen, der sich in den See hinein erstreckte. Es war tiefenstill. Und nun begann der Wald sich zu beleben. Weißbärtige Männer gingen ein und kamen und wollten wie im Kindermärchen nicht so recht erzählen, woher sie gekommen waren; kleine Tiere schauten durch die kahlen Zweige, und ein großer Mann mit einem weißen Federmantel stand und flüsterte. Ich spürte, wie ein altes Märchen um mich stand ...

Als ich mich wieder regte, da empfand ich etwas wie neue, frische Kraft in mir erstanden; ich hatte den Mutterboden der Natur berührt, ich hatte ein Stück Heimat [illegible] erlebt.

Frisch und im Innern froh ging ich zurück. Schneeflocken begannen wieder zu fallen, und der Wald formte sie wie eine Feierlichkeit, — als müßte er, daß sie vom Himmel zu ihm heruntergekommen waren ...

Caritaslehrgänge des Deutschen Caritasverbandes.

Wie in den beiden Vorjahren veranstaltete die Zentrale des Deutschen Caritasverbandes auch im letzten Sommer mehrere große Caritaslehrgänge in den [illegible] der Universität in Freiburg i. Br. Der Besuch war wiederum erfreulicherweise recht stark. [illegible] weit über 200 Caritasfreunde aus [illegible] und an den Vorkursen [illegible] aus der Schweiz, Deutsch-Österreich und Litauen, ja selbst aus den Vereinigten Staaten von Amerika waren Besucher zu den Kursen erschienen.

Der erste Lehrgang gab einen Ueberblick über die wichtigsten Wohlfahrtsorganisationen und über die zahlreichen Gebiete der praktischen Caritasarbeit. All die stets mehr drängenden Riesenaufgaben der Armenfürsorge, der Caritashilfe in der Seelsorge, der Kinder- und Jugendfürsorge, der Hilfeleistung für Kranke, Blinde, Krüppel, Fallsüchtige und Taubstumme werden von erfahrenen Fachleuten dargelegt. Ihnen reihten sich an die Gebiete der Fürsorge für unsere Kriegsbeschädigten, Kriegerwitwen und -waisen, des Mädchenschutzes, der caritativen Stellenvermittlung und Wandererarmenfürsorge. Auch die vorbeugende und rettende Fürsorge gegen die Schädigungen des Alkoholismus, die caritative Mitarbeit bei der Behebung der Wohnungsnot und die Auswandererfürsorge fanden gründliche Berücksichtigung.

Auf diesen zweiwöchigen Allgemeinen Caritaslehrgang folgten zwei Einwochenkurse für Jugendwohlfahrt und Familienpflege. Hervorragende Fachleute aus allen Teilen Deutschlands behandelten die grundsätzlichen, gesetzgeberischen und praktischen Fragen dieser Hauptwohlfahrtsgebiete. Die Beteiligung war teilweise noch stärker als im allg. Lehrgang. Besonders erfreulich war ebenso wie beim ersten Kurs die starke Teilnahme der gebildeten Männerwelt.

Die Begeisterung und das Interesse aller Teilnehmer war auch in dem vergangenen Jahre bewundernswert und herzerquickend. Echter Caritasgeist durchwehte all die Jünger und Jüngerinnen der Nächstenliebe, die sich alsbald wie ein Herz und eine Seele fühlten. Mögen die vielen Anregungen wiederum, wie dies bisher stets der Fall war, reiche Früchte tragen.

*

— Von der Zeitschrift „Caritas". Am 1. Oktober vergangenen Jahres waren 25 Jahre vergangen, seitdem die vom Deutschen Caritasverband unter dem Namen „Caritas" herausgegebene Zeitschrift für die Werke der Nächstenliebe im katholischen Deutschland zum ersten Male erschienen ist. Bis in die letzten Kriegsjahre hinein kam sie allmonatlich mit treuer Regelmäßigkeit und hat, von Fachmännern beraten, unter der [illegible] Schriftleitung des Herrn Prälaten Dr. Werthmann den katholischen Caritasfreunden in Deutschland und weit darüber hinaus unendlich viele Anregungen gegeben. Es gibt wohl keine Vereinigung und keine Einrichtung der katholischen Liebestätigkeit in unserem Vaterlande, die nicht von der „Caritas" erwähnt, gewürdigt und gefördert worden wäre. Gerade heute, wo es gilt, die Freiheit der christlichen Wohltätigkeit zu verteidigen, muß die Caritas Volkssache werden und muß, mögen andere Zeitschriften eingehen, ihre eigene Zeitschrift haben und behalten. In dieser Uebereinstimmung mit den Wünschen des hochwürdigsten Episkopates wird die „Caritas" alle an den Deutschen Caritasverband herantretenden Fragen erörtern und alle Werke der katholischen Liebestätigkeit fördern. Der Deutsche Caritasverband bittet seine Freunde, für die Verbreitung seiner Zeitschrift durch persönliche Empfehlung noch mehr als bisher tätig sein zu wollen. Bestellungen nehmen alle Diözesan-Caritasverbände sowie die Zentrale des Deutschen Caritasverbandes in Freiburg i. Br., Belfortstraße 18/20 gern entgegen. Der Jahrespreis beträgt 10 Mark. — Der nun beginnende 26. Jahrgang bringt der Caritas auch einen neuen Schriftleiter in der Person des als Fachmann bestbekannten Professors Dr. Liese in Paderborn, da der bisherige Redakteur, Prälat Dr. Werthmann, mit andern Verbandsarbeiten überlastet ist. Möge die „Caritas" auch unter dem neuen Schriftleiter immer mehr Freunde gewinnen!

M. Scharlau (Magda Alberti)

Von E. M. Hamann, Schönfeld in Mittelfranken.

Anderthalb Jahrzehnte mag es her sein, daß ich zum ersten Male M. Scharlau Auge in Auge begegnete. Schleswigholsteinerinnen wir beide, beide erwachsen im Ostseestrande, auf lutherisch freireligiösem Boden, beide diesem nicht wurzelecht eingegliedert, weil früh ihre Augen von jener „Unruhe zu Gott", die es in erster Linie nach Wahrheit und Klarheit verlangt. So traten wir einander gegenüber, nachdem schon briefliche und andere persönliche Verbindungen angeknüpft worden waren; so kam sie, die Jüngere, zu mir, der bedeutend Älteren, die schon den Weg beschreiten durfte, den jene noch heiß ersehnte.

Viel hatten wir einander zu sagen, mehr noch zu geben, zu tiefst sie mir mehr als ich ihr, denn unzweifelhaft war sie die Größere im Aufbauen und Ueberwinden. Was ich ihr Liebes konnte und [illegible] mußten, [illegible] bieten mußte, war ein nachfühlendes, in Liebe [illegible] Uebereinstimmung gefestigtes Verstehen. Unerläßlich war es seit der Stunde, da sie mich zum ersten Male [illegible] unbekanntes [illegible] Schaffen [illegible], weil sie damals nur auf diese Weise ihr Herz weit aufschließen konnte, ihre innerste Welt, in der das Leid und das Licht aufrüttelnd und aufhellend mächtig geworden war, in der die Liebe und die Erkenntnis sich nun nicht mehr zurückhalten lassen wollten, Brücken zu bauen von Mensch zu Bruder, zum härtestbedrängten von allen, hinüber in die Tiefen verborgener Seelen, an den Ankerplatz des ewigen Heils, ins Land der alle verbindenden Kirche, ins allsiegende Reich Gottes auf Erden.

So erstand vor mir im knappsten Bericht „Gesa Plitt", jener später in der Köln. Volkszeitung erscheinende, Katholisch und Protestantisch [illegible] beleuchtende Erstlingsroman von einem armen, ärmsten Kinde aus des Volkes „Hefe", das, haarscharf vorbei an tödlichen Abgründen, sich durch Feuer und Wasser schweren Fehls und schwerer Prüfung emporringen darf zu endgültiger friedevoller Befreiung. Was ich damals aus M. Scharlaus Darstellung vernahm, zeigte mir alsbald den Urgrund ihres Wesens und Könnens: eine zur Gestaltung drängende Kraft der Unterscheidung und der unwandelbaren Treue gegen die Pflichten höherer Wahrheit und Liebe. Damals glaubte sie, nicht mehr „viel weiteres" zu schaffen, nachdem sie dieses eine Hauptstück aus dem Tiefgrunde ihrer Lebensbereicherung gehoben haben würde.

Sie übersah, daß sie selbst noch im Aufstieg, nicht Abstieg, des eigensten Ich begriffen war und daß ihr auch ferner im äußeren wie im inneren Leben Probleme nahekommen müßten, die sie nicht werde umgehen wollen. Denn immer wird es das Selbstgeschaute, Selbsterfahrene, Selbst- und Miterlebte sein, das derartige Talente und Persönlichkeiten zu abspiegelnden Bekundungen treibt, und immer wird hinter [illegible] diesen der ganze schaffende Mensch stehen: die Füße fest auf der Erde, den gütigen Blick auf der näheren und weiteren Umgebung und den Endzielwillen heimwärtsgerichtet zum Ewigkeitsborn der höchsten Weisheit und Gnade. Darum wird in solchen Werken das Ethos, das Bekenntnis immer das erste Wort sprechen, nicht das Künstlerische, das deshalb noch lange nicht in den Schatten zu treten braucht. Das tut es auch bei M. Scharlau keineswegs. Denn diese hat Stil und Stimmung, hat Sprache von Glanz und Farbe sowie jenen klaren Wirklichkeitsblick, der seinen Weg vom Kopf durch Gemüt und Seele nimmt. Sie versteht auch wirksam zu kontrastieren, aufzubauen und ausgleichend-verteilend einzuordnen, eine Handlung gesammelt ans feste Ziel zu lenken, in sie die leitenden Ideen, die „tiefere Bedeutung" überzeugend, weil natürlich, zu betten. Vor allem kann sie echte Menschen schaffen, leibhaftige, warmblütige, kann sie treu dem Leben nachbilden, mit dem Eindruck: Diese leben, weil sie lebten, Geschöpfe der Wirklichkeit, nicht bloß der Phantasie eines willkürlich Gestaltenden. Durch die ganze Darstellung aber geht das edle Herz eines gottliebenden Gottsuchers, der gefunden hat, der nun sein bestes Erbgut den Brüdern wegweisend und erhellend darbietet. Freilich will er verstanden sein und muß Empfänglichkeit voraussetzen, wie das jegliche Problemdichtung gebietet.

Dem Problemroman „Gesa Plitt" (Bachem) mit seinen sozialen und konfessionellen Themen folgte der geschlossenere „Martin Augustin" (Herder) mit den Hauptproblemen der Mischehe und des Glaubenszweifels. Fest und zielsicher packt M. Scharlau die erstgenannte heikle Frage an und stellt die möglichen, vielmehr wahrscheinlichen schweren Folgen eines Lebensirrtums für die solchen Bund Schließenden und die ihm Entstammenden vor uns hin. Nicht rückhaltlos die negative Schlußsumme, „wenn der Ehe das Höchste fehlt" (dies die ursprüngliche Benennung des Buches), wenn einem Leben das Höchste fehlt. — Doch die Dichterin kennt und übt die verpflichtende Kunst tröstlicher, aufrichtender, erlösender Befreiung, die bei ihr stets endgültige Hingabe an Gott auf dem Boden der Kirche bedeutet.

Der dritte Roman M. Scharlaus: „Im Schatten" (Herder), nimmt das Problem des verkannten, weil geistig [illegible] Kindes zum Vorwurf. Leitmotiv ist die Erkenntnis: „Nicht jeder kann sich wie ein Adler in die Höhe schwingen. Es muß auch solche geben, die bescheiden auf dem Erdboden ihr [illegible] Tagewerk tun, und die sind vor Gottes Augen oft mehr als die Großen und Reichen. ... Nicht mehr [illegible] als wenn Gott einem [illegible] hat, das macht zufrieden und glücklich." Das herbe Schicksal eines in unverschuldeter Verkennung [illegible] beleuchtet diese Lebensweisheit in schlichter, ergreifender Weise.

Schlicht und ergreifend sind alle Werke M. Scharlaus, weil geraden Weges aus dem Leben selbst und einem Herzen voll Liebe kommend. Eben deshalb finden sie sich alle hin zu [illegible] Erfolg, [illegible] Teilnahme des Lesers [illegible] „Kämple" [illegible] das 1919 erschien und sich jetzt schon in der 4.–6. Auflage (9.–18. Tausend) vorlegt. Ein Buch von [illegible] geschrieben, vom Drang zur Wahrheit und Klarheit, zur Segenswirkung für nächste und weitere Umgebung. Das Bild einer solchen reichen, gottgeführten Laufbahn und ebensolcher Persönlichkeit spiegelt sich da vor uns ab. Fürwahr, solange Deutschland ein Frauen- und Menschentum hat wie dieses, braucht es nicht zu verzagen. So verbreite man denn M. Scharlaus Gesamtwerk nach Kräften!

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

(Nachdruck verboten.)

Weigenleed.

Dür dat Fenster schient de Mon,
lies, do lücht he an de Schiewen.
Alles well te Bedde gohn,
ingeduselt es dat Driewen.
Buten rappelt noch ne Dür
un im Schlope knurrt de Nür.
Sumseia popeia.

Schummrig mäkt de Eikenkamp,
Häsken hett sin Hüsken funnen.
Luria löpt en [illegible]
dür de düstern Weiden unnen.
Ut dem Garen kömmt en Schrein,
still, iiop still, dat sünd de Kraihn.
Sumseia popeia.

Hör, de Kiwitt röpt de Nacht.
Elwe singt de Uhr im Schoppe.
An de Husdör kloppt dat sacht,
hemlich kruiht et op de Trappe.
Schlop, süs kömmt de Bullemann,
kiekt di met siene Ogen an.
Sumseia popeia.

Sometrößken, lot din Schell'n,
[illegible] de Händkes noch im Schlope.
Engelkes wel di bestell'n,
spellt im Draum met ehre Schope.
Schörken mitt un Schönken [illegible],
morgenfröh, dann kriegst ock wat.
Sumseia popeia.

Otto Wohlgemuth.

Aus dem Reich der schwarzen Diamanten

Von W. Oschmann (Bochum).

1. Der Steinkohlenbergbau in alter und neuer Zeit.

Urzeitliche bergbauliche Tätigkeit. — Steinzeitmenschen als Bergleute. — Die Bergschule zu Memphis. — Das altrömische Bergregal. — Die Bergsklaven von Neukarthago. — Aus der Frühzeit der Steinkohlengewinnung. — Das kohlenfündige Schwein. — „Kohlberge", „Kohlbänke", „Kohlenstraßen" und „Kohlenbrechen". — Raubbau in den Ruhrbergen. — Friderizianische Reformen. — Bergarbeiterprivilegien und Knappschaftskassen. — Gesamtbelegschaft des Ruhrbezirks: 658 Bergleute.

Man muß zurückgreifen bis in die graue Vorzeit, wenn man den Anfängen des Bergbaues nachspüren will. Schon die primitiven Menschen des Steinzeitalters haben dem Schoß der Erde ihre Schätze abgewonnen und dabei, wenn auch in der denkbar einfachsten Form, bergbaulicher Methoden bedient. Zeugen dieser Betätigung des Steinzeitmenschen finden sich in Frankreich, Belgien und England, wo man Feuersteingruben, zum Teil bedeutenden Umfanges, aufdecken konnte. Bei [illegible] in der Grafschaft Durham sind nicht weniger als 24 solcher Feuersteinschächte gefunden worden, die bei einer Weite von 6 Meter eine Tiefe von rund 15 Meter aufweisen. Die Aegypter hatten vermutlich schon im vierten Jahrtausend vor Christo Schulen für Bergwissenschaften, namentlich für Chemie, Metallurgie und Geologie, eingerichtet, die nicht nur von den Aegyptern, sondern auch von Ausländern, insbesondere Griechen, besucht wurden. Eine dieser „Bergakademien" soll zu Memphis schon um das Jahr 2700 vorchristlicher Zeitrechnung entstanden sein. Von den Ägyptern wissen wir, daß sie schon 2000 vor Chr. Kupferbergwerke in Armenien, am oberen Lauf des Tigris, betrieben. Das sogenannte Bergregal, das Eigentumsrecht der Staats- und Landeshoheit an den unterirdischen Mineralschätzen, wird auf die alten Römer zurückgeführt, die nach ihren erfolgreichen Eroberungszügen Bergbau im Großen betrieben und allein in der Nähe von Neukarthago in Spanien 40 000 Sklaven und Angehörige unterjochter Volksstämme als Bergarbeiter beschäftigten. Auch im Schwarzwalde, im [illegible] und an der Sieg ist zur Zeit der Römerherrschaft Bergbau umgegangen.

Der Steinkohlenbergbau, von dem in diesen Aufsätzen besonders gesprochen werden soll, kann sich hinsichtlich seines Alters mit dem Erzbergbau zwar nicht messen, doch ist auch er schon recht früh erkannt und geübt worden. Bereits 852 kannte man die „schwarzen Diamanten" in England. Sachsen hatte im Zwickauer...

Verträge · Wieruch · Fernruf 778 · Telefon 733 · Mark 150.– · billig · den Verkauf.

... gewissermaßen vor der Türe lag, machte er es sich — vielleicht aus Bequemlichkeit, um der Last des Abholzens und der Heranschaffung der geschlagenen Stämme und Scheiter enthoben zu sein, oftmals vielleicht auch aus purer Freude am Neuartigen — zunutze, indem er die ohne viel Umstände erreichbaren Kohlen grub und an seine Feuerstätte holte. Mit dem Schwinden der Wälder und dem Fortschreiten der Kultur wurde das anders. Man ging zum Stollenbau über und betrat damit die erste Stufe der rationellen Ausnutzung der Steinkohlenschätze. Nach dem Beispiel des längst auf einem höheren Entwicklungsniveau angelangten Erzbergbaues bildeten sich auch im Kohlenbergbau sogenannte Gewerkschaften, die die Ausbeutung der ihnen durch die Berghoheit des Staates oder der territorialen Regalherren verliehenen Grubenfelder in die Hand nehmen. Anfangs waren die „Gewerken" wohl durchweg berufstätige Knappen, die sich zu gemeinsamem Werken oder Wirken zusammentaten. So lange die Betriebsverhältnisse primitiv und die Unkosten des Bergbaues nicht nennenswert waren, wird der Anteil am Ertrag bei allen Beteiligten gleich gewesen sein. Die Erweiterung des Betriebes brachte dann eine Verschiebung mit sich. Auch in den älteren Zeiten des Kohlenbergbaues wird schon das Bergmanns-Alphabet Geltung gehabt haben, das bekanntlich mit Z. (Zubuße) anfängt und mit A. (Ausbeute) aufhört, und es wird nicht jeder, der über gesunden Bergmannsblick und kräftige Knappenfäuste verfügte, immer in der Lage gewesen sein, die pekuniären Voraussetzungen zu erfüllen, die die Grundlage für die Aufnahme eines ausgedehnteren Betriebes bildeten. Der eine konnte tiefer in die Tasche greifen als der andere. Deshalb einigte man sich auf einen bestimmten Verteilungsplan, der den Anteil an den Kosten und dementsprechend am Ertrage des Bergbaues regelte. Zu diesem Zweck wurde das Bergwerkseigentum in sogenannte „Bergteile" zerlegt, die man nach der Ableitung aus dem Tschechischen „Kuxe" nannte. Je nach der Zahl der übernommenen Kuxe bestimmte sich der Anteil am Ertrage, an der „Ausbeute", wie an den Betriebszuschüssen, an der „Zubuße". Freikuxe, die dem Regalherrn oder dem Grundbesitzer (Ackerkux oder Erbkux) vorbehalten blieben, berechtigten zwar zur Ausbeute, verpflichteten aber nicht zur Zubuße. Die Bestimmungen über die Zahl der Freikuxe und ihre Verwendung waren außerordentlich verschieden. Außer den vorerwähnten gab es noch Holz-, Armen-, Kirchen-, Schul-, Hospital- und Knappschafts-Kuxe, Bezeichnungen, die die Bedeutung dieser Bergwerksteile genügend erklären.

Die älteste Kohlenbergwerksgesellschaft im Bezirk Essen wurde schon im Jahre 1575 „auf der Geist" oder „Gois" gebildet. 1582 ist die Kohlenbergesellschaft „Lauf 'ne Steut", nach dem gleichnamigen Flöz benannt, von der Fürstin-Äbtissin von Essen mit der Kohlenbank „auf der Gois" belehnt worden. 1760 entstand durch Vereinigung dieser Gesellschaft mit anderen die bekannte Essener Gewerkschaft von Hagenbeck. Die Anfänge der Kruppschen Zeche „Sälzer und Neuack" reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück.

Die eigentliche Wiege der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie war, wie schon angedeutet, die Grafschaft Mark, umfassend Bochum, Dortmund, Hamm, Soest, Hagen, Altena und Iserlohn. Schon der kurbrandenburgischen Regierung erschien dieses von ihr zugleich mit dem Herzogtum Cleve in Besitz genommene Territorium besonders wertvoll wegen seines schon damals in seinen Anfängen bekannten Reichtums an Steinkohlen und seiner Eisenindustrie. Die erste gesetzliche Regelung des Betriebes der märkischen Bergwerke erfolgte durch die vom Herzog Wilhelm IV. von Cleve im Jahre 1542 erlassene Bergordnung. Unter der preußischen Regierung erging dann die einschneidend schon angeführte „Revidierte Bergordnung" von 1737. Im Jahre 1766 wurde zum Schutze des märkischen Bergbaues ein Publikandum der Königlichen Regierung erlassen, worin bestimmt wurde,

„daß in den Provinzien Cleve, Meurs und Marck zu einer Consumtion schlechterdings keine andere als Märkische Steinkohlen, welche ohnedem in der Güte gegen fremden einen Vorzug haben, aus denen des Endes zu Ruhrort bei Dorsten und zu Ruhrort etablierten Niederlagen eingeführet und gebrauchet und dagegen diejenigen, welche sich dennoch gelüsten lassen, fremde Kohlen einzubringen, oder auch nur darunter behilflich zu sein, außer der Confiscation der Kohlen, wie auch der dazu gebrauchten Pferde, Karren und Wagen oder Kähne mit Fiskalstrafe belegt werden sollen."

Der Hebung der Absatzverhältnisse dienten ferner die im Jahre 1770 begonnene und 1780 vollendete Schiffbarmachung der Ruhr und einige Chausseebauten, einerseits von Köln über Düsseldorf, Elberfeld nach Hagen, Unna, Soest, andererseits von Wesel über Essen, Breckerfeld, Siegen nach Wetzlar und Frankfurt a. M., Aachen, die zur Hebung des Gewerbestandes erheblich beitrugen.

Um die Heranbildung eines tüchtigen und verläßlichen Bergmannsstandes zu fördern, wurde in einem „Generalprivilegium" Friedrichs des Großen vom 16. Mai 1767 den Bergleuten eine Reihe von Vorteilen eingeräumt: Die ordentlichen, d. h. die in die Knappschaftsrolle eingeschriebenen Bergleute waren frei von der Einziehung zum Militärdienste und von der Gestellung bei den Kantonsrevisionen, und zwar a) die inländischen Bergleute mit ihren Söhnen und deren männlichen Nachkommen, welche sich gewerbsmäßig und im Hauptberufe dem Bergbau widmeten und sich auch in das Knappschaftsregister hatten einschreiben lassen, b) die ausländischen Bergleute samt ihrer männlichen Deszendenz unter den gleichen Bedingungen, c) diejenigen Personen, welche von einem erblich frei privilegierten Gewerbe zum Bergbau übergingen. Auch waren die Berg- und Hüttenleute frei von allen „personellen Städte- und Dorfschaftslasten und -Diensten, sie mochten Namen haben, welche sie wollten", jedoch ohne Rücksicht auf ihre Werbungs- und Enrollementsfreiheit. Ferner genossen die fremden anziehenden Bergleute, falls sie sich in einer Stadt niederließen, die Freiheit von der Einquartierung, dagegen mußten alle Bergleute diejenigen „onera, welche auf ihren in Besitz habenden Gütern hafteten oder darauf nach einer allgemeinen Landes-Repartition gelegt wurden", entrichten.

Westfälischer Sagenkranz.

Die Düwelsteine bei Heiden.

Mit gewaltigen Steinen beladen kam einst der Teufel durch die Gegend von Heiden bei Borken. Er wollte über den Rhein hinaus nach Aachen, gegen dessen Bewohner er mit tiefem Haß erfüllt war. Die Aachener hörten davon und schickten einen alten Mann mit mehreren Paaren abgetragener Stiefel dem Teufel entgegen. Als dieser den Wanderer traf, fragte er: „Wie weit ist's noch bis Aachen?" „O lieber Freund", entgegnete der Alte, „das ist noch sehr weit, sehr weit. Auf dem Wege dahin habe ich all die Stiefel verschlissen, die ich auf dem Rücken trage." Da schleuderte der Teufel alle Steine fort und sagte zornig: „So sollen die vielen Steine hier liegen bleiben, und niemand soll sie zählen können." Noch heute sind die Steine dort zu sehen. Keiner hat sie zählen können. Wird ein Stein weggeholt, trägt ihn bei Nacht und Nebel der Teufel wieder dahin.

Aus „Westfalens Sagenbuch"
von Wilh. Uhlmann-Bixterheide.

Altwestfälisches Tanzlied.

Mäken, wullu friegen?
„Ja, Moder, ja!"
So nimm di eenen Snider!
„Ne, Moder, ne!
Snider hewwen will ik nich,
Nälnodel flimen kann ik nich.
Ne, Moder, ne!"

Mäken, wullu friegen?
„Ja, Moder, ja!"
So nimm di eenen Schohmaker!
„Ne, Moder, ne!
Schohmaker hewwen will ik nich,
Schohpinnen [illegible] kann ik nich;
Ne, Moder, ne!"

Mäken, wullu friegen?
„Ja, Moder, ja!"
So nimm di eenen Bäcker!
„Ne, Moder, ne!
Bäcker hewwen will ik nich,
Mählken dreien kann ik nich.
Ne, Moder, ne!"

Mäken, wullu friegen?
„Ja, Moder, ja!"
So nimm di eenen Dansmester!
„Ja, Moder, ja!
Dansmester hewwen will ik woll,
Danzen, danzen kann ik woll!
Ja, Moder, ja!"

Die Beckumer besäen einen Acker mit Salz und was sich damit zugetragen.

Wie das Rathaus vollführt und mit großen Männern besetzt war, fingen sie an, alle Tage zusammen zu kommen und sich für das allgemeine Beste zu bekümmern und zu verwenden. Nun traf es sich, daß ihnen damals wegen schwerer Kriegsläufte das Salz, das sie von anderen Orten her bezogen, abgeschnitten war, jedoch sie großen Mangel daran litten. Darum sannen sie darauf nach, wie man der Sache abhelfen könne. Sie wandten nun mancherlei Mittel und Wege vor und bedacht. Endlich wurden sie einig und beschlossen einhellig: Sintemal fund und offenbar sei, daß der Zucker, der dem Salz nicht unähnlich auch wachse, so müsse ja folgen, daß das Salz gleichermaßen auf dem Felde wachse. Daher sei bei bewandten Umständen kein besserer Rat zu erfinden, als daß man ein großes Stück Feldes, so der Gemeinde gehöre, wohl pflüge und egge und alsdann das Salz in Gottes Namen darein säe, so würden sie für die Folge ihr eigenes Salz haben und dürften nicht anderen darum nachlaufen und ihnen gute Worte geben.

Dieser Ratsbeschluß war nun auch wirklich und emsig in Ausführung gebracht, voll hoher Hoffnung, sie würden nicht nur ferner der Salznot enthoben sein, sondern auch noch großen Gewinn durch Handel mit dem selbstgezogenen Salze erzielen. In solchem Vertrauen haben sie auch dero fleißiger Sorge um den Acker getragen, an jede seiner vier Ecken Hüter gesetzt, jeden mit einem langen Blaserohr in der Hand, die Vögel, wenn sie das gesäete Salz, wie anderen Samen, auflesen wollten, zu schießen.

Es währte nicht lange, da begann der Acker aufs allerschönste zu grünen, worüber die Bürger unsägliche Freude hatten. Sie meinten, nun sei es ihnen doch einmal geraten, und gingen alle Tage hinaus, zu besehen, wie das Salz wüchse, und beredeten sich selber, sie hätten es wachsen, wie jener das Gras. Und je mehr es wuchs, je mehr wuchs auch in ihnen die Hoffnung; und es war keiner unter ihnen allen, der nicht schon in seinem Sinnen einen ganzen Scheffel Salz gegessen hätte. Damit nun das heranwachsende Salz nicht zertreten oder sonst beschädigt würde, stellten sie noch mehr Hüter bei dem Acker an und befahlen ihnen, wenn etwa eine Kuh, ein Pferd, eine Ziege oder ein Schaf auf den Acker käme, so sollten sie selbige mit Stecken, Treiben, Jagen, Schlagen, Werfen, Klopfen, Zischen, Scheuchen, wie sie nur immer könnten, angreifen und abwehren, sich selbst aber wohl hüten, den Acker zu beschädigen, was die Hüter ganz getreulich und bei ihrem Eide zu leisten versprachen.

Das Salzkraut wuchs, blühte und reifte nicht anders, als ob es Unkraut gewesen wäre, von dem man doch sagt, daß es auf keine Weise verderbe.

Als aber die Zeit nahe herbeigekommen, daß man das aufgewachsene Salz, damit es nicht ausfalle, abschneiden und einsammeln sollte, schickten sie sich alle aufs beste und fleißigste, was zu solchem wichtigen Werke notwendig schien. Einige kamen mit Sicheln und Sensen, das Salz abzuschneiden; andere hatten Pferd und Wagen mitgebracht, es heimzufahren; wieder einige aber hatten ihre Flegel gerüstet, es hinzubringen, das Salz auszudreschen. Wie sie aber Hand anlegen und ihr gewachsenes Salz abschneiden wollten, siehe, da war es also scharf, herb und hitzig, daß es ihnen die Hände überall verbrannte und verwüstete. Auch mochten sie nicht Handschuhe anziehen, weil es Sommer und sehr heiß war, so glaubten sie, man würde sie verspotten, wenn sie Handschuhe anlegten. Einige waren der Meinung, man solle das Salz mähen, wie das Gras. Das widerrieten andere, weil zu befürchten stehe, daß dabei der Samen ausfalle, andere vermeinten, es wäre wohl gut, wenn man es mit einem Bogen abschießen könnte, weil sie aber keinen Schützen unter sich hatten und befürchteten, wenn sie nach fremden Schützen schickten, so möchte ihre Kunst, das Salz zu bauen, verraten werden, unterließen sie solches auch.

Kurz, die Bürger konnten eben ihr Salz nicht fortbringen und mußten es auf dem Felde stehen lassen, bis daß sie einen Rat fänden, wie es anzugreifen wäre. Haben sie zuvor wenig Salz gehabt, so hatten sie jetzt noch weniger; denn was sie nicht verbrannten, das hatten sie gesäet. Darum litten sie übergroßen Mangel an Salz. Leider war damals keiner unter ihnen, der die Kunst verstanden hätte, den Schnee des Winters hinter dem Ofen zu dörren und für Salz zu gebrauchen. Von den Bürgern konnte keiner wissen, warum ihr Salz also scharf wäre. Sie dachten, das Feld wäre vielleicht nicht recht gut gebaut gewesen, zu wenig oder zuviel, und wollten daher weitere Versuche anstellen und abwarten. Wärest du lieber Leser, damals an Ort und Stelle gewesen, so hättest du wohl gefunden, daß das Salzkraut nichts anderes war, als — Nesseln. Aber die Bürger konnten das nie begreifen.

Zeitgemäßes von Theodor Storm.

Es gibt eine Sorte.

Es gibt eine Sorte im deutschen Volk,
Die wollen zum Volk nicht gehören;
Sie sind auch nur die Tropfen Gift,
Die uns im Blute gären.

Und weil der lebensfrische Leib
Sie auszuscheiden trachtet,
So hassen sie nach Vermögen ihn
Und halten ihn gern verachtet.

Und was für Zeichen am Himmel stehn,
Licht oder Wetterwolke,
Sie gehen mit dem Pöbel zwar,
Doch nimmer mit dem Volke.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 3. Sonntag, 16. Januar 1921.

Bei einer Hochzeit.

(Sonntagslesung.)

Bei einer Hochzeit wirkt Jesus sein erstes Wunder. Eine tiefe Bedeutung liegt in dieser Tatsache. Der Welterlöser war gekommen, das gefallene Menschengeschlecht zu erheben, zu reinigen und zu heiligen. Bei der Wurzel faßte er das Uebel an, indem er das Verderben hinwegnahm von der Ehe.

Die Ehe wollte er wieder in ihrer ursprünglichen, gottgewollten Form herstellen, die Ehe wollte er — durch sein Erscheinen bei einer Eheschließung — als eine reine, heilige Einrichtung vor aller Welt neu proklamieren, die Ehe wollte er im Neuen Bunde erheben zu einer hochbegnadeten, gottgeweihten Sache; er wollte ihr einen übernatürlichen Charakter und die höchste Weihe verleihen, sie zur Würde eines Sakramentes erheben. Darum begnadigt und segnet er zum erstenmal, darum läßt er übernatürliche Kräfte, Wunderkraft zum erstenmal walten bei einer Hochzeitsfeier.

Wie war die Ehe bei der allmählichen sittlichen Entartung des Menschengeschlechtes gesunken: an die Stelle der Einheit — der Ehe zwischen einem Manne und einer Frau — war vielfach Vielweiberei, an Stelle der Unauflöslichkeit — der gegenseitigen Treue bis zum Tode — war Ehescheidung und Wiederverheiratung getreten. Wie litt das Menschengeschlecht unter diesem Verfall der Ehe, unter diesem sittlichen Elend!

Wie ganz anders überall da, wo Christi Geist waltet, wo Christi Gebot Geltung hat!

Da ist die Ehe ein gnadenspendes Sakrament. In demselben Augenblick, wo zwei Menschen sich hoffnungsfroh und vertrauend die Hand reichen zur innigsten Lebensgemeinschaft, in dem Augenblick der Eheschließung vollzieht sich droben im Himmel ein Wunderwerk des hl. Geistes: ein Meer von Gnaden, Liebe und Segen senkt sich nieder auf die Ehegatten, so unermeßlich reich, daß es reicht bis übers Grab hinaus, bis hinein in die Ewigkeit. Dadurch wird der natürliche Herzensbund erhoben zu einem Gnadenbund, dadurch wird die Eheschließung gleichsam der Erde entrückt und in die reinen Regionen des Himmels erhoben, so daß der Volksmund mit Recht sagt: „Ehen werden im Himmel geschlossen!" Die auf der Erde geschlossene Ehe wird nämlich im Himmel besiegelt, feierlich bestätigt und gesegnet. In heiliger Ehrfurcht nennt darum der Apostel sie ausdrücklich „ein großes Geheimnis", ein großes Sakrament — in Christo und seiner Kirche.

„In Christo und seiner Kirche." — Wie hat seine Kirche seine Anordnungen in betreff der Ehe verstanden und hochgehalten! Sie umgibt mit heiligen Weihen und Segnungen die Eheschließung. Vor den Altar des Allerhöchsten läßt sie die Eheleute treten; sie verpflichtet sie, den Ehebund zu schließen mit reinem Herzen in Ehrfurcht und Sammlung. Ja, was sonst nie in einer Messe geschieht, in die hl. Messe, in die Brautmesse hinein legt sie einen besonders feierlichen Segen, um dadurch ihre Ehrfurcht vor dem „großen Sakrament in Christo" darzutun. Sodann geht ihre zarte Sorgfalt, daß sie den Brautring als Symbol unverbrüchlicher Treue und unwandelbarer Liebe mit einer besonderen Segensspendung auszeichnet und bereichert. Dann umschlingt sie die Hände der Brautleute mit der geweihten Stola des Priesters und läßt feierlich vor dem Priester die bindenden Worte sprechen. Wie einst Gott der Herr bei der ersten Eheschließung, der Paradies-Ehe, seinen Segen wirkte, so erteilt auch die Kirche zum Schluß Gottes Segen in feierlicher Segnung durch die Priesterhand aus.

All das soll in sinnenfälliger Weise die Ehe als etwas Gottgeweihtes, Gottgeheiligtes, Gottgesegnetes erscheinen lassen.

Und wie tritt die Kirche, Christi Intention erfüllend, für die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe ein! — Das ist ein herrliches Ruhmesblatt in der Geschichte der Kirche: ihr Kampf um die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf diese Stunde. Wie viel Mächtige der Erde wollten ihre rechtmäßige Gattin verstoßen und irgend eine Buhlerin heiraten; jedes Land hat solch traurige Gestalten auf dem Königsthron gesehen. Doch unerschrocken, nicht fragend nach Haß und Verfolgung, nicht fragend nach dem Abfall ganzer Reiche, hat die Kirche jedem Wollüstling auf dem Königsthrone das Johanneswort entgegengerufen: „Es ist dir nicht erlaubt . . .!"

So ist die römisch-katholische Kirche die treueste und stärkste Hüterin der Unauflöslichkeit der Ehe geworden, während anderseits jede „Los von Rom-Bewegung" die Trennung der Ehe auf ihre Fahnen schrieben, so die „Los von Rom-Bewegung" der englischen Reformation, der deutschen Reformation, so die „Los von Rom-Bewegung" des Deutsch-Katholizismus, des Altkatholizismus, so die „Los von Rom-Bewegung" in Oesterreich.

In unseren Tagen geht eine Bewegung durch die Welt: „Weg mit der Fessel der Ehe! Volle, unumschränkte Freiheit!" „Ehereform" nennen es nobel die einen, „freie Liebe" nennen es offener die anderen.

Da ruft uns nun heute am Feste des Namens Jesu, die Kirche das Wort zu: „In keinem andern Namen ist uns Heil gegeben als in ihm. Jesus Christus!" Jesus Christus hat auch Heil gebracht der Ehe, in dem er sie zu einem heiligen, unauflöslichen Bunde erhob. Halten wir [illegible], gefeit durch moderne Phrasen, diese von Christus gewollten Eigenschaften der Ehe hoch, denn nur wo Christus, da das Heil, wo Christus, da die Wahrheit.

B.

Heiratet! Haltet Hochzeit!

Von Fr. Rienkemper.

(Nachdruck verboten.)

Heiratet! Haltet Hochzeit! — Das klingt sehr weltlich; beinahe wie ein Aufruf zu üppigem Lebensgenuß. Aber diese Einladung zu eigener und befreundeter Hochzeit ergeht in der Kirche. An diesem Sonntag wird das liebliche Evangelium verlesen von der Hochzeit zu Kana, der herrlichen Hochzeit, die jemals stattgefunden hat auf Erden, an der Jesus und Maria persönlich teilgenommen haben. Und sie beehrten das Brautpaar nicht bloß durch ihre Anwesenheit, sondern wirkten selbst mit bei der Feier, da der Erlöser auf Bitten seiner Mutter dem Mangel an Hochzeitswein abhalf. Daraus folgt, daß es eine heilige Sache ist, wenn ein braves Brautpaar sich vereinigt zur Gründung einer neuen Familie, und daß es ein gottgefälliges Werk ist, wenn man an der Hochzeitsfeier in Liebe teilnimmt.

Heiratet, haltet Hochzeit, — aber so, daß ihr auch den Herrn und seine Mutter einladen könnt!

Wie stimmt denn diese Verherrlichung der Ehe mit den Lobsprüchen auf die heilige Jungfräulichkeit? Das paßt sehr gut zusammen, ebenso gut, wie in der Aufzählung der Sakramente [illegible] „6. die Priesterweihe, 7. die Ehe". Die Ehelosigkeit um Gottes willen ist für die auserwählte Minderheit, die zu Höherem berufen ist; die große Mehrheit der Christen ist dagegen berufen, eine Familie zu gründen gemäß den Worten des Schöpfers: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei . . . Wachset und vermehret euch!"

[illegible]

Ob [illegible] auf einen höheren oder niederen Posten gestellt ist, [illegible]. Die Hauptsache ist, daß er seinen Beruf treu und tüchtig ausfüllt. Wer seine Pflicht tut auf dem angewiesenen Posten, der ist ein lohnwürdiger Arbeiter im Weinberge, ein wackerer Gehilfe Gottes.

Der ehelose Priesterstand ist als Lehrer und Gnadenspender ein Gehilfe des Erlösers. Die gottgeweihte Jungfrau, die sich den Werken der Nächstenliebe widmet, darf man als Gehilfe des Trösters, des Hl. Geistes preisen. Und die christlichen Eheleute — sie verdienen nicht minder die erhabene Bezeichnung als Gehilfen des allmächtigen Schöpfers in der Erhaltung und Vermehrung des Menschengeschlechtes.

In diesem Lichte wird die Eheschließung zu einem heiligen Geheimnis, und wenn man die Begründung der neuen Familie mit einer häuslichen Feier hoffnungsfroh begeht, so dürfen auch die Hochzeiter sagen: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du verbunden hast."

*

Aber in diesen schrecklichen Zeiten, darf man heiraten und Hochzeit halten? Ich sage: Nun gerade!

Was ist übrig geblieben bei dem Greuel der Verwüstung? Trümmer und Scherben ringsumher; aber zwei Güter sind noch da: die Kirche und die Familie. Sie stützen und fördern sich gegenseitig.

Wiederaufbau! So lautet der Rettungsruf der schlimmen Gegenwart. Zum Wiederaufbau braucht man einen klugen Plan und ein gutes Material. Den rechten Plan liefert der christliche Geist, den die Kirche verbreitet, und das brauchbare Material liefern die braven Familien.

Wenn auch das Familienleben zusammenbrechen sollte, dann wären wir allzumal verloren. Dann müßte die letzte Arche in der Sintflut zerschellen. Noch ist es nicht so weit gekommen. Wir haben noch die Möglichkeit, unsere alte Familie zu erhalten und durch neue Heiraten die Lücken auszufüllen. Wer eine vernünftige Hochzeit veranstaltet, macht sich hochverdient um Staat und Kirche, um sein Volk und um die Menschheit im ganzen.

*

Eine vernünftige Hochzeit! Was soll das heißen?

Die Brautleute müssen so zueinander passen, daß man vernünftigerweise ein gemütliches Zusammenleben und eine gedeihliche Kindererziehung erwarten darf. Ein schönes Familienlied ist die „Glocke" von Schiller. Da heißt es: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet." Sehr richtig ist der Hinweis auf die Ewigkeit, die Unauflöslichkeit des Ehebandes. Sehr richtig ist auch die Forderung der Herzensverwandtschaft. Doch wird diese Vorbedingung des häuslichen Glücks bei dem jugendlichen Verliebten oft zu leicht genommen. Die körperliche Anziehungskraft wirkt da manchmal so stark, daß man die seelische Gemeinschaft als selbstverständlich voraussetzt. [illegible] „Herzen" mit ihren erregten Gefühlen können sich [illegible] und sich gegenseitig täuschen. Darum sagt das Sprichwort: „Die Liebe macht blind."

Das sog. Herz muß und soll natürlich mitsprechen, doch das entscheidende Wort darf nicht die blinde Gefühlsregung haben, sondern vielmehr die ruhige [illegible] Ueberlegung. [illegible]

…ankheiten in die Ehe geschleppt werden. Ein Ge-…richtshof hat neulich entschieden, daß eine verlobte …son unter Umständen verlangen kann, daß der andere … ein ärztliches Zeugnis über seine Gesundheit bei-…ngt.

Ich glaube, man sollte in dieser Hinsicht schon vor …der Hand sich vorsehen und jede nähere Bekanntschaft …meiden, wenn in Sachen der Gesundheit ernste Zweifel sich regen.

Ich glaube ferner, die Eltern und die sonstigen …ndpfleger sollten die heranwachsenden Jünglinge … Mädchen rechtzeitig belehren über die unbedingte Notwendigkeit, daß man keinen Ehebund schließen darf, …e beiderseitige Gesundheit an Leib und Seele.

Eine solche Aufklärung hat auch einen großen erzieherischen Wert. Sie mahnt den Jüngling im …bel der Versuchungen: Hüte dich vor Verirrungen, … dir nachher verbieten, um ein braves Mädchen zu …ben, und die dich zum Heucheln und Lügen zwingen, …n du vor den forschenden Augen deiner künftigen Schwiegermutter und vor den ernsten Fragen des ge-…nhaften Schwiegervaters stehst. Die Nutzanwen-…g für das weibliche Geschlecht liegt nahe. Insbe-…ere wird das Mädchen, das doch auf eine schöne …ukunft hofft, alles vermeiden, was einen Flecken auf …en guten Ruf machen könnte.

Also singen wir das Lob von Heirat und Hochzeit, … nur insofern, als die Verbindung vor Gott und … der gesunden Vernunft gerechtfertigt ist. Und die … verheiratet sind, sollen rechtzeitig alles aufbieten, … ihre Kinder zu tüchtigen Hausvätern und Haus-…ttern zu erziehen.

Die Hochzeit von Kana eignet sich trefflich zur Be-…ung am Familientisch.

…ur Pflege der Liturgiewissenschaft.

Unterzeichnet von Abt Dr. Ildefons Herwegen-…ia Laach und Prof. Dr. Tillmann-Bonn er-…n zu Neujahr in der K. V. ein Aufruf, der alle …nde der Liturgie und der Wissenschaft zur Bildung …s „Vereins zur Pflege der Liturgiewissenschaft" auf-…ert. Es wird darin unter Betonung des in weitesten …sen neubelebten Interesses an der Beschäftigung mit …Liturgie und der liturgischen Forschung darauf hin-…iesen, daß die Liturgiewissenschaft in den letzten …zehnten durch die Verbindung mit der Philologie … der Religionsgeschichte einen neuen Aufschwung er-…en und auch in Deutschland in gesteigertem Maße …rücksichtigung gefunden hat. „Gemäß der alten Tra-…n praktischer und wissenschaftlicher liturgischer Tä-…it, wie sie im Benediktinerorden immer lebendig …, hat die Abtei Maria Laach in Verbindung mit …ren Benediktinerabteien und unterstützt von hervor-…nden Männern der Wissenschaft geistlichen und welt-… Standes ein liturgiewissenschaftliches Unterneh-… begonnen, in dem Quellen und Untersuchungen zur …schichte der Liturgie herausgegeben werden." Eine …e von gediegenen Veröffentlichungen, die sich rasch … Schätzungen im katholischen Deutschland erfreuen …en, ist bereits erschienen.

…der Gefahr, dem hoffnungsvollen Anfang von der … der Gegenwart ein Ende bereitet zu sehen, soll da-… begegnet werden, daß man die liturgiewissenschaft-…n Unternehmungen auf die festere Grundlage einer …deren Vereinigung stellt. Der Plan, dieserhalb alle …ch Interessierten zu einem „Verein zur …ege der Liturgiewissenschaft" zusam-…uschließen, wird namentlich in den Kreisen der …olischen Akademiker verständnisvoller und tatkräfti-… Förderung begegnen. Der gedachte Verein plant … liturgiewissenschaftliches Jahrbuch zu seinem Organ …achen, das Dr. Odilo Casel O.S.B. in Maria …h in Verbindung mit Prof. Dr. A. Baumstark … Dr. Romano Guardini herausgeben wird. Dies …rbuch, sowie Vergünstigungen auf alle Veröffent-…ungen des Vereins, wird die Gegenleistung für den …ß geringen Mitgliedsbeitrag von 30 M darstellen, …ert des Vereins, d. h. allen, die mit einem Mindest-…ag von 1000 M zur Bestreitung der gegenwärtig …eißlicherweise sehr großen Aufwendungen des Ver-… beisteuern, sollen die „Liturgiegeschichtlichen …llen" (herausgegeben von Dr. Cunibert Mohlberg … B., Maria Laach und Prof. Dr. Dr. A. Rücker, …slau) oder die „Liturgiegeschichtlichen Forschungen" …ausgegeben von Prof. Dr. F. J. Dölger, Münster, … Cunibert Mohlberg O.S.B., Maria Laach, und … Dr. A. Rücker, Breslau) gewidmet sein.

…s steht zu erwarten, daß der ideale Opfersinn recht …reicher gebildeter Katholiken die Mittel aufbringen …, die zur vollen Auswirkung der dem herrlichen Gut …er Liturgie dienenden Bestrebungen des neuen Ver-… unbedingt erforderlich sind. Die Durchführung des … was uns hier als aussichtsvoller Plan gegenüber-…, ist geeignet, uns ein besonderes Ziel des in einer …tvollen Bewegung erwachsenen Verbands der Ver-… kath. Akademiker auf besonderem Wege erreichen zu …n: Den gebildeten Katholiken in der Wechselwirkung … religiösem Erlebnis und wissenschaftlicher Forschung … liturgischen Schätzen immer näher zu bringen. (Anmeldungen für den Verein richte man an die Abtei Maria Laach, Rheinland.)

Sonntagmorgen.

Still ists auf den Straßen, noch träumen die großen Fensteraugen der zusammengeduckten Häuser in sich hinein, doch über den Wipfeln draußen schwebt schon die Weihestunde des Erwachens. Auf den Höhen steht der Morgen von seiner Lagerstatt auf mit glutroten Wangen und lichtem demantschimmerndem Haar. Die harrenden Täler heben den Trunk entgegen aus dem Goldpokal, den er ihnen reichen wird. Leicht, wie Phantasmen der Nacht huschen Nebelschwaden über die Büsche, verfolgt von den sprühenden Pfeilen des Lichtgottes. Weiße Blumen am Wege wachen auf und lächeln, lichttrunken und selig. Ueberall Licht, überall Lebensodem, wie er am ersten Schöpfungstage über den Wassern schwebte.

Ein junges Menschenkind steht auf dem Bergesgipfel, mitten in der Welt, in seiner Welt. Aus dem weiten Raum um es her kommt schwebend die Freude und flüstert ihm ins Ohr: „Jauchze auf, — greif in die Saiten deiner Seele und laß sie erklingen voll Jubel . . . weil du ein Mensch sein darfst, weil deine lechzenden Lippen kosten dürfen von dem Strom, der an der Grenze von Nacht und Tag entspringt und über dich kommen wird mit ungeahnter Lebenskraft . . . juble Mensch — — juble." Da überkam es den Lauschenden wie Ahnung einer unergründlichen Liebe, so frei, wie das allumfassende Blau zu seinen Häupten. — „Wer bin ich, der ich kaum zum Bewußtsein meiner selbst gekommen, daß mir solches zuteil wird?" so sprach er und hob seinen Scheitel, die Unendlichkeit zu durchdringen mit forschenden Augen. Da war es ihm, als senke sich das Blau; über seine Stirne floß ein Strom von Lichtfluten, daß er die Augen schließen mußte . . . Vom Tale stiegen nun in leichte Schleier gehüllt singende Glockenklänge — Goldfäden spannen sie um die Seele des einsam Gehenden. Vom ragenden Tannenrevier sprang der Morgenwind auf und hob die leichten Glockenkinder empor. Da ward auch die Menschenseel emporgetragen wie auf weißen Taubenflügeln. Ueber Wolkenzinnen hinweg, durch Aeonen ging der Flug, von der Sehnsucht geleitet. Leichter ward der Seele bei jedem Flügelschlag, — bis sie ganz ausruhen durfte an den ewigen Gestaden, wo die Wogen der Göttlichkeit mit den Weltenkieseln des Universums spielen . . .

Islandfahrt.

Von Konrad Schröder-Hildesheim.

Frühmorgens vor 5 Uhr war es, als der Kapitän, ein biederer Friese, die steile Schiffstreppe heruntergestolpert kam. Er brachte mir die frohe Kunde: „Land in Sicht!" Seit 72 Stunden waren wir trotz Minengefahr durch die bewegte Nordsee gefahren. Heute sind wir an der Spitze Englands angekommen, dort wo die Berge Schottlands und die der Orkneyinseln sich einander gegenüberliegen. Tausende von Seevögeln folgen der Kiellinie unseres Dampfers. Wissen sie doch ganz genau, daß in der Umgebung eines Fischdampfers der Tisch immer reichlich gedeckt ist. Doch heute bereiten wir diesen hungrigen Gästen arge Enttäuschungen. Weiter geht unsere Fahrt. Ohne Aufenthalt weiter. Vorbei an der denkwürdigen Stelle Scapa Flow, wo unsere einst so stolze Flotte einen ehrenvollen Untergang fand. Vorbei an den von allerhand Seegetier belebten Felsen, die auf ihren Rücken große, schottische Faktoreien tragen. Und von einem dieser Felsen, der Schiffer nennt ihn „Old Mann", lenkt der Seemann seinen Kurs — nordnordwest — direkt auf Island zu. Hier sollen erst die Netze ausgeworfen werden. Wie brennt mir das Herz, in einigen Tagen dieses Land der grandiosen Natur zu sehen und sogar betreten zu dürfen.

Nochmals währt es drei Tage, in denen der kleine Dampfer die langen Wellen des weiten atlantischen Ozeans durchschneiden muß; nochmals kommt die Zeit, wo uns Poseidon daran erinnert, daß wir doch nur armselige, sterbliche Menschenkinder sind und von seiner Gunst und Güte abhängen; nochmals sehen wir die Sonne viel später ins weite Nordmeer tauchen, um uns am anderen Morgen die schneebedeckten Höhen, den rauchenden Krater des Hekla zu zeigen. Wir sind bei Westmannaeyar, jenen Inseln, auf denen sich die Weibermänner nach dem grausamen Morde an Leif niederließen. Heimat, Heimat, nannten sie den Ort ihrer Niederlassung auf dem braunroten, wogenumspülten Eilande.

Mit der Flut wenden wir uns noch weiter nach Westen, dem gefürchteten Kap Reykjanes zu, gefürchtet der Flut wegen, die diese gefährlichen Riffe jahraus, jahrein umspült, auf der die graue Vorzeit in Gedanken uns Scharen vom Riesenvolk heraufzaubert, die jetzt aber längst eine Beute der Mordlust des Menschen und der veränderten Zeitverhältnisse geworden sind. Vor 100 Jahren war Reykjanes vom Alca impennis stark bevölkert. Newton gab noch 1850 Ueberreste ab. Und verdorrte Bälge in den Museen Europas und Nordamerikas erinnern an die Zeiten vergangener Alleinherrschaft. „Grenadiermütze" und „Mehlberg", Riffe, die der Fischer so getauft, bergen in ihrem Schoße die Gebeine des Riesenvolkes. Hier wirft der Fischer auch die Netze aus und richtet auf diesen Felsen Tag für Tag den Kurs.

Wenden wir unsern Blick nach Norden in die Grönlandstraße, so bietet sich unerwartet ein herrliches Schauspiel. Dem dunkelblauen, nur stellenweise von der Sonne erhellten Meere entsteigt ein gewaltiger Schneekegel, breitschultrig, oder in zwei Spitzen verlaufend, die einen Krater dazwischen verlaufen lassen. Das ist der schimmernd weiße Snaefellsjökull. Majestätisch liegt er da wie die Schneekuppen des Balkans oder die Sägereihe des [illegible] Taurus. Obwohl nun anderthalbtausend Meter hoch, einer der imposantesten Berge.

Auf diesen grandiosen Schneeberg steuert der Kapitän an, um sich dann am Rande der Dreimeilenzone im Rettungsboot auszusetzen. Eine frische Brise bläht das Segel und bringt mich dem gelblich-grauen Felsufer näher, das besetzt ist mit armen Fischer- und Bauernhütten. Jung und alt ist ob des seltsamen Besuches erstaunt. 4 Körbe Kohlen hat mir der Kapitän nebst einem erfahrenen Steuermann mitgegeben. Während letzterer dafür die Mannschaft mit ein paar Pfund guter Island-Butter erfreuen soll, soll ich die Bewohner des Landes der Sagas kennen lernen.

Hilfsbereit ziehen die Fischersleute das schaukelnde Boot durch die Brandung, mit ehrlichem Gesicht reichen sie uns die Rechte zum herzlichen Willkomm am einsamen Seegestade. Ein biederer Alter mit wetterfestem Gesicht tritt aus der Mitte, fragt nach unserem Begehren. Doch als er erfährt, daß wir Deutsche sind, lädt er uns freundlichst in seine Wohnung ein. Isländische Gastfreundschaft genieße ich. Gastfreundschaft bei Brüdern gleichen Stammes im hohen Norden. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen isländischer und arabischer Gastfreundschaft, bei der vieles Formsache ist.

Die ganze Einwohnerschaft des kleinen Fischerdorfes ist uns über die Rasenflächen zur Wohnung des ehrlichen Alten gefolgt. Wir treten gebeugt in die ärmliche, aber saubere Behausung ein, in die „baðstofa", in der in langen Winternächten das Großmütterchen am Kamin sitzt und aus der Edda erzählt. Und aufmerksam hören die Kleinen zu, wenn sie von „Kolageistern" und anderen mystischen Personen hören, die verbannt im unwirtlichen Inneren des sagenhaften Nordlandes umherirren sollen. An dieser Stelle wird auch den Kleinen Lesen und Schreiben gelehrt, da Schulen nur wenig vorhanden sind.

Der Alte, der einen versilberten Krückstock, wie man ihn zur Zeit Friedrichs des Großen hatte, trug, führt uns durch einen Vorraum in ein Zimmer, in dem Möbel wie in einem gut bürgerlichen Hause stehen. Ich bin verwundert, ob des Reichtums in dieser ärmlichen Hütte. Doch freundlich belehrt mich der Steuermann, indem er mir auf deutsch verrät, daß die Möbel meist zum Inventar gestrandeter Schiffe gehört haben. Ein gut gepolstertes Sofa steht an der Wand, über dem patriotische Bilder vom König von Dänemark hingen, und unter dem Fenster lädt eine Chaiselongue zum Ausruhen ein. Bald öffnet sich links eine Tür. In ihrem Sonntagskleide tritt eine Verwandte des Alten ein. Ihr langes blondes Flachshaar hängt in zwei langen Zöpfen über die Schultern herab. Um den Hals trägt sie ein buntes, seidenes Tuch, das auf der Brust mit goldener Spange zusammengesteckt ist. Mit Grazie trägt die junge Schöne den duftenden Bohnenkaffee auf, zu dem selbstbereitetes Gebäck, das ihrer Backkunst alle Ehre macht, gereicht wird.

Nach dem Kaffee wird ein Ausflug in die Umgebung des Ortes, Kirgiuvogr, gemacht. Zwar ist es uns nicht vergönnt, den Krater des Hekla mit seinen Solfataren und Nebenkratern zu sehen, nicht kommen wir an den herrlichen Geysiren vorbei, sondern über Lavafelsen führt der Weg am Strande entlang. Eigentlich kann man nicht von einem Wege reden. Nur von Zeit zu Zeit aufgeschüttete Steinhaufen geben die Richtung des wenig ausgetretenen Reitpfades an. Lava und nochmals Lava starrt uns in verschiedenartigsten Gebilden entgegen. Nur ab und zu wird die Eintönigkeit durch grüne Matten unterbrochen. Kein Baum, kein Strauch reckt seine Zweige zum Himmel. Mächtig wirkt diese Einförmigkeit auf den Reisenden und würde Bäume und Sträucher nur störend empfinden lassen. Am Strande sind die ehrlichen Isländer mit der Verarbeitung des Fischfanges beschäftigt. Kabeljau und Schellfisch in den verschiedensten Größen, die sich auf der Bank von Island ein „Stelldichein" geben, bilden die Hauptmasse des Fanges. Und wie mancher von den Lesern wird diesen Stockfisch auf einem Ritt durch die Campagna oder in einer schmutzigen, neapolitanischen Osteria wieder vorgesetzt bekommen haben. Dem Naturfreund stellt sich noch ein anderer Vertreter des Meeres vor, der Seehase, der von Zeit zu Zeit seinen wässerigen Mageninhalt über die rauhen Lavafelsen speit, und den wir wohl als Dämon der Seekrankheit ansehen könnten. Noch mehr wird der Leser staunen, wenn er hört, daß das Männchen die Aufsicht der Jungen sich angelegen sein lassen muß. Nachdem das Weibchen die Eier in einer ruhigen Bucht abgelegt, schwimmt das Männchen davon, und fängt alle schädigenden Stoffe mit dem Munde fort. Später, nachdem die Jungen angekommen, trägt das Männchen seine süße Bürde mittels Saugscheiben an der Seite des Körpers größeren Meerestiefen zu.

Weiter auf der grünen, mit kurzem Gras duftenden, isländischem Grase bewachsenen Matte sind zentnerweise die Köpfe der Schellfische und der Kabeljau zum Trocknen ausgelegt. Sie dienen den anspruchslosen Kühen in der langen und kalten Winterzeit zur Nahrung.

Leider verging die Zeit auf dieser sagenhaften Insel zu schnell, und das Glöcklein vom nahen Kirchturme in Kirjuvogr mahnte zum Aufbruch. Ein großer Teil der Dorfinsassen folgte uns zum Meere.

Langsam wird das Boot durch die Brandung gezogen. Ein kräftiger Händedruck, ein ehrliches „Far will", und wir steuern durch die 3-Meilenzone unserem uns entgegenkommenden Dampfer zu. Noch lange schwenkten die guten Leute am Strande die Tücher. „Farwell, far well! Auf Wiederseh'n." —

Auf hoher See hat uns der Fischdampfer wieder aufgenommen. Wir wenden uns dem Süden zu, wieder mit dem Kurse auf „Mehlsack" und „Grenadiermütze". Nochmals werden die Netze zum glücklichen Fange ausgeworfen. Nochmals sehen wir die Sonne Mitternachts am fernen Horizont untertauchen. Und mit dieser Mitternachtssonne scheiden wir von Island, nachdem „Prinz Arnold", der größte Dampfer der „Hochseefischerei Groß-Berlin", 9 Tage lang reiche Ausbeute erhalten hat.

Mit der scheidenden Sonne ziehen Zerrgestalten und Wolkenfetzen am Horizonte auf. Die wunderbarsten Formen ballen sich zusammen. Es scheint der getreue Eckart mit seiner wilden Jagd aufzuziehen. Es malt die untergehende Sonne das Meer in den [illegible] Farben. Mit jedem Augenblicke wechselt [illegible] Bild. Der Sturm der vorhergehenden Tage hat nachgelassen und friedlich, fast ohne Bewegung, zeigt sich die See. Nur von ferne kräuselt sich die glatte Fläche, was der erfahrene Fischer als das Ziehen des Herings deutet. Solitudo sola beatitudo. Ich denke an Schuberts Lied:

„Tiefe Stille herrscht im Wasser,
ohne Regung ist das Meer.
In der ungeheuren Weite
reget keine Welle sich."

Zum 50. Geburtstag Enrikas von Handel-Mazzetti.

Heinrich Jünemann.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir den Namen Enrika von Handel-Mazzetti aussprechen, dann werden vor unserem inneren Blick gleich die Gestalten lebendig, denen die Dichterin in ihren historischen Romanen aus ihrem Schöpfergeist den Lebensodem einblies: Pater Meinrad umarmt im Kremsmünsterer Gotteshaus den Benjamin seines Herzens, den kleinen Edwin Embolt — Maria Schinnagelin liegt unter dem Bilde der schmerzhaften Mutter, selbst um Jesses willen von sieben Schwertern durchbohrt — die arme Margaret und Stephana Schwertner, Heldinnen der Liebe, schöpfen aus dem Born des Leidens und der Tragik den Kelch der Bitternis, den sie wie Rita Kürschner, die Gottesbraut, und Sophie Tessenburg, die deutsche Frau, bis zur Neige leeren.

Der Name Handel-Mazzetti bedeutete für die Literatur ein Problem. Turmhoch ragen der Dichterin Gedanken von Liebe und Religion, deren Hochgesang ihre Werke sind, in unsere Zeit. . . .

Doch gelegentlich des 50. Geburtstages der Dichterin (10. 1. 71.) wollen wir einmal nicht ihrer Werke dichterischer Art denken, sondern im Ringen und Kämpfen des Lebens der Dichterin in die Seele schauen, nicht die Dichterin allein, sondern auch den Menschen achten und lieben zu lernen.

Soll ich nun ihren Lebenslauf erzählen? Mit zwei Worten wäre das äußere Geschehen berichtet, bietet doch der Lebenslauf nichts Auffälliges, es sei denn, daß wir den Umstand, daß Enrika schon am Tage ihrer Geburt Waisenkind war und daß mit unendlichem Schmerz an diesem Tage ihre Mutter Irene des vor einem Vierteljahre gestorbenen Gatten, des Generalstabshauptmanns Heinrich Handel-Mazzetti, denken mußte, als etwas Außergewöhnliches ansehen. Ein Geschick wieder, das in der Kriegszeit aufgehört hat, zu den Seltenheiten gezählt zu werden. Erziehung in Wien — Pensionat in St. Pölten bei den Englischen Fräulein, unter denen sie Mater Franziska Zimmermann als ihre mütterliche Freundin verehrte — Steyr und Linz, in Obhut bei dem Onkel Anton, dem Landesgerichtsdirektor, und der Tante Louise, ihrer zweiten Mutter: das sind die Etappen ihres Lebensweges, der wie jeder andere von Leid und Freud gebildet wurde. Die Geschichte ihrer Werke ist zugleich die Geschichte ihres reifen Alters. Doch nicht von den Werken wollte ich reden, nur einige Episoden erzählen, die das Eigenartige ihrer Persönlichkeit ins rechte Licht setzen und uns einführen können in den Geist ihrer Werke.

Daß schon das Kind dichterische Veranlagung zeigte, ist uns nicht verwunderlich. Schon das neunjährige Mädchen galt in ihrer Umgebung als Dichterin, wie mir ihre Jugendfreundin Mathilde de Pontou in Wien erzählte. Und wir können dieser Freundin die [illegible] auf die Bekanntschaft mit diesem Wunderkind nicht verübeln. Dem schwärmerischen jungen Mädchen stellte sich die Kleine ganz so dar, wie eine Dichterin nach ihrer Vorstellung sein sollte. Mit Ausnahme der rosa angehauchten Wangen schien ihre weiße Haut mit seinen blauen Adern so ätherisch und ihr goldblondes Haar so passend für eine Gewinnerin des Parnaß. Bewundert wurde die feine Sprache, die den Freundinnen wie Musik klang. Enrika zog alle in Bann, war auch bald der Mittelpunkt eines literarischen Zirkels, in dem kleine Theaterstücke mit einfachen Mitteln gespielt und gedichtet wurde. Doch den meisten war das „Dichten" eine harte Arbeit. Während Enrikas Feder nur so über das Papier eilte, von der inneren Eingebung beflügelt, saßen die anderen Armen am Bleistift nagend da und brachten [illegible] die holprigen Erzeugnisse ihrer „Kunst" zu Papier. So zeigte Enrika schon früh ihr Talent.

Ebenso früh entfaltete die spätere Apostolin der christlichen Liebe den Zauber ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit. Mit freudigem Stolz schrieb mir einst ihre Schwester Elvira, die Sacré-coeur-Schwester in einem Kloster bei Prag ist, über Enrika: „Die geistige Physiognomie, welche ihre Werke zeigen, trat schon bei dem Kinde hervor — so das mitleidige warme Teilnehmen an anderer Leid und Schmerz, die zarte Liebe, die kleine Wünsche entdeckt, an ganz unabsichtlich hingeworfene Worte denkt, um durch freundliche Aufmerksamkeiten zu erfreuen, der ideale Sinn, der Zug zur Frömmigkeit... Auch im Klosterpensionat war gar bald ihre liebewarme Anlage aufgeblüht. Die Oberin sagte von ihr: Enrika trägt allen ihr Herz entgegen."

All ihre Menschenliebe entspringt aus tiefer Religiosität. Eine charakteristische Episode als Zeugnis für ihre religiöse Innigkeit: Enrika hatte bei dem Maler Reinhold Privatunterricht im Zeichnen. Eines Tages zeichnete sie einen Christus am Oelberge, als Reinhold bemerkte: „Ja, Christus war der edelste und gescheiteste Mensch." „Christus war Gottes Sohn!" sagte das Klosterkind. „Für Sie ist er das, für mich nicht." Dieses Wort Reinholds füllte Enrika mit Entsetzen, mit Schmerz! Ihr guter, lieber Lehrer glaubt nicht an den Heiland. Durch die Predigten, die sie in der Universitätskirche gehört hatte, suchte sie ihm zu beweisen, wie sehr er im Irrtum sei — aber sie brachte nur ein paar Sätze heraus, dann kamen ihr Tränen — und er, der gute Künstler, der nicht ihren Glauben teilte, aber ein liebenswürdiges Herz hatte, sagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich das gesagt habe! Ich wollte Sie nicht kränken! Sie liebes Kind, wie schön sind diese Tränen!" (aus „Eckardt", E. v. H. M., Geistige Werdejahre). Die Frau mit dem kindlichgroßen Glauben greift dann in ihren historischen Romanen das religiöse Problem auf. Wundert uns das noch? Die Dichterin gesteht einmal selbst: „Ich glaube, daß die vielen Religionsgespräche, die ich als Kind hörte, die katholische Atmosphäre in Großvaters Haus, die liberale in der Bürgerschule, die josephinischen Anschauungen meiner lieben Mutter, dann das Kloster es waren, die meine Seele mit religiösen Streitfragen förmlich durchtränkten. Viele der religiösen Typen, die ich darstellte, sind in den primitiven Linien schon in meiner Kindheit erlebt . . ."

Und die aus dem Glauben fließende Caritas der Dichterin? Wir dürfen wohl einmal das Licht nicht unter den Scheffel stellen, sondern auf den Leuchter, damit es allen leuchte. Ach, wir hören soviel von Menschenhaß, von Wucher, Habsucht und allen Sünden wider die Nächstenliebe, daß wir voll Trost auch gern von Liebestaten christlich denkender Menschen hören. Soll ich von den Vorstellungen reden, bei denen die Dichterin ihre Kunst in den Dienst der Wohltätigkeit stellte, von ihrem kleinen Schauspiel „Ich kauf' ein Menschenkind", das zum Besten der Heidenmission geschrieben wurde? Solcher Art Wohltätigkeit, gepaart mit Vergnügen und Abwechselung, gibt es auch heute genug. Enrikas Herz aber brannte für die Armen und Enterbten, entzog auch den Erbärmlichsten, den Verachtetsten den Zoll ihres Mitleids nicht, reichte sie doch für den [illegible] Wolf in Rennweg ein Gnadengesuch ein und sandte, als ihr Gesuch abgelehnt war, ein Kreuzpartikel dem Verurteilten für seinen letzten schweren Gang zur Richtstätte. Ein Zeugnis [illegible] Barmherzigkeit! Und was leistete erst die unermüdliche Samariterin im Kriege in den Linzer Spitälern? Ihre Kriegsbücher „Der Blumenteufel", „Unter dem Zeichen des Roten Kreuzes", „Als Samariterin der Pflicht" [illegible] Früchte christlicher Gesinnung, [illegible] Menschenliebe und Völkerversöhnung will. Dem von Mitleid erfüllten Herzen der Dichterin entringt sich der Schrei: „Die Waffen nieder!" den wir einst von der Landsmännin der Dichterin, Bertha von Suttner, schon hörten nach 1866 und 1870. An den Betten der vom Kriege Zerschmetterten stand Handel-Mazzetti als Rote-Kreuz-Dame, Trost für die Seelen, Labens- und Genußmittel für die Körper der Kranken spendend. Die Dichterin [illegible] durch [illegible] andere zur Liebestätigkeit auf, sondern spendete selbst viel, sehr viel, über ihr kleines Vermögen. „Ihr Glück allein ist Freude rings um sich zu verbreiten, Tränen zu trocknen, alte Schmerzen zu lindern." so sagte Prinzessin Thurn und Taxis von ihr. Das Urteil über ihre alle Stände, alle Konfessionen, alle Nationen umspannende Liebestätigkeit stimmt überein mit dem ihrer Sekretärin Mariette Barth. In der Nachkriegszeit erlosch die Flamme ihrer Liebe nicht. Den Kindern galt jetzt ganz besonders ihre Hilfe. Wie manche Hand mag von ihr gefüllt sein! Eine Großtat der Liebe sei erzählt: Der neueste Roman „Der deutsche Held" ist der St. Gallener Zeitung „Die Ostschweiz" zum Abdruck gegeben — und (man denke an unsere so materiell denkende Zeit!) als „Honorar" nehmen die Schweizer die von der Dichterin ausgesuchten Kinder aus Wien und Linz zur Erholung auf. Wie mögen die Augen der Kleinen geleuchtet haben, wenn sie ihrem schweizerischen Pflegevater, den Benediktiner-Abt und Dichter Maurus Carnot in Disentis loben, wie mag ihr Herz in Dankbarkeit ihrer Wohltäterin schlagen! Der Name Handel-Mazzetti wird sich ihrem Gedächtnis einprägen, sie kennen und werden vielleicht nie kennen die Dichterin, aber die große deutsche Frau mit dem liebereichen Herzen werden sie nie vergessen.

Wir begreifen deshalb wohl die Begeisterung, mit der eine Freundin der Dichterin, die französische Ursuline Madame de Sacré-Coeur, diesen Hymnus auf die Liebestätigkeit Enrikas formte: „Man muß Gott danken, daß er die Stirn der Dichterin mit dem dreifachen Glorienschein des Genies, des Ruhmes und der Tugend geschmückt hat. Man muß Gott preisen, daß er die auserwählten Seelen ausstreut, welche gleich den Leuchttürmen das Licht ihrer glänzenden Seelen hinausstrahlen mitten in die Nacht unserer durch Hader und Zwietracht verwirrten Zeiten . . . ." So schrieb mir einst die ehrwürdige Freundin der Dichterin.

Mag die Literaturgeschichte einst über die Werke ihres Kunstschaffens urteilen, wie sie will, eines wird gewiß sein: Menschen, die ihr Schaffen mit Liebe verfolgen, werden mit Enrika Handel-Mazzetti gestehen müssen: „Das Schönste am Leben des Menschen liegt wohl im Innersten, und da auf diesem Gebiet, das nur Gott allein ganz kennt, muß jede Feder innehalten." Sicherlich ist es aber bei Enrika ein Reich, das die Königin beherrscht, die Glück und Segen überall spendet, die christliche bei Gott geschöpfte Liebe."

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

(Nachdruck verboten.)

Gode Nacht.

Över de stillen Straten
geit klar de Klockenslag;
god Nacht! din Hart will slapen,
un morgen is ok en Dag.
Din Kind liggt in de Wegen,
un ik bün ok bi di;
din Sorgen un din Leven
is allens um un bi.
Noch eenmal lat uns spräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand schient op de Däken,
uns' Herrgott hölt de Wacht.

Theodor Storm.

Aus dem Reich der schwarzen Diamanten.

[illegible]

2. [illegible] und Förderung des Kohlenbergbaues in der Grafschaft Mark.

Vom Tagebau zum Tiefbau. — Bildung von Gewerkschaften. — Kure und Ausbeute. — Die Wiege der rheinisch-westfälischen [illegible] — Fördernde [illegible]

Im einleitenden Abschnitt ist schon darauf hingewiesen worden, daß sich der Steinkohlenbergbau in Deutschland, insbesondere auch in Westfalen und Rheinland [illegible] in [illegible] Aus- und Aufbau [illegible] entwickelt hat. [illegible] war der [illegible] Als das [illegible] sich [illegible] noch reichen [illegible] und der [illegible] Meister der [illegible] Brennstoff für Herdfeuer und Schmiedeherde. Nur wo dem Bauern ein offen zu Tage ausgehendes Kohlenflöz —

Umstand, daß in örtlichen Bezeichnungen das Wort „Hexe“ wiederkehrt und an jenen Stellen Gebeine aufgefunden sind. Bei Bitten erzählt der „Hexentanz“. Hier war noch im Jahre 1850 auf einem später geteilten Gemeindegrundstück (Wiese) ein durch einen kreisförmigen Graben umschriebener Platz sichtbar, auf welchem die verurteilten Hexen verbrannt worden sind. In der Nähe heißt eine besonders tiefe Stelle in der Nähe der „Hexenkuhl“. An dieser Stelle wurde von einem vorspringenden Felsen die Hexen bei der sogenannten Wasserprobe in den Fluß hinabgelassen. Diese Wasserprobe bestand darin, daß man die Frauen mit den Kleidern auf den Wasserspiegel hinabließ. Schwammen sie nun, was infolge der bauschenden Kleider für kürzere oder längere Zeit wohl in der Regel der Fall war, so erblickte man in diesem Umstande ein „Gottesurteil“ und bezeichnete sie zum „peinlichen“ Verhör, d. h. zur Tortur, dem Scharfrichter. Einen „Hexentöppel“ gibt es in Attenborn, an der Straße nach Meinerzhagen, wo man beim Bau eben dieser Straße über den Kohlberg zahlose anachronistische Gebeine aufgefunden hat. Die Bezeichnung „Hexenplatz“ oder „Hexenberg“ kommt bei einer ganzen Menge größerer Orte vor.

Unter den Städten, in denen im westlichen Westfalen in größerem Umfange Hexenprozesse vorsich gegangen sind, steht die Stadt Soest wohl mit an erster Stelle. Im Archive ist noch ein dickleibiges Buch zu sehen, das genaue Aufzeichnungen über die in Soest geführten Hexenprozesse enthält. An einer Stelle liegt auch noch ein Büschel roter Haare, das einmal einer Hexe gehörte, wohl verwahrt. Bekanntlich waren es gerade rothaarige Menschen, die dem Hexenwahn besonders leicht zum Opfer fielen. Schon im Jahre 1508 wurden in Soest einige Frauen, der Hexerei verdächtig, vom Rat gefänglich eingezogen und einem „peinlichen“ Verhör unterworfen. Als sie indes nicht bekennen wollten, ließ man den Scharfrichter von Ratingen kommen, der dafür bekannt war, daß er vor anderen geschickt sei, aus solchen Leuten die Wahrheit zu bringen“. Auf diese Weise wurden vielen unglücklichen Menschen die unglaublichsten Bekenntnisse und Geständnisse entlockt. Am 15. Dezember 1570 wurde eine Frau auf ihr Selbstbekenntnis hin wegen Hexerei zum Tode verurteilt und am anderen Tage verbrannt.

Welch horrorvolle Vorgänge ob zu einer Anklage führten, beweist der Fall der Anna Noltes zu Soest. Sie wurde 1572 beschuldigt, die Kinder eines gewissen Gabriel, als sie zum Walburger Tore hinausgehen wollten, angerufen und gefragt zu haben, wenn sie gebürten. Dann hatte sie beiden eine braune Semmelschnitte geschenkt, reichlich mit Butter bestrichen. Das jüngste Kind erkrankte am nächsten Tag. Als das ältere Kind am dritten Tage gleichfalls erkrankte, stellte der hinzugerufene Arzt fest, daß es allerlei „abscheuliche Monstra, gleich den Eydechsen Katzenklauen haben, deren etliche im Hute aufgehangt, des Morgens aber verschwunden gewesen, dem Menschenhaare und deral.“ von sich gegeben habe, und schon entstand das Gerücht, das Kind sei „vergeben“. Als die mitleidige Anna Noltes nun dem Kinde, für das man in der Kirche betete, einen Besuch abstattete, wurde sie von diesem beschuldigt, ihm ein Leids getan zu haben. Dasdarauf nahm man sie gefangen. Bei der wiederholten Tortur hat sie außer der Butterbrotgeschichte nichts gestanden. Ein paar Tage nachher aber ist sie wohl an den Folgen der Tortur gestorben, denn da wurde „dieses Menschmorgens tot in carcere gefunden“.

1577 sind in Soest allein mehr als acht Personen auf der Steinkuhle an der Windmühle wegen Hexerei verbrannt worden. Sie hatten gestanden, „daß sie Gott und seine Heiligen verschworen, Menschen und Vieh mit schwarzem Kraut zu Tode bezaubert, mit einem Büchsen, davon einer Kraftpulver, ein anderer Fledderwisch, ein dritter Bleigewicht geheißen, buhlieret, bald auf einem Besen, bald auf einem Ziegenbock vom Donnerstag auf Freitag links herum gefahren und über die Mauern, so neben der Pfarrhof (Pfarrhof) St. Thoma eingefallen, auf den Neumarkt gekommen“. Der Tod kam bei einigen durch Strangulieren, zu anderer Zeit auf einer Stelle Knochen gespielt, zu anderer Zeit auf einer Pumpkirchen (Gedämpft) klingenden Klinge (Trompete) bedienet. 1584 wurden Elsche Niggas und Agath Withonet als Hexen auf der Steinkuhle verbrannt. Die Frau von Johann Flackers, die gleichfalls angeklagt war, hatte — jedenfalls nach der Tortur — im Gefängnis „der Teufel den Hals gebrochen“, doch ließ der Rat den Leichnam mit den beiden Hexen verbrennen.

Der Kostenaufwand, der im Jahre 1585 in Soest bei der Hinrichtung für die Beschaffung von Holz, Teer usw. entstanden ist, betrug 112 Mark 4 Schillinge. Als im Jahre 1586 für die Verbrennung von 19 Hexen und Zauberern gar 75 Fuder Holz und 14 Tonnen seltenes des Meistbieters in Rechnung gestellt wurden, beschloß der Rat in pleno „weil das Ungeziefer der Zauberer und Hexen immer wächset, und deren Einrichtung der Rentkammer und Kämmerei viele Kosten verursacht, so sollen die Kosten hinfüro von der Zauberer Seldsätter bezahlt werden. Der Prädikant (Geistlicher) soll von jedem Sünder's Flasche Wein haben, der Küster aber einen Ort; wenn aber zwei, drei oder mehrere zusammen von jedem einen Ort.“

Die Wasserprobe wurde am 23. September 1590 an fünf verdächtigen Frauenspersonen ausgeübt, die sämtlich nachdem verurteilt worden sind. Eine von ihnen hatte u. a. bekannt, sie sei jederzeit imstande gewesen, in Satans Namen einen alten trokenen Stock mit Erfolg zu melken. Agathe Greven, die bekannte, sie könne sich in einer Katze oder einen Raben verwandeln, ist am 8. Juni 1594 viermal mit glühenden Zangen gerissen und dann lebendig verbrannt worden. 1601 endlich hat man in Soest 11 Personen wegen Zauberei hingerichtet. Einige von ihnen gestanden, sie hätten sich aus einem Topfe, denen ihnen ihr „Buhle“ (Teufel) gebracht habe, am Kopfe, an Füßen und Armen geschmiert und seien dann zum Tanze gritten. An welche aller dieser „Bekenntnisse“ taucht unwillkürlich die Frage auf, wie unmenschlich diese Armen gequält worden sein müssen, um Wahnvorstellungen der geschilderten Art aus ihnen heraus zu tragen. Die Nachrichten über die letzten Hexenprozesse in Soest verlieren sich erst in viel späterer Zeit.

Aus dem Reich der schwarzen Diamanten.

Von W. Ochmann (Bochum).

3. Bergmännische Berufs- und Standesvorschriften.

Reglement über das Verhalten der Bergleute. — Das Morgengehet vor der Arbeit. — Gedingsregelung und Schichtlohnverschrift. — Feierabendtag. — Kirchen- und Feiertagsschichten. — Von der Knappenschaft. — Hilfsbereitschaft bei Unglücksfällen. — Der Knappen-Eid.

Die bevorzugte Stellung, die den Knappen von altersher eingeräumt war, lente ihnen auch besondere Pflichten auf. Ein „Signatum Wetter, den 30. April 1751“ betiteltes „Reglement für die Bergleute in dem Herzogtum Cleve, Fürstentum Moers und der Grafschaft Mark“, das der Knappschaft ersehen wurde, lautet dahin, wie er sich noch dem ehrbietigen Ende der Treue und des Gehorsams schuldig verhalten solle und müsse“, besagt in den Hauptabschnitten folgendes:

§ I. Ein jeder Bergmann soll sich in das Knappschafts-Register gehörig einschreiben lassen, den der Herr nunmehro ausdrücklich gedenken Jahre schwören, Sr. Königl. Majestät von Preußen, unserm allergnädigsten Herrn, in allen Fällen getreu, hold und gewärtig sein, auch keinesweges, was das seinen vorgesetzte Bergamt beschließet gehorsamen; dieselben sollen

§ II. insbesondere einen guten ehrbaren Christlichen Lebenswandel führen, alle Tage, wenn gearbeitet wird, zur gesetzten Zeit auf dem Werke sich einfinden, und des Morgengebet mit abwarten, widrigenfalls wenige, welcher zur gedachten Zeit sich nicht einfindet, das ihr mal um eine halbe Schicht, das 2te mal um ein ganz Schichtlohn gestraket, das 3te mal aber, und wenn ein Steiger anthun, ohne Abkehr-Zettul abgelegt, und demselben aus hinlänglicher Ursachen Steigern und Ober-Schichtmeistern angemelden werden um seine zum Abkehr verrichten, auch die Schicht gehörig verfahren, desgleichen.

§ III. Ohne Vorwissen des Steigers oder Schichtmeisters, die Schicht mit keinem andern verwechseln, es gehende unter was für einem Vorwande es immer wolle, auch

§ V. Ihre Arbeit und Gedinge ordnungsmäßig aushalten gelehrte es aber, daß sie die Arbeit oder Gedinge aufhalten müssen, sollen sie gestandene Steigern oder Schichtmeistern anzeigen, die Arbeit 14 Tage weiters aufsagen, wornach ihnen ihr Lohn und Abkehr-Zettul, vom Geschworenen ausgestellt gegeben werden soll, welcher aber

§ VI. Seine Arbeit und Gedinge ohne gehörige Loskündigung verläßt, soll nicht nur seinen Abkehr-Zettul erhalten, sondern auch sein zurückstehendes Lohn der Knappschafts-Casse anheim fallen; wie dann gleichmäßig

§ VII. Derjenige, welcher seine Schicht und Gedinge ohne Vorwissen des Steigers oder Schichtmeisters nicht gehörig verfährt, jedesmahl mit 5 Silber bestraket werden soll.

§ VIII. Die Gedingshauer sollen a) die Kohlen so viel möglich in Stücke, und nicht in kleine oder Grieß-Kohlen hauen. b) Die gehörige Zahl Kohlen richtig fördern, und nicht eher, die das Ort wieder gemessen worden, damit gleich des andern Tages den Anfang der Arbeit Kohlen gefördert werden können, aus der Grube fahren, und da sich dieses nicht thun ließe, daß wegen allerhand Zufälle, die gehörige Schicht-Zahl Kohlen nicht zu Tage gebracht werden könnten, jedesmahl ihre Schichten in 8 Stunden gehörig fort arbeiten und ausbalten. Wer aber hierwegen handelt, und befunden wird, daß es aus Verlust gelassen soll, das ihr mal um 4 Schichtlohn gestraket, das 2te mal um 5 Schichtlohn gestraket, das 3te mal ohne Abkehr-Zettul abgelegt werden. Auch sollen

§ IX. Von gleichmäßiger Strafe alle Arbeiter auf Schicht, deren Gedingsmann Steiger oder Schichtmeister, sich in Kohlen oder Zangelschichten den nothwendig passenden anderen Arbeiter zu Hülfe Gedinge-Arbeit, sie habe Namen wie sie wolle, mit Abkehr-Zettul verlassen und sich auch auf andere Arten ohne Wissenschaft verlassen lassen.

§ X. Nicht weniger sich mit ihrem gelehrten Lohn und gewachsen Gedinge begnügen, und den Gedingsstrafe seine Mehrmehrere Hauen, oder sonst heimliche Handlungen vornehmen und sich den kleinen Steigern oder Schichtmeister mit Versprechen oder Versagen nach auf Nehmung anschicken sollen, widrigenfalls dieselbe dasjenige, was sie für ungerechtet werden, zur Strafe an die Knappschafts-Casse erlegen sollen. Imgleichen, das einem Bergmann Arbeit unentgeldlich Tolerirt oder gelehrt, unter was für Vorwand es auch seyn möge, untersagen, damit ihnen solche zweifaches Lohn gelehrt werden soll.

§ XI. Sollen sich sämmtliche Bergarbeiter auf denen Zechen, in Gruben, auf denen Hütten, in Kupferhütten, Hütte- und Zechenschlossen, und andern Gewerkschaften, Arbeit suchen und freiwillig, ohne Scheuen, Schmieden, Flachen, Kettenschlossen, Pochen und Schmieden, vor dem Trunk in Acht zu nehmen und allen entstehenden Tumult und Aufruhr zu verhüten, viel weniger selbst denen anfangen, oder selbigen helfen, auch sich überhaupt also aufführen, wie es einem ehrlichen Bergmann eignet und geziemet, damit sie sich vor Strafe, ihre gerechte Belohnung, auch in jedem Falle bei der Knappschafts-Casse anhalten, gewarnet seyn, auch Recht und Billigkeit gehalten sey, der draußen bleibt, hat nach Arbeit allergnädigster Verordnung die Zeit Strafung an Geld, Leib und Leben nach Größe und Geringerheit der Uebertretung und der Verbrechung, ohne alle Wiederkehr zu gewärtigen, beizulegen sollen sie

§ XII. Den Gruben, andern Feuer oder Unglück auf deren Gruben und in denen Gruben oder Schächten, wo sie wohnen, oder die nahe dabey sind, sieben, sich den dann nächstkommenden Schichtmeistern und Steigern einfinden, und unter deren Aufführung, alles Mögliche zur Rettung und Löschung des Feuers beitragen.

Der Knappen-Eid, den dem in der Einleitung des im Auszuge wiedergegebenen Reglements die Rede ist, hatte folgenden Wortlaut:

„Ich gelobe und schwöre einen leiblichen Eid zu Gott dem Allmächtigen, daß ich vorgelesenen Punkten, welches mir deutlich vorgelesen, und ich wohl verstanden habe, in allen Punkten getreulich halten wolle so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort, durch Jesum Christum.“

Plattdütsche Sprueckwörde.

De Dok verklüet woll de Hoore, ower nicht sieme Ruden.

*

Kreiht de Hahne on 'm Mist,
So ännert sick 't Wäär
Oder et blimt gs et is.

*

Wie nich alt weren well, maut sick jung henken laten.

*

Wann de Dok prücket, maut me de Killen wehren.

*

'er alle Hippe mag ok noch gärne en arein Likkiken.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 4. Sonntag, 23. Januar 1921.

Merkspruch.

Blüte ehrlichen Gemütes
Ist die Nachsicht; doch selten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Nachsichtslosigkeiten.

Theodor Storm.

Arbeit im Weinberg.

(Sonntagslesung.)

„Was immer für eine Gnade du von mir verlangst,“ sprach Schirnam, der indische König, zu Dahirô, dem Erfinder des Schachspieles, „die sei dir gewährt“. Und Dahirô bekundete den wertvollsten Wunsch, es solle ihm auf das erste Schachfeld ein Weizenkorn gelegt werden und auf jedes der übrigen 63 Felder immer das Doppelte des Vorhergehenden. Man ging daran, und siehe, welch ein Erstaunen! Ganz Indien war nicht groß genug, die sich ergebende Summe des Weizenkörner von über 18 Trillionen zu beschaffen. Diese hundert- und tausendfältige Vermehrung ergab eine solch enorm große Weizenmenge, daß man damit das ganze Erdenfestland einen Zentimeter hoch bedecken könnte.

So ist das Leben auch ein ernstes, schweres Spiel auf weißen und auf schwarzen Feldern. Die Figuren sind deine Werke und Taten. Du mußt die Glücksbahnen dieses Lebensspieles selbst zurechtlegen und daraus himmlische Weizenkörner überreich gewinnen. Ob es wenig Arbeitsfelder, ob es wenig Lebensjahre sind, oder in sechzig oder achtzig oder noch mehr, die Goldkörnersammlung der Verdienste und Gewinne aus der ernsten Lebensspielarbeit muß auch hundert- und tausendfältig sein, so daß sie die ganze Lebensbahn bedecken. Ihre guten Werke folgen ihnen nach.

Zu dieser ernsten Lebensarbeit ruft auf das Evangelium mit den Worten: „Gehet auch ihr in meinen Weinberg!“ Was ist der Weinberg? Jede gottgewollte Berufsarbeit: **Arbeit des bürgerlichen Lebens, Arbeit des christlichen Lebens.**

Einstens werden deine Lebenstage gewogen werden mit der Goldwage der Ewigkeit. Sie werden gekommen werden für die Himmelskrone, als deren kostbare Edelsteine, schimmernd im Glanz der Himmelglorie. Aber es ist nicht hinreichend die bloße Verdoppelung der Gewinne, wie in der vorgenannten Rechnung der Spielfelder, sondern diese ernste Lebensarbeit verlangt Einsatz aller körperlichen und geistigen Kräfte um einen gar kostbaren Gewinn. Dieser Gewinn heißt Glück, ihenen Seelenglück, dereinst Himmelsglück. Glückssucher sind wir alle. Wo finden wir es? In der Arbeit und durch die Arbeit.

Macht den Menschen die irdische Arbeit zum wirklichen Bürger des irdischen Reiches, so macht ihn die Arbeit des christlichen Lebens zum Vollbürger des Gottesreiches.

Was ist die Arbeit des christlichen Lebens? Das besagen uns die Worte: „Gehet Gott, was Gottes ist!“ Ihm in allem die Ehre! Sie umschließt alle treue irdische Arbeit im Goldrahmen der Gottesliebe in der guten Meinung, Gott zu Ehren, vollbracht.

Durch Weihe an Gott, durch gute Meinung, erhält jede Arbeit Goldeswert für die Ewigkeit. Diese Wahrheit zeigt vor allem das Glück derjenigen Menschen aus, die schwere Arbeit tun müssen unter schwierigen Verhältnissen.

Mache darum die irdische Arbeit durch Hinblick und Richtung auf Gott zur Arbeit des christlichen Lebens! Wenn du dann müde angekommen bist am Lebensabend und der Tod

Ich harre des Tags ....

Ich harre des Tags —
Wo das finstre Gewölk, das meinen Himmel bedeckt,
Sich teilt — und Gottes Liebe, lichte Sonne
Meine Rosen zur köstlichsten Blüte weckt.

Ich harre des Tags —
Und dreht sich auch oft noch der Felsen Nadir:
Er kommt — wo nach Wetter und Sturmesbrausen
Meine harrende Seele endlich den Frieden hat.

Der Herr ist getreu —
Und ist auch der Weg, den er oftmals mich führt, voll Leid,
Getrost — einst scheint seine Sonne doch wieder
Und wandelt alles Leiden in lichte Freud.

Gertrud Maria Knab-Gladbeck.

dir auf den Schultern klopft, dann hast du aus großen, ernsten, schweren Lebensspiel gewonnen und kannst mit dem heiligen Paulus sprechen: „Sterben ist mein Gewinn.“ Dieser Gewinn ist hundert- und tausendfältige Frucht der Gnade für die Glorie des Himmels. V.

Ein unvergleichliches Denkmal.

Von A. Vetter.

Viel wird die Kirche geschmäht; auf allen Wissensgebieten sucht man Bissen zu schmieden zum Kampf gegen sie. Die ganze Geschichte insbesondere hat man durchstreift nach Steinen, um sie ihr auf den Weg zu werfen. Auch die Geschichte der Heiligen mit die beste, durchschlagende Apologie für die Stiftung Jesu Christi.

Leider sind diese Heiligenbücher der „heiligen Mutter“ selbst unter Katholiken viel zu wenig bekannt. Es zeigt sich eben auch darin wieder jene schon oft beklagte „katholische Krankheit“, Ob dem draußen flimmernden Schein vergessen wir die still, aber warm und hell leuchtende Sonne daheim, bewundern geschäftiges Gl... und verachten die echten Perlen.

Das große Quellenwerk für die Geschichte d... Heiligen der beiden ersten christlichen Jahrhunderte sind die „Acta sanctorum Bollandi...“, die mehr und mehr der Stolz der Katholik... werden müssen. Sie sind die große quelle... mäßige katholische Legende, das Heldenbuch d... einen, heiligen Weltkirche. 63 starke Foliobän... zählt diese Werke; dazu kommen noch 27 Dop... ganze einer zugehörigen Zeitschrift und e... lange Reihe von Einzelveröffentlichungen. ... echter Legendenart ist das ganze nach dem A... kalenderjahr geordnet. Für jeden Tag sind all... Heiligen, die irgendwo auf der weiten Er... verehrt werden, verzeichnet, das Material mu... aus allen Teilen der christlichen Welt zusa... mengebracht werden. So entstand ein Werk, d... auch rein wissenschaftlich betrachtet, die grö... Bewunderung und Hochachtung abnötigt. M... suche nur die Vitae Gotteo und der Heilige... da sind auch ungeahnte die Gesichtsmöglichkeiten ganz neue Wege und neue Fernsichten.

Ein eigen Gefühl erfaßt einen, wenn m... vor diesen über hundert gewaltigen Bänd... steht. Es überkommt einen etwas von jen... staunenden Freude des hl. Johannes, der in d... Offb. 7, 9. erzählt: „Ich schaute eine gewalti... Schar, die niemand zählen konnte, aus all... Völkern und Nationen und Sprachen. ... standen am Throne Gottes und des Lamm... angetan mit weißen Kleidern und trug... Palmen in ihren Händen.“ Wahrhaftig, ... katholische Kirche ist das Vaterland der Selig... die Heimat der Heiligen. Und ein Heili... allein ist ja bekanntlich der Wunder mehr a... als der Glanz und die Glorie der ganzen aus... christlichen Kultur. Hier ist völkerumschlingen... Gemeinschaft, Liebe, die alle umfaßt, hier ist t... liches Land. So wird denn auch wohl vor h... aus die Welt wieder genesen müssen.

Solch ein Werk kann uns niemand n... machen, da es eben nur eine heilige Kir... gibt.

Als 1607 Heribert Rosweyde den gewaltig... Plan erkmeis aussprach, schien er dem gele... ten Kardinal Bellermin unausführbar: „A... Mann rennet darauf, noch 200 Jahre zu lebe... ist er aus. Tatsächlich brauchte die Vollend... des Werkes 300 Jahre, und es beschäftigte, ... gelehrt von nur einer einzigen Unterbrech... dauernd eine ganze Anzahl von Gelehrt... Rosweyde war kaum über Vorbereitungen t... hinausgekommen. Jedenn von Bolland aus ... burg bekam dann von seinen Obern den A... trag, die Leitere des Verstorbenen zu ordn... Tatsächlich begann er sich für die Sache, wenn... 1630 den heiligen übrigen Gottfried Henschen z... Mitarbeiter und beide gaben sie die besten ein... Bände mit den Heiligen des Januar heraus.

n 1638 folgten dann die 3 starken Februar-
de. 1659 kam zu den beiden noch von Papen-
rt, „eine selten begünstigte Forschernatur,
gerüstet mit kritischem Scharfsinn und genia-
Blick für den Kern der Dinge, erfüllt von
gender Vaterlandsliebe und unerschütter-
m Wahrheitsmut, dazu im Besitz einer nie
agenden Arbeitskraft". (Stimmen der Zeit.
12.)

Diese drei Großen im Reiche des Wissens
Bollens legten die Fundamente und brach-
den Bau bereits zu bewunderter Höhe. Da-
waren sie so bescheiden, wie die Meister unse-
alten Münster. Heutigen konnte nicht dazu
ogen werden, auch nur seinen Anteil an der
eit zu zeichnen. Das war Geist vom Geiste
Heiligen, und das mußte Gottes Segen brin-

So konnte im 18. Jahrhundert rüstig
n zu Stein getragen und Bild an Bild ge-
t werden. Und als der Jesuitenorden auf-
oben wurde, boten die Prämonstratenser des
ischen Stiftes Kongerloo den Gelehrten und
r Riesenbibliothek ein gastliches Heim. Dort
de der 58. Band vollendet. Doch bald verfiel
Kongerloo dem Schicksal der Aufhebung;
Patres wurden in alle Welt vertrieben, die
liothek verschleudert. Sollte das Werk der
andisten also doch ein Torso bleiben?

Das durfte wirklich einmal „um des ganzen
meels willen" nicht sein. Kaum war die
rtienzeit wieder abgefühlt, die jesuitische
t wieder verlaufen, machten sich auch die bel-
en Jesuiten 1837 wieder an die Arbeit. Und
her haben ununterbrochen zum Teil ganz
ragende Gelehrte ihr Wissen und Können
diese Legende eingesetzt. Dadurch bekamen
auch die Heiligen ein Denkmal, wie es den
ten dieser Erde nie wird beschieden sein.
Werk ist heute noch nicht abgeschlossen. Da
dort werden noch Linien nachgezeichnet, die
wieder zeigt sich ein bisher unentdeckter
n am christlichen Himmel. Immer werden
aus den Reihen der katholischen Gelehrten
manche Ehre und Freude darin finden, sich
ihrer besten Kraft auf diesem unerschöpf-
n Gebiet der Forschung zu betätigen.
en guten Menschen finden, ist schon Gewinn,
einem Heiligen auch nur lesend und studie-
verkehren, ist Gnade.

Auf dem vatikanischen Konzil wurde vor 50
ren erklärt: „Die Kirche ist auch in sich selbst
wegen ihrer außergewöhnlichen Heiligkeit
unerschöpflichen Fruchtbarkeit an allen gu-
Werken . . . ein gar mächtiger und beständi-
Beweggrund für ihre Glaubwürdigkeit und
unwiderstehliches Zeugnis für ihre göttliche
dung. Wie ein Wahrzeichen ragt sie in die
he hinein und ladet alle zu sich ein, die noch
t glauben, und gibt ihren Söhnen die Ge-
heit, daß ihr Glaube auf dem festesten Fun-
mente ruhe." Das ist wohl das beste Vor-
Schlußwort für die Acta Sanctorum Bol-
landa. Für uns aber gilt: das Schöne und
e nicht so sehr in schwelgender Ferne zu
en, sondern allererst die eigenen Schätze zu
n und uns auch hierin der „Gemeinschaft
Heiligen" würdig zu erweisen.

ie Verbreitung guter Bücher.

Verbreitet soviel als möglich gute Bücher unter
Bekannten und Freunden! Ein gutes Buch findet
Eingang in ein Haus, wo der Priester keinen Zu-
hat, und wird selbst von schlechten Menschen als
anken oder Geschenk gebraucht. Bei seiner Ankunft
et es nicht; wird es vermißt, so macht es sich nicht
e daraus; wird es verkauft, so kostet es sie nicht
hinterläßt die Reue, welche oft den Wunsch erweckt,
Wahrheit ferner zu lernen, die es jederzeit zu lehren
t ist.

Ein geschenktes gutes Buch bleibt manchmal ver-
st auf einem Tische liegen. Niemand achtet darauf,
mal dann einmal die Stunde der Verlassenheit, des
Zweifels oder der Trauer, dann schüttelt dieser treue
Freund seinen Staub ab, öffnet seine Blätter, und es
wiederholen sich die wunderbaren Bekehrungen eines hl.
Augustinus, eines sel. Kolumbinus, eines hl. Ignatius.

Wieviele Seelen wurden durch gute Bücher gerettet,
weibliche vor Irrtum bewahrt, wieviele zur Innerd ent-
ommtert! Wer durch das Verschenken eines guten
Buches keinen anderen Erfolg hätte, als nur einen Ge-
danken an Gott zu erwecken, würde sich schon ein un-
schätzbares Verdienst bei Gott erworben haben. Wieviel
mehr wird aber noch erreicht! Wenn in einer Familie
ein Buch von demjenigen, dem es geschenkt wurde, oder
für den es bestimmt war, ungelesen bleibt, so wird es
vom Sohne, von der Tochter, vom Freunde oder vom
Nachbarn gelesen; oft macht es die Runde in der ganzen
Ortschaft, und Gott allein kennt das Gute, das es
gestiftet hat.

Don Bosco.

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck untersagt.)

N. **Berlin**, 18. Januar.

Hierzulande ist in dieser Nacht Manna vom Himmel gefallen.

Manna ist Brot, und der Schnee, der da auf den Straßen und Dächern liegt, ist doch bloß Wasser, sagt der Zweifler.

Ja, der Schnee ist aus Wasser entstanden und soll wieder zu Wasser werden. Aber inzwischen ist er mit dem eigenartigen Aufbau der Stoffstreifen ein Ding für sich: eine mollige Decke, wie sie gerade notwendig war.

Bei dem warmen Wetter der letzten Woche hätte sie Saat ihren Frühlingsschlaf nicht gefunden und war bald entschlossen. Ein scharfer Frost war gefährlich für die vorreifen Triebe. Da kommt nun der Schnee als kühlende Hülle. Er ist sozusagen eine Mischung von gefrorenem Wasser und eingeschlossener Luft. Die Wasserstropfen haben sich bei dem Fall aus den hohen Wolken in kleine, zarte, wunderschöne Kristalle verwandelt; die verhalten sich lose in einander, und die Zwischenräume umschließen Luftteilchen. So kommen die leichten Flocken, trudelnd, die eine große Kohlschicht haben mit den Dingen, in unseren Gebreiten. Was uns warm hält, ist im Grunde die stille Luft, die da einschlossen ist zwischen den Doppelfasern oder zwischen den Fasern unserer Kleidung oder in den Federn unserer Betten. Die Luftstille, die in dem Schnee steckt, kann freilich von den Menschen nicht zum Warmhalten benutzt werden, da unsere Körper viel mehr Hitze haben, wie die Schneeflocke vertragen kann. Aber für die kalten Pflanzen da draußen heißt der Schnee: Ihr könnten ihn nicht schwelgen und er will sie nicht ertränken, sondern sie nur in ihrem bisherigen Wärmezustande schützen. Und das tut er, indem er die eisigen Winde von ihnen abhält.

Also rettet ein Schneefall zur rechten Zeit die Winterfaat und damit rettet er uns das tägliche Brot für das nächste Jahr.

Hoffentlich hat sich der Schneefall recht weit und ausgiebig über Deutschland erstreckt, und hoffentlich schneit er auf dem Lande nicht so schnell fort, wie hier in Berlin, wo am Morgen Regen einsetzte und den frischen Schnee zum großen Teil in gemeines Wasser verwandelte. Was hier so schnell zu Schmutz wurde, möge draußen ein heilsamer Schutz bleiben.

Wenn der Schnee gerade zum Hundertjährigen Gedenktage der Reichsgründung von 1871 uns beschert ist, so möchten wir das gern zum guten Zeichen machen, daß der Himmel unser armes Vaterland doch noch nicht ganz verstoßen und verlassen hat.

Dieses Vaterland ist ja leider innerlich. Mehr Ehrgeiz als Ehre, Mißtrauen gegeneinander, wie groß auch die Leiden und Nöten des Krieges, Deutschland ist krank, schwer krank; aber eine Leiche ist es doch noch nicht.

Die Throne sind gefallen, das Volkstribunat ist von außen gemacht und war immer wie ein Kleidungsstück angezogen. Aber der Volkskörper hat doch noch zusammen, es sind noch ein Deutsches Reich, das auf einem Fundament von 1871 steht noch in Ecke und wie können daraus an Stelle der Ruine ein neues Haus bauen, wenn wir einträchtig und vernünftig sind.

Auf die äußerliche Feierlichkeit solcher Gedenktage gebe ich nicht viel. Die Hauptsache ist, daß jeder innerlich die Gedanken und Gefühle des Tages verarbeitet. An diesem Kapitel muß er sich klar werden über das Soll und Haben am Schlusse dieser Jubiläumsperiode, und im einen wie im andern muß er sich entschließen, ob er mitarbeiten will zur deutschen Rettung oder zum moskowitischen Verderben.

Demonstrationen haben wir heutzutage genug und Übergenug. Alle Gedenkfeiern bleiben hohle Demonstrationen, wenn sie nicht in den festen Vorsatz ausmünden: Ich will meine Pflicht tun auf meinem Posten, wenn es mir auch schwer fällt!

Und wer schon in den reiferen Jahren ist, der muß hinzusetzen: Ich will meine Kinder erziehen in demselben Geiste der christlichen und deutschen Pflichttreue, und wenn sie so herzlos und dürftig, so kleinlich es mir der Erziehung von heute aussieht.

Es dünkt mich nun, ob nach 50 weiteren Jahren überhaupt noch ein Deutsches Reich vorhanden sein wird, dessen Gründung sich feiern läßt. Der Leichenstein wäre eine Schande für das gegenwärtige Geschlecht.

•

Meinen alten Kopf muß ich freilich schütteln, wenn ich lese, daß gerade vor dem Geburtstag die verhängnisvolle Streikwaffe der Reichsfarben wieder aufgerollt worden ist. Von einer Arbeiterpartei ist sonst nichts gesagt worden, man hofft eine allgemeine Volksabstimmung darüber entscheiden lassen, ob wir fortan schwarz-rot-gold oder wieder schwarz-weiß-rot flaggen sollen. Als wenn wir keine anderen Sorgen und Nöten hätten, wie dieses Stückchen Demonstration!

Während eines Erdbebens schwankt und wankt das ganze Haus; der Vater und die Mutter aber sitzen am Kaffeetisch und streiten sich darüber, ob sie das Haus endlich oder ob es gemach aufstreichen lassen sollen. Der Teufel lacht darüber und meint: Wenn der ganze Plunder bei nächster Gelegenheit ein wohl den Farbentopf nicht mehr zum Zankapfel machen!

Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht hätte man 1870 für das neue Reich die Farben von 1848, also schwarz-rot-gold, beibehalten lassen, das wäre ein Tropfen demokratischen Oeles für die neue Kaiserkrone gewesen und hätte ihr wahrlich nicht geschadet. Nachdem aber schwarz-weiß-rot erwählt worden war und über 40 Jahre sich rühmlich als Reichsfahne bewährt hatte, wäre es am besten gewesen, wenn die Gesetzgeber von Weimar es einfach dabei belassen hätten. Das Prinzip leidet schaden. Die neue Verfassung hat uns das Gold, das aus der Reichsfarbe verschwunden ist, wenigstens im Zahnersatz wieder erscheinen lassen wollen. Nun gut, dann flaggen wir schwarz-rot-gold; das geht auch in Gut und Glanz, wenn wir unter der Klasse nur das Tüchtigen leiden. Aber lassen wir wenigstens dieses Fatzenspiels die traurig bekümmerte Verfassung schon wieder anderen? Ist denn die deutsche Nation ein kaltes Dämchen, das immerzu ein neues Kostüm haben muß? Darf man wegen der Farbenfrage zum Parteifanatiker entarten und den inneren Frieden gefährden?

Prüfen wir uns, daß wir verdienen den alten Adler der Reichseinheit noch gerettet haben. Wenn uns der noch warm erhält, dann lassen wir ihn nicht in die Fäderei, sondern tragen ihn auf in redlicher Arbeit, ohne uns um die Modergeitung zu kümmern.

„Fröhliche Morgensonne".

Von Tony Kellen.

(Nachdruck verboten.)

Das klingt orientalisch und ist doch echt deutsch. Das Reich der „Fröhlichen Morgensonne" ist nämlich das Ruhrgebiet, das Land der Kohlen, das eigentlich das Ruhr-Emscher-Lippe-Gebiet heißen müßte, da der Bergbau von der Ruhr über die Emscher nordwärts bis zur Lippe gewandert ist. „Fröhliche Morgensonne" ist einer jener alten Zechennamen, die sich zur Freude aller Freunde des Volkstums bis heute erhalten haben. Die meisten Zeitungsleser, die gelegentlich bei der Nachricht von einem Streik, einem Grubenunglück oder dergleichen, auf einen sonderbaren Zechennamen stoßen, denken sich in der Regel gar nichts dabei, weil diese Namen ihnen fremde Dörfer sind, dem Bürgermann aber, dem sie schon eher geläufig sind, ist „Alter Hoofe" lediglich ein Kur, ein Geldbegriff, an den sich für ihn vielleicht erfreuliche, vielleicht auch trübe Erinnerungen knüpfen.

Mit ganz anderem Auge wird der Freund der Volkskunde, durch das Reich der Zechennamen wandern, die sich allerlei aus der Vergangenheit des Bergbaues erzählen. Ein moderner Dichter könnte hier ein umfangreiches Kapitel als Beitrag zu einem Buch über Land und Leute schreiben.

Die ältesten Zechennamen schließen sich teils an Flur- und Ortsnamen an, teils sind sie frei erfunden worden, aber im Geiste, der damals den Bergbau beherrschte. Einer Sage zufolge wurden die ersten Kohlen an der Ruhr „op den Mutt" gefunden, wo eine Sau deren aus dem Boden gewühlt hatte. „Auf dem Mutterschwein" wurde ein Flurname und zugleich ein Zechenname, aber die Stelle ist heute längst in Vergessenheit geraten, weil die kleinen alten Bergbaubetriebe bald wieder verschwunden oder späteren in größeren Betrieben aufgegangen sind. Die ersten Bergleute waren Bauern, die auf ihrem Felde einfach die bis an die Oberfläche anstehenden Kohlen ausgruben, auch wohl Stollen anlegten, aber nicht in größere Tiefen zu dringen vermochten. Der Bergbau war eine Glückssache, denn man konnte reiche Flöze antreffen, aber auch lange Zeit vergeblich graben. Daher die vielen Namen, die dies zum Ausdruck bringen: „Glückauf" (das auch früh zum Bergmannsgruß wurde), „Glücksauf-Segen", „Gottesgabe", „Gottessegen", „Bergmannsglück", „Auf Gott gewagt" und „Ungewiß", „Glücksburg", „Gut Glück", „Unverhofft", „Verlorener Sohn", „Altemann", „Prinzessin", „Abendsonne" usw. Später, als seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Dampfmaschinen aufkamen und man durch das Deckgebirge in größere Tiefen dringen konnte, wurde vielfach den alten Namen des Saar Tiefbau beigefügt, so entstand z. B. „Glückauf Tiefbau" bei Barop.

Zahlreich sind die Zechen, die nach einer Flur oder einem Ort bezeichnet sind. „Alte Steinkuhle" war offenbar zuerst ein Steinbruch gewesen, bevor dort Kohlen entdeckt wurden. Ortsbezeichnungen waren auch „Hafenwinkel", „Vaaker Mulde", „Langenbrahm" (am langen Waldrand) und ähnliche, die später ganz auf die dort entstandenen Zechen übergingen. Häufig wurden zwei oder mehr benachbarte Gruben zu einer Zeche zusammengeschmolzen. Dann entstanden Namen wie „Vereinigte Zeche Sälzer und Neuack" für die mitten in der Kruppschen Fabrik gelegene Zeche, die aus der Grube „Sälzer" und der Grube „Neuack" (Ack, altdeutsch = Wasser) gebildet wurde. Oft begnügte man sich auch mit einem Namen wie „Vereinigte Karolinenglück" (bei Bochum), wodurch angedeutet wird, daß die Zeche aus der Vereinigung mehrerer Betriebe entstanden ist. „Vereinigte Klosterbusch" erinnert an einen alten Klosterwald und die erst 1919 entstandene Zeche „Alter Hellweg" (bei Unna) an die schon zur Römerzeit bestandene Heerstraße, die vom Rhein durch Westfalen führte. Die Zechen „Dortfeld" und „Dorstfeld" sind nach den gleichnamigen Orten benannt. In vielen Fällen sind sogar die Ortschaften erst durch die Zechen entstanden und dann nach ihnen benannt worden, wie Bismarck in Westfalen.

Man findet bei den Zechen aber auch geographische Namen, wie „Mont Cenis", die von auswärts in das Ruhrgebiet verbracht worden sind, und diese führen uns zum Teil in die Geschichte des Bergbaus zurück. Diese Zeit müssen die vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts, als die ersten großen Bergwerksanlagen entstanden. Damals fehlte es in Deutschland an Geld und an Wagemut, und so kamen denn englische, belgische und französische Kapitalisten und Unternehmer ins Land, die neue Zechen abteuften oder ältere erweiterten. Namentlich die Engländer waren in jener Zeit im Abteufen bewundert und sie verstanden auch über das nötige Geld. Damals entstanden die Zechen „Shamrock" (= Kleeblatt, das Staatswappen Irlands) und „Hibernia" (Irland), beide bei der Stadt Herne. Diese zu großer Blüte gelangten Zechen wurde 1856 von Engländern gegründet, an deren Spitze William Thomas Mulvany stand. In jenen beiden Jahrzehnten entstanden die „Societé anglo-belge", die „Prussian Mining and Iron Works Company", die „Minorort Mining Company", die „Societé civile des charbonnages de Herne-Bochum", der „Charbonnage du Rhin", der „Charbonnage du Nord" usw. Von diesen fremden Gesellschaften wurden verschiedene Zechen teils gegründet, teils weiter ausgebaut, so „Phönix" (Franzosen), „Holland" (Holländer), „Langenbrahm", „Rhein Elbe", „Alma" (Franzosen), „Alstaden" (Belgier unter Führung des Lütticher Professors Traeskaert). Der Erfolg, den die Ausländer hatten, ermutigte dann auch die deutschen Unternehmer, sich mehr dem Bergbau zuzuwenden, und so wurde der fremdländische Einfluß allmählich verdrängt. Namentlich waren es auch die deutschen Techniker, die das Abteufen vervollkommneten, so daß vor dem Weltkriege die deutschen Tiefbohrgesellschaften in aller Welt tätig waren. Wenn auch die meisten ausländischen Gesellschaften sich im Laufe der Zeit zurückgezogen hatten, so war doch noch bei einzelnen Zechen ausländisches Kapital beteiligt. Infolge des Niedergangs der deutschen Wirtschaft ist jetzt dem Ausland ein Eindringen in den Ruhrbergbau natürlich sehr erleichtert.

Auch andere Herkommen erlauern uns an interessante Einzelheiten aus der Vergangenheit. Die Zeche „Nordstern" bei Horstermark erhielt ihren Namen, weil sie bei ihrer Gründung die nördlichst gelegene Zeche des Ruhrgebiets war. Heute liegt sie bereits im Mittelpunkt desselben und wurde ebenso auf den Namen „Centarum" verdienen, den eine andere Zeche bei Wattenscheid führt. „Konsolidation", eine Gründung des berühmten Gewerken Grillo in Schalke, erinnert schon durch ihren Namen daran, daß sie aus mehreren Betrieben zu einem großen Unternehmen zusammengeschlossen wurde.

Sehr zahlreich sind die Zechen, die einen Personennamen führen. Da sind vorerst männliche Namen wie „Adolar", „Ewald" oder „St. Johannes-Erbstollen", „Karl-Friedrich-Erbstollen" usw. Diese Vornamen wurden nicht willkürlich gewählt, sondern bezogen sich meist auf bekannte Persönlichkeiten. So wurde die Zeche „Karl-Friedrich" zu Ehren des Oberbergamts-Direktors und nachmaligen Ministers Karl Friedrich von Stein benannt. Ebenso war die Zeche „Julius Philler" nach dem Bergschöffengerichts- und späteren Oberbergrat Julius Philipp Heintzmann (1769—1791) benannt worden.

Die großen Gewerkschaften und Aktiengesellschaften haben viel der alten Namen beseitigt und ihre Schächte einfach numeriert: „Schacht I", „Schacht II", „Schacht III" usw. bis zum Dutzend und darüber hinaus. Das mag für die Verwaltung bequemer sein, aber schöner ist es nicht. Zudem behelfen Zahlen sich nicht so leicht wie die früheren Namen, und so ist mit den oft so sinnigen alten Bezeichnungen auch ein guter Teil der Poesie des Bergbaus verlorengegangen. Um so mehr müssen wir uns freuen, daß bei den neuerdings wieder in Betrieb gesetzten alten Gruben an der Ruhr auch die lösbaren Namen der Vorzeit wieder aufgelebt werden. Wie lustig klingt doch „Der kleine Amor", „Die sieben Söhne" (beide bei Hattingen), „Morgenstern" (bei Wetter), „Kornblüte" (bei Herdecke), „Edelfrau" und „Auerhahn" (bei Sprockhövel), „Wiesenkrone" (bei Mülheim) und so viele andere, die man noch auf den alten Bergwerksplänen verzeichnet findet.

Auch drunten in den Gruben haben sich noch manche alte Bezeichnungen erhalten. Der Bergmann arbeitet „vor Ort", nicht oder im „Alten Mann" oder „Toten Mann", d. h. dem abgebauten Teil der Grube. Die Flöze haben die Namen behalten, die ihnen ursprünglich beigelegt wurden. Als man die Kohlenschicht, die sich an einer Stelle als ergiebig bewies, an anderen Orten wiederfand, da nannte man sie ebenso wie am ersten Fundort. So mißen Namen wie „Mittergsbank" entstanden sein, die sich ursprünglich nur auf ein lokales Vorkommen bezogen. Als man erkannte, daß die Flöze sich oft durch das ganze Revier hinziehen, wenn auch durch mancherlei Störungen und Verwerfungen gestört ist, gibt nämlich Mulden und Sättel wieder der Erde, sorte man natürlich Wert darauf, für dasselbe Flöz auch überall denselben Namen anzuwenden. So haben sich denn die Namen „Katharine", „Sonnenschein", „Kinderbank", „Treckbank", „Mausegatt" bis auf unsere Zeit im Munde des Bergmanns wie auch in der Sprache des Betriebs und der Geologie erhalten. Diese Namen kennt jeder Bergmann, während gelehrte geologische Bezeichnungen wie „Quintusflözung" oder „Secundusflözung" ihm nichts sagen und ihm ewig fremd bleiben werden.

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

(Nachdruck verboten.)

Slap!

Slap, min lütten Täuschenkleeksk!
Mordsdrom hest di, Slap, vermeet!
Wird Tien Weinlang, min lütt Mand,
Slap die Tärt- und Tort- nu and,
Slap, min lütten Fläschpott!

Nana, mat is din Haar to Hurt!
Pietelt mal 'n beeten Heßerbur,
Stimm ok und sünne Mod
Ersitz 'n dütschen Pott to god.
Slap, min lütten Aleshopp!

Aus „To Hus" von Hans Much
(Alfr. Hermes Verlag, Hamburg).

Zu den Hexenprozessen in Westfalen.

Von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide (Dortmund).

I.

Als weit in das Zeitalter der Aufklärung reicht die Kette von Leiden und Gewaltat die menschlicher Wahn hat dem ersten Auftreten der sogenannten Hexenprozesse gewonnen hat. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, daß es sich bei diesen Prozessen nur um die Verfolgung unschuldiger Frauen und Mädchen gehandelt habe. Neun, auch sogenannte Hexen, aber, wie man sie, ein Attribut männlicher Ueberlegenheit, in diesem Falle nennt, „Hexenmeister", haben wiederholt den Leidensweg gehen müssen, auf den sie überlaute solche Anklagung oder Böswilligkeit führten, und der erst auf dem Scheiterhaufen endete.

Die örtlichen Quellen über die Hexenprozesse fließen sehr dürftig, obwohl feststeht, daß auch an einzelnen Orten Westfalens hunderte von Hinrichtungen stattgefunden haben. Diese Tatsache erklärt sich dadurch, daß man früher redlich bemüht war, die den Gemeinden in ihr einer Bevölkerung ihr Ansehen schändenden Vorkommnisse der Welt zu verschweigen und die Akten darüber vernichten. Hierdurch wurden Akten, die auf angesehene Familien, deren Mitglieder in den Prozessen eine alte oder passive Rolle spielten, mißbräuchlich hinweisen konnten, sowie auch vorhandene Akten über die letzten kurkölnischen Hexenprozesse in Rüthen, Corvinus Hexenjagd zu Olsberg im Kreise Meschede, die Akten über die hier stattfindenden Hexenprozesse enthielten, im Jahre 1806 von einem Totengräber mit Pech und Teer gewisse Hantieren den Feuer übergeben worden. Was aber an vielen Plätzen Westfalens Hexenverfolgungen vor sich gegangen sind, beweist namentlich auch noch der

Besonders feierlich gestaltete sich bei dieser Gelegen-
heit die Beförderung der jungen Bergleute zu Lehr- und
Vollhauern, sowie die erneute Verpflichtung der quali-
fizierten Knappschaftsmitglieder. Ein geselliges Zu-
sammenspiel bei Essen und Trinken, Spiel und Tanz,
wobei die alten, sinnigen Bergmannslieder angestimmt
wurden und das Bergarbeiterkorps seine Weisen er-
klingen ließ, reihte sich diesem feierlichen Akte an und
beschloß das Knappschaftsfest. Solche geselligen Zusam-
menkünfte, Bergfeste genannt, wurden vom Ende der
... er Jahre des vorigen Jahrhunderts ab fast alljähr-
lich von den Werksgemeinschaften der verschiedenen Reviere
veranstaltet; seit Beginn der 50er Jahre verschwanden
sie aber schnell mit der stetig anschwellenden Zahl der
Bergleute oder sie nahmen, wo sie noch weiterlebten,
einen gänzlich veränderten Charakter an.

Im Zusammenhang mit diesen Einrichtungen wurde
im märkischen Revier am 24. August 1817 ein Berg-
hoboistenkorps ins Leben gerufen und aus den Mitteln
des sogenannten Uniformierungsfonds unterhalten.
Das Essen-Werdensche Revier erhielt ein solches Korps
1828. Diese bergmännischen Musikkorps zählten ge-
wöhnlich nur sechs bis zehn ständige Musiker und domi-
zilierten am Sitz des Knappschaftsvereins, also in
Bochum und Essen. Sie waren verpflichtet, bei den
Knappschaftsfesten die Musik zu stellen und bei anderen
bergmännischen Feierlichkeiten, Aufzügen, Leichenbegäng-
nissen und Tanzvergnügen gegen ein geringes Entgelt
zur Verfügung zu sein. Auch sie führten kein langes
Leben; Anfang der 60er Jahre wurden sie aufgelöst.

Die bergmännische Berufstracht bestand meist aus
einem schwarzen Kittel, der bei den Voll- und Lehr-
hauern aus Tuch, bei den Schleppern, Ziehern und
Haspelknechten aus Glanzleinwand angefertigt war.
Die Kopfbedeckung bildete ein turmartige, schwarzer
„Schachthut", der Tschako, der vorn ein mit den Initi-
alen des Berghauses, Schlägel und Eisen, versehenes
ovales weißes Schild trug. Die Unterkleider waren
schwarz, die Knöpfe von Messing (nach dem Uniform-
reglement vom 16. April 1786). Ein Seitengewehr
wurde gewöhnlich nicht getragen, nur bei besonders fest-
lichen Gelegenheiten finden wir eine kleine Zahl von
Knappen mit einer Keilhaue an der Seite ausgestattet.
Wegen der im Laufe der Zeit eingerissenen Willkürlich-
keiten erließ die Bergbehörde am 20. Januar 1847 ein
neues, detailliertes Uniformreglement. Dieses gab eine
genaue Beschreibung der Puffjacken, Bergkittel, Bein-
kleider, Bergleder, Schachthüte, Säbel, Häckel usw. und
bestimmte ausführlich, wie dieselben mit Schnüren,
Litzen, Tressen, Bändern, Aufschlägen, Schnallen,
Borden, Adlern, Federbüschen und Knöpfen zu deko-
rieren wären und wie sich hierbei die verschiedenen
Grade der Bergbeamten und Bergleute, also Fahrsteiger,
Steiger, Schichtmeister, Materialienverwalter, Knapp-
schaftsälteste, Maschinenwärter, Kohlenmesser, Hauer,
Schlepper, Jungen usw. zu unterscheiden hätten. Allge-
mein eingebürgert hat sich trotz all dieser Vorschriften
die bergmännische Uniform nie. Erhalten hat sie sich
in ihren Grundzügen bei den Bergschülern und hier und
da bei den Knappenvereinen, die sie auch heute noch zu
tragen pflegen, wenn sie sich aus festlichem Anlaß ver-
sammeln oder wenn sie einem verstorbenen Kameraden
das Geleite zur „letzten Fahrt" geben.

Baron van Romberg lött sik rafeeren.

(Nich nodrücken.)

De Verschönnerungsrat Derus Schrapmeß stonn ver-
drießlick in siene Husdör un schannte op de fulen Tieten,
de dickköppigen Buern und dat miserable Geschäft. Un
dorto hadde he allen Grund. Fröiher hadde dat die
Saken jo ganz nett dotiert, ower siet he sik met sienem
kolleegen Schröppkopp in de verdrackte „Preiskonven-
tion" inloden hadde, waßt reinewey tom Brummsleigen-
kriegen. Tiet genaug dotau hädde hädde he wartattig.
Kümmes leit sik meh seihn. Fief Pennige hadden
de Kunstbuern van Drüppelhusen fört Rafeeren noch
bitaalt. In de bewußte „Preiskonvention" waß dat
Schrappgeld op en ganzen Gröschen ropsatt woren un
nu leiten sik de Klutenköppe de Börte wassen, als wann
dat de niggeste Pariser Mode wör.

Redakteur Leigenpinn hadde twor im Blättken alles
versucht, um Schrappmeß un Schröppkopp te helpen. In
langen Leitartikeln hadde he uteenlatt, dat et de Ba-
sichen lewen wollen; fief Penninge Opschlag wör jo nich
de Welt, un de Inwönnerschaft van Drüppelhusen wörde
wall so vüell „soziales Verständnis" hewwen un de
Kleinigkeit dropleggen. „Ziehen wir in Betracht",
schreew he im lesten Artikel, „daß beispielsweise die
Butter in den letzten Jahren wiederholt — wir betonen
ausdrücklich wiederholt! — eine Preissteigerung in
solcher Höhe erfahren hat, so dürfen wir wohl anneh-
men, daß die von den hiesigen Friseuren erbetene ein-
malige (!) kleine Aufbesserung ebenfalls ohne Wider-
spruch bewilligt werden wird."

De Betteroversliet wör villicht inlüchtend west, wann
nu, at Schaulmeister Vatenklöpper owends im krun-
ken en de Sake in en ganz anner Lecht rückt hädde.
„Votter sünd noch lange keine Ente", sagg he, „un wat
de dämlide Sensationsrat düse Drähnbartel in sienem
Käspoppier ower den bescheidenen Opschlag schriewt,
is mehr alwern. Hannes sick dat würklick men blos
üm de fief Penninge? Ik segge ne!" (De Buern
staken de Köppe bineen.) „De Kasus mact prozentua-
liter unnersocht weren. Un wat kömmt dann rut! Jo,
davon lött sik use Redaktörken nix dröimen, denn mag't
mit dem Schriewen bie ehm ok leidlick gohn, im Recknen
is he men schwak. Hunnert Prozent kommt rut, ganze
Hunnert Prozent! Dat is mehr, as de Apthekers nemmt
un dat dröw mi us nich beien loten! Ik för miene
Person dauh't wenigstens nich!"

„Ik ok nich! Ik ok nich!" reipen de Schulten
düreen un leiten sik frisch intappen. Domet waß de
Buernkrieg tiegen de Schumschlägers inleit't, denn de
hunnert Prozent geter insichtlohm as alle ses Artikel vam
sozialen Verständnis.

Isabella van Kastilien het bekanntlick ok en Eid
schworen, dat se nich ehr en rein Hiemd antrecken woll,
as bis Granada nommene wör. De Buern van Drüp-
pelhusen hatten sik in den Dük, ehre Börte so lange in
Wildwaß to loten, bis dat Schrappgeld wier op fief
Penninge runner satt wörde. Isabella het, wenn ik
mie nich verdauh, elf lange Johre wachten meiten, eh
dat se ehr Hiemd noh de Waschfrau schicken konn. In
Drüppelhusen duerte de Krieg erst drei Weeken, ower de
Börte waßen doch all nett lang woren. Je länger de
Börte, üm so klenner de Verdeinst bie Schröppkopp un
Schrappmeß, de sik in den enzigen Kunnen, de de Zunft
noch treu bliewen waß, im Redaktör Leigenpinn, sogar
noch deilen mochten, denn se wassen beide Abonnenten
van't Blättken.

„Wann dat so widder geht", schannte Schrappmeß,
„kann'k op miene ollen Dage noch met de Dreh-Oergel
gohn oder 't Zollschenmaken lähren. Et is rasweg tom
Dullweren!"

Schrappmeß hadde noch nich ganz te Enne schannt,
as Baron van Romberg (in Drüppelhusen neimten se'n
den bullen Baron) veerspännig üm de Ecke torjohlt kam
un plack vör Schrappmeß sienen „Frisiersalon" hollen
leit.

„Wat is tom Dullweren?" freig he.

Na, de Schnutenfläger vertallte ehm nu den ganzen
Ziloi un de Baron woll sik mangs urschüddene van
luter Plaseer. „Hm," sagg he antlehte, „wann de Buern
nich wellt, sall ik Ink woll en bietiken bietrengen
meiten. Also ein in'n Salong. Rrrrrafeeren!!!"

Schrappmeß mok Bückling ower Bückling, eenen deiper
noch as den annern.

„Keine langen Umständ!" kummedeerte de bulle
Baron. Domet trock he en Dusendmarkschien ut siene
Breitsäcke un lang en op den Disch. „De is för Ink,
wann de Schrapperie tipp-topp van statten geht!"

De Bebuy kreeg met Knixen un Deinern den vör-
nehmsten Seepennapp ran, den he op Lager hadde, förte
in eenem weg van de unverdeinte Ehre un ewigem
Dank un woll sik met Danzen un Kumpelmenten an de
Arweet giewen.

„Halt stopp!" reip de Baron — he trock en sechs-
läufigen Rewolwer rut un lang en op den Dusendmark-
schien — „de Kuntrakt is noch nich vullständig. Dusend
Mark, wann alles godd afläpt. Annernfalls —"

Schrappmeß kreeg et met'm Frelsen. „Annern-
falls —?" freig he ängsterlick, un de sesmanitige
Deiner bleew ehm in 'ne Raden stecken.

De Baron vertrock keine Miene. „Annernfalls
giewt dat en kleinen Bohnenzilot hier ut dem Sch-
löiper!"

Schrappmeß hädde mangs den Dallschlag kriegen.
„I—i—ik —, Här Baron," stotterie he, „i—i—ik—ik
meine — mi dücht, Här Baron —"

„Na, wat dücht Ink denn?"

„Mie dücht, Fritz Lü—Lü—Lü—Lükenpieper, de
Stift, hädde ne — hädde ne bettere — jo ne bettere
Hand, as ik. Un — un wa—wa't Ink recht is, Hä—Här
Baron —"

Romberg fand de Sake mähr as plaseerlick. „Is mie
een Dauhn, we sik den brunen Lappen verdeint. Kun-
trakt is Kuntrakt. Wo is de Junge?"

„Hier hängt he!" reip Fritz, de achter dem Vörhang
tomhört hadde. Ohne vüell Umstände kreeg he sik dat
Meß un gaff sik an't Balweeren. In Tiet van fief
Minuten waß dat Werk dohn un de Stift konn sik den
Brunen in de Täsche stecken.

„Dat mau't seggen" meinte de Baron, as he opstonn,
„Kuraiche hess'e, mien Junge. Ower Hand op't Herte —
en bietken benaut is Di dat doch woll west, wat?"

Fritz Lükenpieper mußte lachen. „Nich en Fitken, Här
Baron! Worüm denn benaut?"

„Na, na, dauh men nich so; ik mag do nich van
hören. Wann de Geschichte nu scheew gohn wör, — wat
dann?"

De Babukenstift wischen bedächtsam den Schum
van't Meß. „Wat dann, Här Baron? O, de Sake wör
wahoe eenfal west. Ik hädde dat Meß so ehr as Git do in de ...
dat woelkenges: Met dem Bohnenzilot ut dem Sch-
löiper wör dat woll nix weren. Ik hädde mienen Ä-
hädde Bluttworst vörtrecken; un de wör op Ink Kosten
gohn, Här Baron!" — Mok en strammen Deiner un
brachte Romberg an sienen Wagen.

W. Oschmann.

Winternebel im Hoch-Sauerland

In einem sehr interessanten Artikel unter der Ueber-
schrift: „Ein Winter auf dem Kahlen Asten" berichtet
Dr. Hofmann, Assistent am Meteorologischen Observa-
torium Essen, in der Beilage zum „Sauerländischen
Gebirgsboten" über seine wissenschaftlichen Beobachtun-
gen auf der meteorologischen Hochstation auf dem Kahlen
Asten während des Winters 1919/20. Besonders be-
merkenswert sind seine Mitteilungen über das Auftreten
des Höhennebels. Er schreibt darüber:

Die auffallendste Erscheinung im Winterwetter der
Höhen des Hoch-Sauerlandes ist das starke Vorherrschen
des Nebels. Der an u. für sich schon hohe Bewölkungsgrad
steigert sich noch mit der Höhe, und da in der kältesten
Jahreszeit die untere Wolkengrenze meist unter 850
und 800 Meter liegt, so sind die Höhen sehr oft in Nebel
gehüllt (oder in Wolken). Besonders der Anfang des
letzten Winters war daran sehr reich. Der November
hatte auf dem Kahlen Asten 25 Tage mit Nebel, die Mo-
nate Dezember und Januar ziemlich ebenso viel: 23 und
24. Dagegen wurde im Februar nur an 13 Tagen, im
März an 17 Tagen Nebel festgestellt. Nicht nur tage-
lang, sondern auch wochenlang sieht dann das Auge
nichts als Nebel. So herrschte vom 3. bis 12. November
fast andauernd Nebel. Wenn dann Rauhfrost und
Schnee auch noch die Erde einhüllen, dann ist an Stelle
der gewöhnlichen Welt eine sich ins unbestimmte Grau
verlierende, in Frost erstarrte Märchenwelt getreten.
Anders sieht die Welt aus, wenn Nebel, Schnee, Sturm
ein wildes Chaos bilden. Der eigentliche Winter war
freilich im letzten Jahre mild, so daß verhältnismäßig
oft Regen eintrat. Dann zeigte der Nebel ein anderes
Bild. Regen, Nebel, Himmel, alles ist eins; sehr fein
ist meist der Regen, ein Nebelrieseln, unaufhörlich und
alles durchdringend. Nur die tiefe Schneedecke bleibt;
sonst nur Wasser, Wasser. — Die Wirkung des Nebels
der Höhen auf Menschen ist allerdings eine andere als
die des Nebels der Niederungen. Dieser meist eine
Folge der nächtlichen Wärmeausstrahlung, wirkt leicht
erkältend und enthält ziemlich viel Staubteilchen. Aber
die Höhen haben ja reine Wolkenluft und die Nebel-
Wolkenbildung ist hier meist mit Erhöhung der Luft-
wärme verknüpft.

Dies und Das.

Der neuentdeckte Teil der Dechenhöhle
ist, wie aus Iserlohn berichtet wird, jetzt soweit zugäng-
lich gemacht, daß nach Fertigstellung der Lichtanlage,
vielleicht schon im nächsten Monat, die Freigabe für das
Publikum erfolgen kann. Von der Höhlenleitung wird
eine Stelle in dem etwa 100 Meter langen Stück als
besonders interessant geschildert. Man hat dort, um
nicht schöne Tropfsteinbildungen zerstören zu müssen,
den Gang etwa zwei Meter tief durch Lehmschicht unter
die Höhle hindurch legen müssen. Der entstandene
Durchblick sei besonders wirkungsvoll und auf der
dünnen Deckenschicht über dem Gang wüchsen die Stein-
säulen in glitzernder Weise hervor.

Abgewinkt.

Pastor X., der in einer Gemeinde unweit der Ruhr
amtiert, bekam vor kurzem den Besuch eines Amts-
bruders aus der Bielefelder Gegend. Der Gast hatte
den Wunsch, einen Bergwerksbetrieb kennen zu lernen.
Man besuchte einen Pütt, dessen Belegschaft sich zum
großen Teil aus altangesessenen „Brunenkötters" zu-
sammensetzt. Pfarrer X. hat eine volkstümliche Art, mit
seinen Gemeindegliedern zu verkehren, und als er mit
seinem Begleiter am Schacht anlangt, meint er zu einem
Kumpel, der im Schweiße seines Angesichts die „Wollen"
(gefüllte Kohlenwagen) vom Förderkorbe abzieht: „Na,
Kaspar, nu krieget Se ower Hülpe!" Kaspar sah den
Bielefelder Gast an, dann sagte er, indem er abwehrend
den Kopf schüttelte: „Nä, Här Pastauer, van Inke
Sorte kann ik keinen bruken!" Trali-Truli.

Plattdütsche Sprückwörde.

Wo de Liwe drop fällt, do fällt se drop — un wenn
se op'n Misthoopen fällt.

Blätter en ollen Narren, as gar keinen.

Wo Geld is, is de Düwel eenmol, un wo keint is,
do is he tweemol.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 5. Sonntag, 30. Januar 1921.

Wort eines deutschen Dichters.

Wo rollt das Gold mit deinem Bild?
Dein Wimpel, wo fliegt er im Meer?
Du hast ja kein Gold, kein Wappenschild,
Kein Schiff und kein Segel mehr.
Suche dich, suche dich, deutsches Land,
Ich suche dich mit Schmerzen.
Deine Rosen und Reben, sie blühen nicht,
Deine Adler und Banner, sie fliegen nicht,
Wo schlagen deine Herzen?

Gedicht aus dem Jahre 1843
von Gustav Freytag.

Lichtmeß-Gedanken.

Von Ludwig Nüdling, Pfarrer.

Noch einmal wollen wir beim lieben Christkind ein-
kehren, ehe der Weihnachtsfestkreis mit dem Lichtmeß-
tage ganz ausklingt.

Der Engelgesang auf den Fluren Bethlehems ist
längst verklungen. Die frommen Hirten sind alle wie-
der heimgekehrt zu ihren Hütten und Herden. Bethle-
hem geht am Tage seiner Arbeit nach und träumt in
seinen Nächten von dem Glück seiner Söhne. Wie lange
noch? Den aber, von welchem der Prophet sagt: „Ein
Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft
ruht," kennt es nicht. Wir finden ihr seine Mutter
Maria und seinen Pflegevater Joseph bei ihm, da wir
eintreten.

Vierzig Tage erster Mutterliebe und erster Mutter-
sorge um das göttliche Kind! Wo ist eine Menschen-
mutter auf Gottes weiter Erde, die Maria nicht darum
beneiden möchte! O Mutter Jesu, wie oft magst du
dich über das schlichte Ruhelager deines Kindes gebeugt
und dich in seine liebliche Holdseligkeit versenkt haben!
Wie viele stille Stunden des Tages, wie viel stille
Stunden der Nacht warst du bei diesem Kinde, das vor
deinen Augen so klein und schwach und hilflos schien!
Und vor den Augen deines Glaubens regierte es die
Welt, schuf es Seelen mit allmächtiger Hand, durch-
schaute es mit allsehenden Blicken die Geheimnisse von
Millionen Menschenherzen.

So geht die vom Gesetze vorgeschriebene Zeit dahin,
und es kommt die Stunde, da nach der Vorschrift der
Gesetzesthora und nach dem frommen Brauch der Väter
das Knäblein nach Jerusalem in den Tempel getragen
werden soll.

Und so nimmt denn Maria das Kind auf ihre Arme
und wallfahrtet an Josephs Seite hinauf zu dem gro-
ßen Heiligtum des auserwählten Volkes. Und meine
Seele geht mit den heiligen Wallfahrern sinnend und
betrachtend und — betend, wie sich's geziemt, wenn man
auf Christi Spuren geht.

Bald liegt Bethlehem hinter ihnen. — Es achtet
ihrer kaum, da sie fortgehen, wie es ihrer ja auch nicht
geachtet, als sie kamen.

Wie mancherlei Menschen mochten ihnen begegnet
sein und wußten nicht, an wem sie vorübergingen. Sie
alle trugen wohl mancherlei Hoffnungen in ihren Her-
zen — und achteten des Kindleins nicht, das die ein-
zige Glückshoffnung von vier Jahrtausenden war! — —
Dann versinkt Bethlehem hinter den Wallfahrern, und
die Zinnen Jerusalems kommen in Sicht. Maria sieht
die heilige Stadt vor sich liegen. Hoch sieht sie die ver-
goldeten Dächer des Tempels ragen, zu dem sie ihr
Kind tragen soll. Sie ahnt nichts von jenem Tempel,
der einsteps im Bannkreis Jerusalems stehen soll, ehr-
würdiger und heiliger als der Prachtbau Salomons
und der Tempel des Herodes. Sie weiß noch nicht, daß
das künftige Heiligtum seine weiten Bogen über die
Stätten spannen wird, wo einmal das Herz ihres Kin-
des brechen und im Frieden eines fremden Grabes
ruhen soll. —

Mariens Augen streifen wohl auch den Oelberg, aber
sie können noch nicht die harte Stunde sehen, wo dort
einmal die Todesangst ihrem Sohn den Blutschweiß
aus den Poren pressen wird. Sie weiß nichts von
einem Verräterkuß, nichts von Fesseln und falscher An-
klage, nichts von Geißelung und Dornenkrönung, nichts
von einem Kreuz und einer Lanze — und darum auch
noch nichts von einem Schwert der Schmerzen, das ihre
eigene Seele einst durchdringen wird. — Sie sieht nur
ihr Kind im ersten Mutterglück und hält es fest mit
starken Mutterarmen.

Dann kommt der Heiland zum erstenmal in den
Tempel. Das Kind allein weiß, daß einst Tage kom-
men werden, wo auch dieses letzte nationale Heiligtum
des jüdischen Volkes in Flammen aufgehen wird. Nur
es weiß, daß einstens in allen Ländern des Erdkreises
Tempel zu seiner Ehre stehen werden. — —

Jerusalem beachtet nicht die erste Heimsuchung seines
großen Priesterkönigs. Seine Straßen und Gassen sind
heute wie immer bevölkert von Unzähligen. Das Leben
pulsiert unaufhaltsam durch Jerusalem und brandet mit
hochschlagenden Wogen um die Mauern, die den Tem-
pelplatz umsäumen. Und Jerusalem scheint nirgends
nach dem verheißenen Messias zu fragen — es sucht
seinen Heiland im Besitz und Genuß und Ehre und küm-
mert sich nicht um das Kind, das heute in seinen Tem-
pel getragen wird und das siebzig Jahre später sein
Gericht über Jerusalem hält. —

Das Jesuskind auf den Armen des jüdischen Prie-
sters! So ruht das Geheimnis des Neuen Bundes zum
erstenmal in den sterbensmüden Händen des alten,
mosaischen Priestertums. Bald werden die alten Opfer-
altäre in Schutt und Asche sinken, und an ungezählten
Altären in unzähligen Heiligtümern wird ein neues
Priestertum dieses Kind auf seinen Armen tragen. . .

Der Heiland opfert sich heute seinem himmlischen
Vater auf in dieser geheimnisvollen Morgenstunde sei-
nes großen Opferlebens, das nur zu bald drüben auf
Kalvaria sein Ende finden soll in einem blutigen Opfer-
tod!

— — — —

Jerusalem hat wie Bethlehem die Stunde seiner
Heimsuchung nicht erkannt. Nur Simeon und Anna
finden den Weg zu dem Kinde, das zum erstenmal Be-
sitz ergreift von dem Hause seines Vaters. — —

So war's am ersten Lichtmeßtage und so wird es
auch wohl bleiben für alle künftige Zeit. Die große
Menge geht heute wieder am Tempel achtlos vorbei
und sucht ihren Heiland da, wo er nie zu finden sein
wird. —

Möchtest du den Heiland finden, dann mußt du den
Geist des greisen Simeon und die Gottesliebe der Pro-
phetin Anna mit dem Glauben und der Hoffnung bei-
der in deinem Herzen tragen!

Willst du dem Kind von Bethlehem begegnen, dann
brauchst du keinen weiten Weg zu gehen. In der näch-
sten Kirche, deren Glocken du zur Messe läuten hörst,
wartet das Kind auf dich, das längst ein Licht zur Er-
leuchtung der Heiden und zum Troste seines Volkes
Israel geworden ist. Laß eine Kerze ihm zu Ehren auf
auf dem Altare deines Herzens brennen! Es will ja
auch dein Licht und dein Trost sein!

„Wie die Kinder . . ."

Von Dr. A. Wibbelt.

Eben komme ich aus der Kirche, wo ein Kind zu
taufen war. Es ist Lichtmeßtag. Als der Vater mir
stolz die Geburt seines Söhnleins und den Tauftag an-
zeigte, fügte er mit schelmischem Lächeln hinzu: „Hof-
fentlich wird der Junge kein Lichtmeß werden." So
bezeichnet der Volksmund hierzulande einen leichtsinni-
gen Menschen. Ich meinte, er solle die Taufe auf Licht-
meß lieber als eine glückliche Vorbedeutung betrachten,
da an diesem Tage das göttliche Jesukind im Tempel
dem Herrn dargestellt worden sei. „Wir Menschen wer-
den alle blind geboren", sagte ich ihm, „wenn auch nicht
im natürlichen Sinne, wie die kleinen Hündlein; da
trifft es sich schön, daß ihr Söhnlein gerade an dem Tage
zur Taufe gebracht wird, an dem Simeon im Tempel
das Licht der Welt gepriesen hat. Das ist der, der
unsere Blindheit heilen muß." Der Mann dachte einen
Augenblick nach. Dann sagte er: „Ja, so ein Kind ist
ein armer Schlucker." Ich ergänzte seine Worte: „Das
sind und bleiben wir allzumal."

Diese Gedanken tauchten mir eben wieder auf und
spannen sich weiter, als meine Augen auf das Kind fie-
len, auf das kleine rote Gesicht und die winzigen ge-
schlossenen Händchen.

Wie hilflos ist doch der Mensch, wenn er ins
Leben eintritt! Er weiß noch nicht einmal um
sein eigenes Dasein und um die Bedürfnisse seines Le-
bens; sein Leben ist wie ein zartes Flämmchen, das jeder
kalte Hauch auslöschen kann. Nur triebmäßig, instinktiv
wendet sich die junge Menschenpflanze zum Licht. Wenn
dem Kinde etwas fehlt, so kann es sich nicht einmal Ge-
danken darüber machen, noch viel weniger kann es eine
Not aussprechen und um Hilfe bitten. Es hat nur ein
Mittel, das es unbewußt anwendet: Tränen. Aus
ihnen muß das sorgende Mutterherz erraten, was dem
Kinde nottut. Wie viele von diesen hilflosen Kleinen
sterben auch schon früh dahin! Kaum haben sie die
Äuglein dem Lebenslicht geöffnet, um sie wieder im
Tode zu schließen.

Hilflos wie die Kinder sind und blei-
ben wir alle vor den Augen Gottes, mögen
wir uns selbst noch so stark und klug vorkommen. Wohl
mag unsere Kraft ausreichen für den beschränkten Kreis
dieses Lebens mit seinen natürlichen Pflichten und Auf-
gaben, für unsere übernatürliche Bestimmung
reicht sie nicht. Blind sind wir für unser ewiges Ziel,
für den Weg, der dorthin führt; taub sind wir für die
göttliche Wahrheit, die uns ruft. „Ephata, das ist:
tue dich auf!" spricht der Priester bei den Tauszeremo-
nien, indem er Ohren und Augen des Kindes berührt.
Wie der Herr die Blinden und Tauben wunderbar ge-
heilt hat, so soll Gott die geistige Blindheit und Taub-
heit hinwegnehmen von der Seele. Ohne Gottes Gnade
vermögen wir nicht einmal zu sehen und zu hören, was
uns zum Heile dient. Noch viel weniger vermögen wir,
ohne sie den Weg zu wandeln, der uns zu Gott führt.
Es geht über unsere Kraft, diesen steilen Weg zu er-
klimmen, alle Hindernisse zu überwinden und endlich
durch die enge Pforte einzugehen zum Leben. Hilflos
wie Kinder sind und bleiben wir vor Gott unser Leben
lang. Nähme er das Licht und die Kraft seiner Gnade
hinweg, dann lägen wir in Finsternis und Ohnmacht.

Das müssen wir in Demut anerkennen. In Demut
und mit Vertrauen, wie Kinder, müssen wir uns an den
himmlischen Vater wenden. Diesem kindlichen Sinne
kann sein Herz nicht widerstehen. Wer kann sich ver-
härten vor der Not eines hilflosen Kindes? Auch der
rauhe Mann, ja selbst ein verwilderter Verbrecher wird
weich, wenn er ein Kind im Elende weinen sieht, und
wer ein hilfesuchendes Kind zurückstoßen könnte, der
wäre ein Unmensch, vor dem man Grauen empfinden
müßte.

Das ist die herzbewegende Macht, die gerade in der
hilflosen Schwäche liegt, und dieser Macht will auch
Gottes Vaterherz sich unterwerfen. „Wenn eine Mutter
ihres eigenen Kindes vergäße, daß sie sich seiner nicht
erbarmte, so will ich deiner doch nicht vergessen, denn
siehe, ich habe dich in meine Hände geschrieben." So
spricht der Herr. Wie töricht wären wir, wenn wir das
natürliche Mitleid nicht anrufen wollten in falschem
Selbstbewußtsein, wenn wir nicht Kinder sein wollten
vor Gottes Angesicht! „Wenn ihr nicht werdet wie
die Kinder, so könnt ihr in das Himmelreich nicht

chen." Wie die Kinder" — das ist der Weg, er selbst uns zeigt.
Sie aber ist der Welt dieser kindliche n abhanden gekommen! Schon bei der nd zeigt sich Stolz und Unhotmäßigkeit. Alles will emansipieren, das heißt, sich frei machen von den llsten Schranken, die Gottes Wille in den natürn Ordnungen und geoffenbarten Gesetze aufgerichtet Man ist begierig geworden im Genusse und verie die stille bescheidene Freude, die das Leben gern t. Man ist unehrerbietig geworden, frech im Spotte, und leer im Herzen, mit einem Worte: unkind-

ilt das Wort noch: „Wenn ihr nicht werdet wie die er, werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen"? Wort des Herrn gilt ewig.
ann ist es zeit, daß wir uns besinnen und umren; auf diesem Wege kommen wir immer weiter on der edlen, einfachen Kindlichkeit. Wir müssen es lernen, demütig zu sein und bescheiden in unsern erungen, still und einfach in unserer Freude, zuen mit unserm Lohn, gehorsam dem Willen des rts, der sich kundgibt in unserer Pflicht. Wir müssen s wieder lernen — nicht einmal uns zu freuen, ern mit noch. Die Welt hat es verlernt, sich zu freuen, nt mitten in der rauschenden Lust, und wo die de gestorben ist, da ist auch die Jugend gestorben. müssen zurück zu „Gott, der unsere Jugend ut".
er Herr gebe uns ein kindliches Herz, er e uns wieder zu Kindern, zu seinen Kindern, daß in Wahrheit beten können: „Vater unser, der ilt in den Himmeln".

Vom Sonntag.

Von Marie Mayer.

(Nachdruck verboten.)

Wieviel Licht und Trost und Kraft schüttet der ntag über die Welt! — Eine Perlenschnur schlingen Sonntage sich durch die Zeit. Wie der Sterne Licht Nächte Dunkel milde macht, so tut der Sonntag.
Etwas wunderschön Christliches ist der Sonntag. Heißt ja: Heiligen — Leise tritt er herein zu dir nimmt dir den Hammer oder die Feder oder das Stück aus den Händen. Was rüstet es denn.
Auch die Welt, die sich abgewandt vom Christentume, Sonntag liebt sie noch. Greift noch ihm mit armen, ilfenen, blutenden Händen.
Singt doch ein Lied durch das Wort: Sonntag. Wie inertreue und Landesglück, scheu, zage. Du denkst an Sterne, die an deinem Kinderhimmel blühten — weiße Wunderrosen aus dem Paradies — so zum ücken nahe.
Aber was hilft es, wenn die Sterne a inderhimmel noch leuchten und blühen, für erblindete Augen? Hände — nicht rein bewahrt — können die Paradrosen nimmer pflücken. Wenn das Ohr taub ist, n dürfen die Lieder nach so süß klingen!
Daß die Menschen wieder hellsichtig würden, feinfühlig! Daß sie wieder Sonntagskinder wären! Sonntagskinder wie offenen Augen, das Glück zu sehen, mit tem Herzen es aufzunehmen.
ade will verschlafen am Sonntag. Himmel heugt herab. Licht flutet. Weltenverschlingende Tore ngen weit auf beim heiligen Opfer. Wasserquellen ideln. Weihnacht macht die Seele stumm. — — Engel umhüten die Menschen, die friedvoll wieder Alltag entgegengehen. Umgeben vom Gewühl der t, hüten sie Sonntag im Herzen. Bis er wieder unt, der heilge Tag, da der Friede sich ausgießen

Alles Schöne, daß dich die Woche hindurch grüßt, es ein Grüßen des Sonntags. Ein Erinnern an ihn, o ein Freuen darauf.

Bunte Bilder.

Von Amadeus Maria Kaulen.

(Nachdruck verboten.)

Stimmung.

Ich habe einen Freund, der ist, wie ich, Schriftsteller. mit aber ist er ganz vernünftig. Da er leben muß, s er schreiben — — regelmäßig, Woche für Woche: Zeitungen, für Zeitschriften und so weiter. Wissen e, liebe Leserin, was es heißt, schreiben . . . dichten müssen? Können Sie sich, Herr Gerichtsassessor, er Schulmachermeister, Herr Obertelegraphenassistent oder was sie sonst für einen noellen Beruf bekleiden ein Lied machen, wie einem „gezwungenen Dichter" mute ist?
Wie gesagt, mein Freund ist Schriftsteller. Von gegen 3 Uhr bis abends zur Polizeistunde ist er an r Suche nach Motiven. Motive sind ihm so wertvoll, e eine solche Quelle für frische Landeier oder für ßmilch und anderen. Aber Motive sind selten. Das glauben Sie vielleicht nicht! Seitdem die „große" Hedwig Courths Mahlers Feld und Wald, sowie die Menschheit in ihrer Höhenschicht, begreiflich bei ehemals preußischen Leutnants, vererbt hat, ist es, als seien alle „Motive" so mit abgestandener Limonade bedeckert worden, daß man kein nützliches Tröpflein mehr daraus brauen kann.
Eines Abends besuchte ich meinen Freund. Im kleinen Kanonenofen bullerte es vergnügt, und mit heimlicher Stehlampe seines Schreibtisches glühte warm. Er saß, in blaue Zigarrenrauchwolken gehüllt, emsig schreibend am Tisch und begrüßte mich kaum, . . . er war in Stimmung. So nennen wir es, wenn wir „Federvieh" ein Motiv haben, das uns packt. Ich saß mich still in einen Sessel, probierte seine Zigarren und träumte ein wenig vor mich hin.
Da . . . auf einmal schreit mein Freund auf wie ein gereizter Tiger; wild, bösartig. „Mensch, bist Du verrückt?" fragte ich höflich. „Nein, aber ich werde es." Dann hält er sich die Ohren zu.
In der Wohnung über der seinen sprangen Töne eines Klaviers auf. Peng, peng, peng, . immer die gleiche Tonfolge. Dann übt ein starknervöses Menschenkind — mit einem Finger — kleine Kinderlieder. „Alle Jahre wieder kommt das Christuskind . ."
Mit jäher Heftigkeit war die heimelige Stimmung im kleinen Poetenzimmer hinweggestrichen. Die stumme Feierlichkeit einer glühheißen Schaffensstunde war mit Schlachtgebrüll verbaut, die Musenfreuden Schöpfer der Phantasie sanken sich von den Wänden; die Standuhr, welche in gehäßtigster Zartheit der Stunden Verlaufsuhr aufreizte, tackte nervös und verdrossen, und die alte Lampe quälte mit ihrem einen glühenden Auge mitleidig auf den armen Dichtersmann, dessen zartes Motiv unter den kleinen Filzhämmern des Klaviers geworben war.
Da stand mein Freund langsam, in gebändigter Ruhe auf und sagte heiter: „Laß uns ausgehen!" Und die letzte leise Note einer heimlichen Glut saß ihm noch versteckt auf den schmalen roten Lippen, die sehr müde und traurig umschattet war.
Aber merkwürdig, seine verstorbene Stimmung lebte auf einmal in mir. Nicht mehr das feine Gottesfind, sondern nur ein kleiner Kobold rumorte in meinem Korfe.
Für eine kleine Satire reicht die Stimmung . . . seine Stimmung, die meine wurde. Wir sind doch seltsame Leute!

Frühlingserwachen.

Fast jeden Morgen, wenn ich zu meinem Bureau gehe, sehe ich ein kleines Kerlchen von etwa fünf Jahren. Wir kennen uns nicht, aber der Kleine ist mein Freund. Wochenlang bestätigte er seine Freundschaft dadurch, daß er mir, sobald ich vorbei war, hinter der schützenden Hausecke der einen Schneeball auf den Rücken warf. Dann lachten wir immer beide, das waren die äußeren Zeichen unserer Freundschaft. Jetzt gibt es keinen Schnee mehr und selber auch keine Schneebälle; seitdem gibt mir mein Freund seine kleine, stramme, nicht immer makellos saubere Kinderhand. Und Paul heißt er.
Eines Mittags grub mein Freund Paul emsig einen kleinen Kinkerstein aus dem Pflaster des Bürgersteigs. Mit Hingabe und Eifer handhabte er einen großen krummen Nagel und spitzte nur zeitweilig mit verschmitzten Ernste die Straße entlang, als nicht etwa ein Schutzmann käme. Schutzmänner haben immer so wenig Verständnis für die Notwendigkeit, gut ausgelegte Kupferlöcher in dem einförmigen Straßenpflaster.
„Na Paul, was machst Du denn da?" fragte ich plötzlich hinter ihm stehend. Mit einem flinken Satz war mein Freund zunächst beiseite — für alle Fälle! — Dann aber, als ich es bloß war, nahm er mit ernsthaftester Gleichmütigkeit als meiner Gegenwart seine Grabestätigkeit wieder auf. Dabei bemerkte er mit ernsthafter Wichtigkeit: „Mir brauchen ein neues Kugelloch!" — — Wir brauchen — — wir, die Kinder! Und vor meinem geistigen Auge standen auf einmal alle Kugellöcher, die ich in den heraklosen wonnigen Backfischjahren trotz aller Schutzleute der Welt in das schöne Straßenpflaster gegraben habe. Und der unwirsche Februar erblühen mir auf einmal so frisch und froh. Und mit dem kniffsenden Rosinagel sang mein Herz: „Es will wieder Frühling werden!"
Mein Freund Paul meinte es auch!

Mutter und Kind.

Es war der letzte Straßenbahnzug. Der überfüllte Wagen barg eine Atmosphäre unausgesprochener Gereiztheit. Einige Männer saßen, fast redend, zusammen und schämten sich heimlich, daß strauen vor ihnen im Gange standen. Aber keiner von ihnen erhob sich . . . Das war einmal . . . früher . . . im Zeitalter der Reaktion. Junge, todmüde Mädels ließen ein altes Mütterchen seelenruhig vor sich stehen . . . taten, sicher, schwatzten!

Da stieg eine junge Frau ein, ein kleines Kind auf dem Arm.
Und auf einmal waren aller Augen auf das kleine, rosig verschlafene Gesichtchen gerichtet. Dem großen schwarzbärtigen Manne in der Ecke verbrach das Wort im Munde, mit dem er in schwerfälliger Eifrigkeit vom Sinne der Weltrevolution tief und inbrünstig-gläubig gesprochen. Er erhob sich mit traumendem Lächeln in dem großen, sorgengezeichneten Gesicht: „Bitt' schön!"
Da saß die junge Mutter auf seinem Platze, verlegen und heimlich stolz. Die Frauen schauten still und teilnehmend neugierig herüber, die Männer schmunzelten friedlich. Auf einmal hatten die Frauen im Wagen Platz und die Männer standen verlegen und traten unbefangen und wußten nichts mehr von Klassenkampf und Klassenbewußtsein. Wußten nur noch, daß sie um ein kleines Menschenglück herumstanden und daß das Glück, das reine Herzensglück, erschüttert macht. Das Kind im Mutterarm lächelte, ein seliges Wissen um das tiefe Glück des Menschseins schwebte über der Mutter mit dem Kinde.
Und alle werktagsmüden Herzen lächelten versonnen.

Marie-Anne.

Von M. Schifferings.

(Nachdruck verboten.)

Es war eine wunderbare Nacht. Tiefblau, mit Sternen besät, stand der Winterhimmel. Der Schnee nistete weiß auf den Dächern und durch den Aetherraum segelte der Mond.
Marie Anne's Gedanken schritten heimliche Wege. Sie saß am Fenster ihres Mädchenstübchens und blickte hinaus über die weißen Dächer. Da sah sie in der Ferne ein kleines Haus erstehen — ein stilles, weißes Haus mit freundlichem Giebel. Und vor dem Hause blühten Rosen in verschwenderischer Fülle.
Die hatte Marie Anne gedacht, daß ihr ein solches Glück erblühen könnte, wie es sich in ihrem Herzen war. Sie, die Unsichere, das Aschenbrödel der Familie Ortholz. Ein ältlicher, seiner Mensch bekümmerte sich um sie, brach ihr Bücher, erwies ihr Aufmerksamkeiten. Das ließ ...r eine Deutung zu: Er liebte sie!
Ihre zerarbeiteten Hände zitterten vor Glück und ein feines Rot verschönte ihr Gesicht. Wie wollte sie ihm danken für das Glück, das er ihr gab!
Sonnentage der Seele . . . Es ist so schön, die Sonne aufgehen zu sehen . . .
Sie war so gewissenlos. Niemand hatte ihr je Beachtung geschenkt. Alles Anmagenähme hatte man ihr auf. Die Bollflecken der Schamröte wußte sie verschönern, auch die Brüder hatten manchertei Anliegen. Und Marie-Anne versagte nie. Sie war das Zurückstehen gewohnt von klein auf.
Ein Freund ihres Bruders empfand, wie ungerecht das Mädchen behandelt wurde. Er hatte eine feingestimmte, edle Seele und nahm sich der Vernachlässigten an. Sie war so leicht zu beglücken, und sie empfing die Güte, die ihr so plötzlich geboten wurde, wie eine Gnade . . .
Aber eines Tages brachte der Bruder die Nachricht: Dentti — Karl Kraus hat sich verlobt, eine Jugendliebe aus der Heimat."
Marie-Anne sagte nichts. Sie trat ans Fenster und sah der Sonne nach. Daß sie sie halten könnte, einen Tag noch — eine Stunde noch — — Umsonst! Sie glitt ins Unendliche und schon lag die Welt im Schatten.
So ging der Sonnentag still zu Ende und Marie-Anne stand am Wege wie ein müder Bettler und starrte ins Leere . . .
Erst später kam ein stilles, erbarmes Gefühl über ihre Seele: rasse dich auf, noch ist Kampfesgelt. — Das Leid darf dich nicht müde machen.
Nein, sie darf nicht müde sein.
In stillen Abendstunden, wenn die Sterne schienen, flüsterte sie einen stummen Zug nach oben, in jenes unendliche Reich, von dem der leuchtende Sternenschimmer erzählt. Und eine Kraft der Ergebung wird ihr zuteil, die Gott jenen verleiht, die auf ihn bauen. Allmählich wird Marie-Anne still, wie sie früher war. Manche Menschen werden vom Glück gelegnet — die anderen vom Leid. Aber so, wie es kommt, ist es gut für den, dem es wohl oder wehe tut.

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck untersagt.)

V. Berlin, 25. Januar.

Zwei Ohren hatten wir und nur einen Mund. Gar vieles sollen wir hören und wenig darauf sagen. So heißt es in einem Gedicht. In der rauhen Wirklichkeit aber trifft man fortwährend auf Leute, die anscheinend nur ein halbes Ohr, aber ein doppeltes und dreifaches Mundwerk haben.
Wie kommt es, daß die allermeisten Menschen gar so gern reden und so ungern zuhören? Ein junger Leser bittet den Onkel Fritz, diese Nuß aufzuknacken. Er hat sich selber schon daran versucht, und es freut mich, daß er schon so früh gelernt hat, das alltägliche Leben und Treiben richtig zu beobachten, und dabei auch sich selber an die Nase zu fassen. Er schreibt mir nämlich:
„Wenn so fünf oder sechs Menschen (Männer, Frauen, Fräulein oder Burschen, das gilt hier ganz gleich) zusammenstehen oder sitzen, und wenn dann einer etwas gesagt hat, fahren gleich die andern dazwischen: „Aber ich habe noch viel . . . der mir war es . . ., das ist noch gar nichts, aber ich . . ." Findest du das nicht auch gräßlich? Und wenn dann einer von den Besserwissern sich zum Wort durchgekämpft hat, so hören die andern nur insoweit zu, daß sie auf den schwachen Augenblick lauern, wo sie den Sprechenden übertrumpfen und ihren eigenen Senf anbringen können. Ich meine, mit dem Spruch vom Geben, das seliger ist als Nehmen, kann dieser Trieb nicht erklärt werden. Man will ja das Zuhörern keine Wohltat erweisen, sondern nur reden und reden, um sich klüger und erfahrener zu zeigen, als alle anderen. Ganz im Vertrauen gesagt, steckt diese Neigung auch in mir. Nun ist mir einmal klar geworden, wie häßlich das ist, und jetzt bemühe ich mich, die Unart abzulegen. Du würdest also einen netzigen Sünder unter die Arme greifen, wenn du über die Gründe des Uebels und seine Bekämpfung schreiben wolltest."
Ja, lohnt sich denn das? Handelt es sich vielleicht nur um eine gesellschaftliche Taktlosigkeit ohne Belang? Ich glaube doch diese selbstgefällige Redseligkeit ist eine ernste Sache. Sie richtet viel Schaden an. Wer immer das große Wort führen will, plaudert mehr aus, was er besser für sich behielte. Um die Vorredner zu übertrumpfen, trägt er die Farben recht grell und dick auf; die Zuhörer lächeln dabei, aber mancher merkt doch den Schwindel". Der Redselige will Ehre erringen und kommt häufig nur dem gedehnten oder gestikulierten Titel: Quatschkopf, vorlautes Mäsel, Wichtigtuer usw. Die übertrumpften Vorredner fühlen sich gekränkt. Wenn sie den Unmut sich nicht verbeißen können, so gibt es kritische Bemerkungen oder gar höhnische Randglossen. So kann die Prahlerei auf Gegenseitigkeit in Zank und Zwist ausarten. Die Gemütlichkeit geht flöten, der Aerger ist da, vielleicht der Grund zu einer dauernden Feindseligkeit gelegt, — weil der Mund zu weit aufgemacht worden war.
Aus derselben Wurzel wie die selbstgefällige Redseligkeit erblüht die Klatscherei. Es gibt ja Klatschweiber beiderlei Geschlechts, die aus purer Bosheit ihren Mitmenschen etwas Uebles nachsagen. Die meisten aber klatschen nicht aus teuflischer Niedertracht, sondern aus menschlicher Eitelkeit. Sie wollen zeigen, daß sie mehr wissen wie die anderen; sie wollen ihren Zuhörern imponieren. Aus dem dürftigen Schatze ihrer eigenen Weisheit und Erfahrung können sie nichts Rechtes mehr schöpfen. Da werfen sie sich auf den Klatschkäsemarkt. „Haben Sie schon gehört, was bei Müllers passiert ist?" Nein, die angesprochene Person hat es noch nicht gehört. Da kann man also eine Enthüllung anbringen, die Eindruck macht. Und hat der Angeredete schon etwas gehört, so läßt sich die Sache doch noch ausdehnen, indem man die Einzelheiten breit tritt, Vermutungen hinzufügt, seine Personenkenntnis und seine Scharfsinn leuchten läßt. Die Scheherstrede grinst aus jedem Satz; aber man versichert in Brustlönen, daß die Sache doch sehr traurig sei. Lauter Schaumschlägerei und Schauspielerei, um Applaus bei den Zuhörern zu gewinnen. Die Kosten dieser Theatervorstellung hat die verklatschte Person oder Familie zu tragen.
Das Schwatzmaul will sich aufspielen. Aus der Eitelkeit entspringen die Torheiten, die nur zu oft in Bosheiten ausarten. Es ist ein Glück von dem verschlungen Egoismus, den J. Jt. ein italienischer Minister zur Richtschnur für seine ganze Staatspolitik machte.
Ein starker Egoist handelt, um Ruhm zu erwerben. Ein schwächlicher Egoist redet und redet, um einen Augenblickserfolg zu erzielen, und wenn es ihm heute nicht gelungen ist, so versucht er es morgen wiederum durch vorlaute Bemerkungen, prahlerische Behauptungen oder leichtsinnige Klatschereien. Er steckt so viel in seiner Selbstgefälligkeit, daß er sich wirklich einbildet, er tue den Zuhörern einen Gefallen, wenn er das große Wort führt. Was die andern sagen, das kann und darf nicht gelten. Er hört nur zu, solange er notgedrungen muß, und dann auch nur mit halbem Ohr. Aber dann redet er hölzelfertig, so lange er nur kann und nimmt es sehr übel, wenn nicht alle Ohren jubelnde und gläubig aufgeschlossen sind.
Die Zuhörer sind durchschnittlich klug, erfahrene Menschen und durchschauen dieses narzistische Spiel der Eitelkeit sehr bald. Statt der erstrebten Bewunderung gibt es Aweisel, Mißmut und Verachtung.
Wer sich aus der Selbstfreiheit der eitlen Redseligkeit befreien will, sollte sich gründlich den Gedankengang der Zuhörer klar machen. Dann wird er erkennen, daß der nackene Wortschwall nicht das richtige Mittel ist, um Ehre einzuheimsen. Also gebietet schon die Klugheit, daß man das selbstgefällige Zungeln in Zaum hält.
Sprich nur, wenn du wirklich was zu sagen hast von Wert und Eindruck. Sprich wahr und klar, kurz und ungeziert, indem du nicht an deine Selbstverherrlichung, sondern nur an das Behagen der Zuhörer denkst. Fall niemals einem anderen ins Wort, sondern lak ihn ruhig ausreden, auch wenn er es nicht zum besten verstieht. Und wenn dir nichts Gescheites einfällt, so ärgere dich nicht und quäle deinen Geist nicht ab, sondern schweig still und höre artig zu.
„Aber das Zuhören macht doch nicht interessant?" O ja, ein freundlicher Zuhörer wird sehr geschätzt. Dein Nachbar freut sich, wenn er mal sein Herz ausschütten kann und bei dir Teilnahme für sein Denken und Sorgen findet. Er ist dir dankbar und achtet dich wegen deines Verständnisses und deines Taktes.
Zwei Ohren und einen Mund! Das sollte man auch im innersten Familienleben nicht vergessen. Wenn der Mann von der Arbeitsstätte heimkehrt, hat er den Kopf voll von allerlei Sorgen und Aerger. Er möchte sich zu Hause darüber aussprechen; aber die Frau hat kein rechtes Gehör dafür. Sie ist ihrerseits geladen mit den hauswirtschaftlichen Ereignissen, mit den Zwischenfällen in der Kinderstube, auf dem Markt, in der Küche usw. Für diese Dinge hat nun der abgearbeitete Mann wieder kein rechtes Gehör. So reden sie aneinander vorbei und sind beide entmutigt und verstimmt. Besser wäre es offiar, wenn erstens beide Teile ihre Beredsamkeit einschränken wollten, und wenn zweitens jeder für den anderen Teil ein offenes Ohr hätte, geduldig ihn aussprechen ließe und auch nach Möglichkeit beruhigte. Ich möchte das alte Sprichwort zu wandern: Reden ist Silber, freundliches Zuhören ist Gold.
Der vorlaute Jungenschlau steckt schon in den Kindern. Es ist ein wichtiges Stück der Erziehung, daß man den naseweisen Kindern das unbefugte Hineinreden in die Unterhaltung der Erwachsenen von Grund aus abgewöhnt. Sie dürfen nur reden, wenn sie gefragt werden oder wenn sie in artiger Weise ums Wort gebeten haben. Diese Zucht der kindlichen Zunge läßt sich freilich nur durchführen, wenn die Eltern den Kindern reichlich Gelegenheit geben, sich mit all ihren Anliegen in geeigneter Form gründlich und freimütig auszusprechen. Das Kind soll hören lernen, aber es soll auch Gehör finden bei Eltern und Lehrern. —
Das Ende vom Liede ist: der weise Mensch hört willig und redet wenig. Den Mund verbrennt man sich viel leichter, als das Ohr.

Das sechste Kirchengebot.

In der Jubiläums-Generalversammlung des Kath. Volksvereins zu Linz a. D. sprach Bischof Gföller u. a. auch von der Presse und betonte: „Katholische Grundsätze in der Presse!" Wir können nicht bei der Berichterstattung über Literatur und Kunst, Theater und Vergnügen lediglich den verdorbenen Geschmack eines gewissen Publikums berücksichtigen, sondern müssen das Gute bieten, die Finsternis Finsternis nennen; denn über alle Kunst und Literatur steht die katholische Zensur des Glaubens und der Sittlichkeit. Die Sozialisten führen jetzt vielfach ihre Taagespresse obligatorisch in ihren Organisationen ein. Hätte ich die Macht, so würde jeden der 57 000 Volksvereinsmänner und auch jede der 50 000 Frauen der hochverdienten Frauen-Organisation verpflichten zum Abonnement auf irgendein katholisches Blatt; denn es gibt nach der Religion

keine größere Macht auf Erden als die Presse.

Wird die Front der katholischen Presse einmal durchbrochen, bricht sie zusammen, dann wird uns Katholiken ein noch viel schimpflicherer Friede diktiert werden, als jener in St. Germain. Unsere militärischen Gegner haben uns die Waffen abgenommen. Bieten wir unseren Feinden nicht auch noch die Feder unserer Redakteure an! In Amerika besteht vielfach für die Katholiken ein sechstes Kirchengebot: Du sollst der vorgeschriebene Kirchensteuer zahlen. Ich möchte heute für meine katholischen Diözesanen gleichfalls ein sechstes Kirchengebot verkünden: Du sollst die gute katholische Presse halten und unterstützen. Unsere Presse ist unsere Parteiwehr, die wahre katholische Volkswehr!"

Gladbacher! Deine Presse ist die „Gladbacher Zeitung".

Die pfiffige Grete: „Großmuttel, nicht wahr, deine Brille vergrößert doch?" — „Ja, mein Kind, die Brille vergrößert, damit ich besser sehen kann." — „Ach, Großmuttel, da nimm die Brille doch lieber ab, wenn du ein Stück Kuchen abschneidest."

Ehe wir dem Apfel. Lili: „Mama, du sagst, ich soll den Apfel ehrlich mit dem Pepi teilen. Was heißt denn das?" — Mama: „Nun, das heißt, du sollst das kleinere Stück behalten und dem Pepi das größere geben." — „Ach, Mama, da will ich doch lieber dem Pepi den Apfel ehrlich teilen lassen."

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

(Nachdruck verboten.)

Der Wanderknab.

Mein Lieb schwur mir die Treue,
Die Treue bis ans Grab,
Und schnitzte seinen Namen
In meinen Wanderstab.

Bin durch das Land gezogen,
Mein Stab und ich, wir zwei;
Las ich der Liebsten Namen,
War auch mein Lieb' dabei.

Ein Jahr bin ich gewandert,
Dann blieb ich's nicht mehr aus,
Die Liebste und die Heimat,
Die trieben mich nach Haus.

Mein Lieb' hat nicht gelogen,
Zerbrochen liegt der Stab.
Steh' in der Welt alleine,
Ein armer Wanderstab.

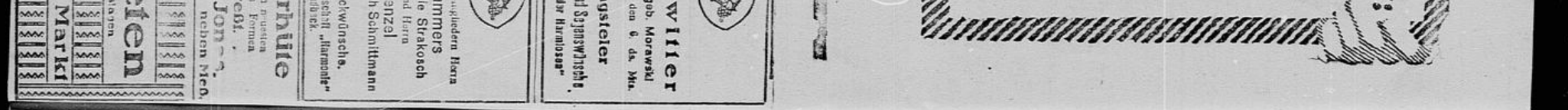
Dr. Hünnebeck.

Aus dem Reich der schwarzen Diamanten.

Von W. Oschmann (Bochum).

6. Bergmännische Sitten und Gebräuche.
Bergmännische Aufzüge und Feste. — Die Berg- hoboistenkorps. — Von der Knappentracht.

Ausdrücklich kann die Sonderstellung, die der Bergmann de[illegible] „guten alten Zeit" im wirtschaftlichen und sozialen [illegible]einnahm, zur Geltung durch eine eigentümliche [illegible]ung, die sogenannte Knappentracht. Nach dem Reglement waren die Bergleute gehalten, „stets in ihrer Bergmännischen Uniform zu gehen, widrigenfalls leiner in Arbeit aufgenommen, noch darinn gelassen wird". Auch heute die Bergknappen „alle Jahre wenigstens 1 mal an denen in jedem Revier angeordneten Festen zum Aufzug, und hernach an den vom Bergamte vorher bekannt gemachten Tage zur Generalversammlung (der Knappschaft) sich willig einfinden".
Bemerkenswerte Angaben über bergmännische Bräuche, bergmännische Feste und Knappentracht enthält der vom Dr. Bilharz verfaßte Abschnitt „Die geschichtliche Entwicklung des Allgemeinen Knappschaftsvereins" in der Denkschrift des Knappschaftsvorstandes zum Jubiläum des Knappschaftsversammlungen, bergmännische Aufzüge und Feste im Sinne anderer deutscher Bergreviere, bei denen sich das gesamte Bergvolk nebst den Angehörigen einfindet, sind oft ausgelassenes Stelldichein [illegible] im Ruhrkohlenbezirk immer [illegible] vorgekommen, aber nicht [illegible] Gebrauch gewesen. Wer sie in den ersten 50 Jahren seit Beitehen der knappschaftlichen Korporationen von solchen Veranstaltungen hören, war selten [illegible] Art und ist keineswegs mit [illegible] bergmännischen Festlichkeiten anderer Knappschaften [illegible]. So war es in einzelnen Revieren Sitte, daß sich [illegible] Beleuchtung allährlich zu [illegible] zusammenfanden, um das übliche Gedenk der Gewerkschaften, teilweise in kleineren Geldbeträgen, meist aber in Naturalien und Bewirtung, einzugenommen. Einen besonders festlichen und feierlichen Charakter hatten diese Zusammenkünfte jedoch nicht. Nach den Arbeitsstätten trat darin auf energisches Betreiben der Bergbehörde ein Umschwung zum Besseren ein.
Da die steigende Entwicklung des Bergbaues eine Vermehrung der Arbeiterzahl in einem Bergamtsbezirke anfänglich knappen Umfanges machte, werden derartige Knappschaftsfeste nur von den Beleuchtern der einzelnen Oberbergbeamtenreviere veranstaltet. Sie fanden bei der Mitternacht im Freien statt und wurden gewöhnlich mit einem Gottesdienst eingeleitet, der in Predigt und Gesang vielfach auf barmherzige Werktätigkeit angeschnitten war. Hieran schloß sich eine Ansprache an die versammelten Knappen, worin der Bergbeamte [illegible] oder der Bergbauvorsteher, bei besonders festlichen Anlässen auch wohl der Bergbauvorsteher die Bergarbeiter erneutem Fleiß in ihrem mühevollen Berufe, zur Wissenschaft und Handesgemäßer Kameradschaft und zur Treue und Hingabe an König und Vaterland ermahnte. Gleichzeitig wurden die Bemerkenswerten Vorgänge auf dem Gebiete des bergmännischen Betriebes besprochen und einzelne Belobigungen und Auszeichnungen wegen hervorragender Tüchtigkeit und Treue, langjähriger Dienstzeit, besonderen Verdienstes bei der Rettung verunglückter Kameraden usw. erteilt oder überreicht.



Kerl, auf den die verschiedensten Stände oder Berufe dargestellt waren, die alle ihre Wichtigkeit betonten. Als Letzter erschien der Bauer, der verschrie: Ich muß euch doch alle ernähren. Und dabei hat er Recht.

Das Gegenstück bildete dann der ebenfalls treppenartige Aufbau der verschiedenen Lebensalter des Menschen, mit dem Text:

Fünf Jahre ein Kind,
Zehn Jahre ein Knabe,
Fünfzehn Jahre ein Jüngelina.
Dreißig Jahre ein Mann,
Vierzig Jahre wohlgetan,
Fünfzig Jahre stillestehn,
Sechzig Jahre gehts Alter an,
Siebzig Jahre ein Greis,
Achtzig Jahre schneeweiß,
Neunzig Jahre Kinderlwatt,
Hundert Jahre Gnad' vor Gott.

In den Wirtsstuben rein ländlicher Gegenden wurden auch vielfach die Abbildungen schöner Pferde beobachtet. Und es war recht natürlich, denn dem Landmann war von jeher ein gutes Pferd der getreueste Mitarbeiter, mit dem er auf dem Acker, in Ermangelung eines menschlichen Wesens, vielfach Zwiesprache halten konnte.

Vereinzelt wurden auch alte, wertvolle Kupferstiche, Landschafts- und Jagdbilder angetroffen, aber diese sind leider längst von Kunst- und Prachtsammlern gegen ein Spottgeld, oder im Tausch gegen recht bunten wertlosen Kitsch in alle Welt verschleppt.

Es würde jedenfalls zu empfehlen sein, daß kunstverständige Leute und Bildungsanstalten die Besitzer solcher alten, wertvollen Bilder darauf aufmerksam machen, dieses Gut doch der Heimat zu erhalten und dafür zu sorgen, daß der gewöhnliche Kitsch möglichst aus den Wirtsstuben verschwindet, und auch dort wieder die Kunst die Prophetin eines guten Geistes wird.

Faschingsbräuche und Faschingslieder in Westfalen.

Der Kern- und Stockwestfale ist in seinem Wesen ernst, schwerblütig und verschlossen; damit ist aber noch keineswegs gesagt, daß ihm nicht gelegentlich auch einmal der Schalk im Nacken sitzt und daß er nicht, wenn Zeit und Anlage es mit sich bringen, ein ziemliches Maß von Frohsinne und Ausgelassenheit entwickeln kann. Einer dieser Anlässe war, solange noch nicht der Krieg die Blüten barmlosen Heiterseins verheerend gepflückt hatte, die Fastnachtszeit. In rechter Würdigung des Goethe-Wortes, wonach ein närrisches Treiben löblich erscheint, wenn es kurz ist und mit Sinn, hat auch der Sohn der rauen Mark früher die Tage, die mit ihrem „carne vale" zum Abschied von den gesalzenen Fleischtöpfen mahnen, in seiner Weise zu feiern verstanden. Freilich, die überschäumende Art unserer rheinischen Nachbarn, wie sie sich an den Rosenmontagen zu den Hohen der Kölner Domstadt auszuleben pflegte, liegt uns nicht und der weltberühmte Rosenmontagszug der Kölner Karnevalsgesellschaft liebe sich auf keinen Fall nach Westfalen verpflanzen, ohne sein Grundkolorit einzubüßen.

Faschingssünde hat man allerdings wiederholt auch bei uns veranstaltet; sie ermangelten aber zumeist der führenden Idee und litten in der Regel an einer gewissen Schwerfälligkeit und Verschrobenheit. Nur da, wo eine auf Ueberlieferung zurückgehende Volkstümlichkeit die Veranstaltung gewissermaßen im Boden der Heimat verankert hatte, wie beispielsweise beim Hüntreper Gänsereiten, hatten sie Bestand und wuchsen sie Verbreitung. Westfälischer Art angemessen waren die die Fastschingsumzüge von Lenne nach Iserlohn, bei den Teilnehmern Gelegenheit zu allerlei mehr oder weniger harmlosem Schabernack boten. Sehr gern und stattlich beteiligte sich namentlich in den ländlichen Gegenden an derlei Aufzügen die liebe Jugend und die Junggesellenschaft. Mit einer fahrenden Strohpuppe, einem Strohmann oder Fastnachtsgeden oder Faschingswendgaden von Gehöft zu Gehöft, um unter Absingung von Liedern allerhand Gaben, vornehmlich Wurst, Speck und Schinken einzusammeln.

Eins der bekanntesten Fastnachtsliedert ist das folgende

Hedo, Faschlamwendgad,
Gif mi eene Mettworst,
Gif mi eene lange,
Dor de korte hangen,
Dor mi nich to lange stohn,
Ick mot noch wohl wedder gohn!

Nicht immer waren die Faschingswendgaden den von ihnen Angesungenen willkommen. Mancher hielt herkömmlich und hartnäckig die Fenster und Türen verschlossen, obwohl er der Aeußerung hielhörte, daß dieselben Würste und Schinken am besten schmecken, die man sich selber zu Gemüte führt. Solchen hartgesottenen Geschäften wurde dann wohl noch ein Extra-Verschen zugesungen, das ihnen wenig lieblich in die Ohren klang und sie dem Spott der Nachbarschaft liberlieferte; es lautete:

Bi (Name), do is grote Not.
De schmuddelt de Mülle im Brotschrep dool!

In einzelnen Bezirken Westfalens, u. a. auch in der Grafschaft Mark, nannte man die Gabensammler Singbettsburschen; sie begannen ihren Satz, der im übrigen auch auf die lange Mettwurst anspielte, mit den Worten:

Gumberte, Zimberte, Zimbertie!
Givet dem armen Zimberte wat!
Im Saterlande sagt man:
Lüttje, lüttje Fastlovend,
Hol is meen Spint, wo is denn Fuk?
Lot dat Meiskes alenien (alesten)
Dis mitten in de Seuren (Speckseiten),
Lot dat Meiskes flaken
Dis Schinken in den Schinken,
Stellt dat Lederken an de Wand,
Schneidt en Stück drei Ellen lank,
Gnet mi eine Mettwost,
Du stillt den Hunger un mäket Dwost.
Unner dem Eichenbäumen
Stall se Gaut beleumen.
Lot mit nit te lange stohn,
Ick maut noch en Hüsken tidder gohn,
De, lüttje Fastlovend!

Auf die Melodie von der Mettwurst, die gar nicht lang genug sein konnte, wär auch folgendes Lied gestimmt:

Fastelovend, beisse,
Klinken op de Düs,
Maten, maut de Düre op,
Kief eß, wo de is!
Fastelovend, beisse,
Klinken op de Düsken,
Hüet en Stundt un de en Stundt,
Op leden Stundt en Küssen
Un do se Mettwost süssen.

Zu Zeiten, als der Speck und die Wurst noch waren, als heute das Brot, war solch ein Faschingsumzug wohl recht lohnend. Wenn man am äußersten Zipfel des Dorfes angekommen war, hing die Geissel oder die Pritsche schwer von Würsten, verschiedenen Speckseiten und anderen nicht zu verachtenden Dingen, die bei einem tüchtigen Trunk gemeinsam verzehrt wurden. Bei dieser Nachfeier ging es unter allgem Vorträgen und aufgemeintem Schabernack lustig zu. Manchmal erlebten die Wurstsammsterer eine Enttäuschung, wenn sie beim Anschneiden einer äußerlich verlockend hergerichteten, fett-triefenden Blutwurst-Beschaffenheit machen mußten, daß es sich um eine Attrappe handelte. Die der fröhliche Spektakel mit einem Gemenge von Blut und Sägemehl erfüllt hatte. Durch derlei kleine Zwischenfälle ließ man sich aber die gute Laune nicht stören; man nahm den Scherz vielmehr mit Humor auf.

Den Reigen des Fastschwend-Spuks bildete das Bachus-Begehen, ein Brauch, der in seinem Ursprung Zusammenhänge mit dem Kult unserer heidnischen Vorfahren aufweist. Die alten Deutschen pflegten bei ihrem Frühlingsfest eine Strohpuppe, die den Winter vorstellen sollte, zu verbrennen. Bei dem Bacchusbegraben wurde eine Strohpuppe mit natürlichem Aufputz auf eine aus Reisern geflochtene Tonne oder auf eine Leiter gelegt und nach einer humoristischen Rede in die Erde versenkt.

In der Kriegszeit sind alle diese Bräuche mehr oder weniger abgekommen. Verbote der Behörden, die im Volksrollen unterlagen, werden mit dazu beitragen, daß solch harmlos zum Vergnügen und noch in der Erinnerung der Alten fortleben.

W. Hake.

Das Gänsereiten.

Ein origineller Faschingsbrauch, dessen Ursprung auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückgeführt wird, wurde Hüsten verlegen seine Entstehung an den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts, etwa in das Jahr 1598 oder 1599), ist in verschiedener, voneinander ländlichen Orten Westfalens und der angrenzenden rheinischen Gebiete heimisch: das sogenannte Gänsereiten. Dieses Volksvergnügen hatte ehedem einen recht brutalen Beigeschmack. Spanische Schelmen sollen sich in ihren Raub- und Ruhepausen zwischen Morden und Sengen damit vergnügt haben, lebenden Gänsen, mit den Füßen an einem straffgespannten Seil befestigt waren, im Galopp unter dem Seil hereitend die Köpfe abzureißen. Da die Hölle der Tiere vorher durch Einkneifen mit Schmierseife glitschig gemacht waren, so erforderte das Gelingen der Prozedur einen scharfen Griff und große Geschicklichkeit. Es kam dabei zu allerhand Zwischenfällen, die geeignet waren, das rohe Kriegsvolk in die heiterste Laune zu versetzen, wobei allerdings den bedauernswerten Kapitelsreiterinnen gar nicht wohl zumute gewesen sein soll. Als die Kriegsmeuten vorüber waren und die buntgewürfelte Soldateska von dannen zog, ist der Brauch den Gänsereitens zurückgeblieben. Anfangs der neunziger Jahren vermutlich nach dem angegebenen Vorbilde gestützt; heute hat das Gänsereiten seine Geltung für Teil dann verloren, dem Schauspiel des Gänsereitens und Abstandes zu nehmen. Heute verwendet man beim Gänsereiten leider lebenden Wurstmodell mehr. Auf einem Tonnenhaus aber auf einem zur Abholung von Wasserbüchen verlassenen Platze baumelt zwischen zwei Pfählen mit dem einzelnen Ende nach unten die vorher geschlachtete Gans, deren unbeschorene Gestalt nur Reiter-Lösung am Gänsereiten lockt. Um diese festgesetzte Stunde versammeln sich die Gänsereiter — meist sind es die Junggesellen des Ortes — an der ausgemachten Stelle. Unter den Klängen einer Musikkapelle zieht der närrisch-a Cavalierie Zug durch das Dorf zum Gänsereiterplatz, wo schon die Menge der Schaulustigen seiner Ankunft harrt. Von den flotten Weisen der Musik angefeuert, galoppieren die Gäule unter dem Seil hin und her, und im Vorbeijagen suchen die Gänsereiter die lockende Beute zu erhaschen. Das gibt dann oft ein possierliches Bosken der an die Milchkanne und an den Pflug gewohnten Klepper, mancher Griff wird vorbei getan, manches Gänsereiters Hand angelt vergebens nach der baumelnden Gans, bis nach langem Bücken einer von ihnen den abgerissenen Kopf als Siegesbeute herunterholt. Der Glückliche wird zum Gänsereiter ausgerufen und mit der silbernen Gans geschmückt. Das Gänsereiten ist damit zu Ende, keineswegs aber die allgemeine Fröhlichkeit, die erst bei der nachfolgenden Feier in einem Wirtshaussaal oder auf der festlich ausgerüsteten Tenne eines Gutshofes ihren Höhepunkt erreicht.

W. Olchmann (Bochum).

Kinderlieder.

Aus dem Leserkreise werden uns folgende Kinderlieder mitgeteilt:

Willi Bernekohl hat durchaus Recht, wenn er in seiner Skizze über die Kinderlieder in Westfalen auf die Kulturwerte hinweist, die in der Volkspoesie des platten Landes verborgen sind. Beim Lesen des Aufsatzes sind mir eine Reihe volkstümlicher Reime ins Gedächtnis gekommen, die mit Versionen unwesentlicher Art in fast allen Landstrichen Westfalens in der Erinnerung der Alten sich fortgeerbt haben. Der von Bernekohl erwähnte Spottvers auf den Küster ist mir in dieser Form geläufig:

Bim, bam beler,
De Köster mag keine Eier.
Wat mag he denn?
Speck in de Pann!
O, de olle Leckertunn!

Die Zahl der Kinderlieder, die im Volke umgehen, ist groß. Allgemein bekannt dürften die folgenden sein:

Heia popeia,
Schlaf Hänneles deut,
Steit se in 't Töttken,
Dann werd se nich anrut;
Dann legat se kenne Eier
Un frett et kenn Brout.
De Vader deiht se schmieren,
De Moder deiht se schlohn,
Mut nur Hönneles,
Wu lait ink det ergohn!

*

Schlop, Kindken, schlop!
Dien Vader dit de Schop,
Diene Moder hit de bunte Kauh,
Kindken, dauh die Aogoles tau.
Schlop, Kindken, schlop!

*

A b c, de Katte leip in 'n Schnee,
Un es he wier noh Hus kam,
Do hadd se ne witte Lütze an.

*

Rönge, rönge, rieke,
Eier in de Rieke,
Eier in 'n Görtenslod.
Hew we de genge Wücke wat.

*

„Eia popeia! Wat raschelt im Strauh?
De Gänse aabt derlaut
Un het keine Schauh,
De Schauster het Lüär,
Kenne Liesten dotau,
Süß fählen de Gäute
Mi lämgst en Paar Schauh.
Dräum godt se nu darsent
Un wadelt se sau.

*

Eia in Sule,
Wo wonnt Pöttter Krule?
In de Pötterjllgenstrot,
Wo die blanken Töppels stoht,
Wo de schmucken Mädkes goht,
In dem graten Hufe.
Eia in Sule!

*

Schlop, Kindken, schlop!
Dien Vader is en Schop,
Diene Moder is en Puledier.
Wat salt du arme Blag dofür?

Wir bitten unsere Freunde um weitere Beiträge!

Die Redaktion.

Merkspruch.

Wachet, heimatlicher Grabbett
Seine deine Stirn entgegen;
ernsten Leuteliegestetten
gehe schweigend aus den Wegen.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 6. Sonntag, 6. Februar 1921.

Geistig blind.

(Sonntagslesung.)

Zum Sehen ist der Mensch geboren. Sehend nimmt er die Welt in sich auf, und soweit sein Blick reicht, ist sie sein. — Welch ein Verlust, wenn ein Leid, des Augenlichtes beraubt zu werden, blind zu sein!

Unheilvoller, unheimlicher noch ist die geistige Blindheit, — der gefahrvollste Seelenzustand der denkbar ist —, das bewußte Verschließen und Verbarren in schwerer Sünde ohne den ernstlichen Willen zur Reue und Bekehrung.

Ein kundiger Seelenarzt, der hl. Augustinus, hat gesagt: „Es gibt drei Arten von Christen; solche, die ihre Taufunschuld bewahrten, — solche, die gesündigt, aber dann sich aufrichtig bekehrten, — solche, welche in schwerer Sünde fortleben, und ihre Rückkehr zu Gott auf spätere Zeiten aufschieben."

„Von den ersten und zweiten sage ich, daß ihr Heil gesichert ist. Von den dritten aber sage ich nicht: daß sie [illegible] werden, — ich vermute es nicht einmal!"

Ein erschütternder Ausspruch!

Wie wäre es aber auch anders denkbar?

Nur im Zustand der heiligmachenden Gnade können wir Gott wohlgefällig und sicher des ewigen Heiles sein. Nur mit Hülfe der Gnade des Beistandes können wir den wahren Glauben bewahren, Gottes Gebote beobachten und die Versuchungen überwinden.

Nun aber fehlt solchen, die in schwerer Sünde freiwillig beharren, die heiligmachende Gnade; vor Gott sind sie tot. Es wirkt bei ihnen nicht mehr die Gnade des Beistandes; sie hängen in mit Herz und Willen an der Sünde, die sie nicht aufgeben wollen; sie hören nicht aufrichtig zum Himmel. Jeder Gnadenstrahl prallt ab an ihrem Verharren; heute nicht, morgen, später!

Indem verschlimmert jede neue Sünde ihren Zustand. Allmählich wird die Sünde zur Gewohnheit, die Gewohnheit wird immer tyrannischer, ist immer schwerer auszurotten, zuletzt fast unüberwindlich.

Die Sünde ist eine Last; ist sie leichter zu heben, wenn man noch neue dazu lädt? Den hl. Aloysius sieht der Herr das Gewicht eines Unbußfertigen schauen. Einen Engel sieht er leichten unter einer Holzlast einhergehen; der Arme kann nicht mehr; er wirft das Holz nieder und legt neues Holz darauf. Acht aber kann er die Last überhaupt nicht mehr aufheben. — So ergeht es den Unbußfertigen. Immer neue Lasten bürdet er zu der alten Sündenlast sich auf, bis er am Ende vergesamtlast sagt: Ich kann mich nicht mehr bekehren; es geht nicht mehr."

Die Sünde verwundet die Seele. Wird nun ein Schwerverwundeter, um wieder kampffähig zu werden, sich nochmals verwunden lassen? Eine weite, dritte Wunde entstellet ihn noch mehr. Läßt er sich nicht baldigst heilen, so ersteht der kalte Brand, und dann folgt der Tod — So ist sicheres Verderben und Tod der Antell, dessen, der durch neue Sünden immer schwächer wird, der statt Heilung zu suchen, immer neue Wunden sich schlagen läßt.

Das ist sonnenklar: Je länger man seine Bekehrung aufschiebt desto schwerer, desto unwahrscheinlicher wird die Bekehrung, desto gewisser, desto tiefer wird der Untergang! Auf abschüssiger Bahn gehts immer schneller abwärts. Immer gebundener, bedrängter, verwundeter wird sich der Unbußfertige fühlen, bis er mutlos aufschaut: Es ist zu spät!

Und einmal kommt eine Stunde, da ists für den Unbußfertigen wirklich zu spät. — —

Ach, man möchte sich so gern immer wieder anklammern an den Gedanken, Gott werde noch in der Lebens letzter Stunde auf die schon scheidende Seele einen Gnadenstrahl, einen allerletzten Gnadenstrahl fallen lassen, der sie zu einem Wort der Reue rufe . . . aber die rubige, ernste Ueberlegung sagt dagegen immer wieder: Nein — Gott läßt seiner nicht spotten! — — B.

Zur Einführung in die Fastenzeit.

Der Ursprung der 40tägigen Fastenzeit geht weit zurück in die christliche Vergangenheit. Heilige Kirchenväter, wie Leo der Große (gest. 461) und Zeno von Verona (gest. um 262) bezeugen uns dieses; jener führt das Fasten vor Ostern auf das apostolische Zeitalter zurück; dieser sagt, schon die Feste Zeltsonntag (gest. um 125) und Sixtus (gest. um 136) hätten es beobachtet. Da jedoch in diesen ältesten Zeiten eine kirchengesetzliche Regelung der Dauer und Art des Fastens noch nicht getroffen war, ist es begreiflich, wenn die Uebung des vierzigtägigen Fastens sich nicht überall vorfindet. Wir finden daher mannigfache Unterschiede hinsichtlich der Dauer und der Strenge der geübten Fasten.

Im dritten Jahrhundert fließen die Quellen der Berichte über das vierzigtägige Fasten reichlicher. Origenes (gest. 254), der hl. Athanasius (gest. 373) und Eusebius von Cäsarea (gest. 340) bezeugen uns diese Uebung für das Morgenland, und zur Zeit des schon erwähnten hl. Papstes Leo der Große dauerte in Rom die Fastenzeit ebenfalls sechs Wochen oder vierzig Tage. In den folgenden Jahrhunderten werden die Zeugnisse für die vierzigtägige Fastenzeit noch zahlreicher. Kurze Zeit nach der legendarischen Wirksamkeit des hl. Papstes Gregor der Große (gest. 604) wurde der Anfang der Fastenzeit in der römischen Kirche auf den Aschermittwoch verlegt, während bis dahin infolge verschiedener Berechnungsart der 40 Tage — die Sonn- und etwaige Festtage wurden hier nicht gezählt, dort nicht — verschiedene Anfangswochen hatte. Diese Sitte fand im Abendland allgemeinen Eingang, so daß sie zur Zeit Karls des Großen (gest. 814) zu bestehenden Gewohnheit geworden war. Papst Urban II. erlob sie auf eine Synode zu Benevent 1091 zum Kirchengesetz.

Ueber den Zweck und die Bedeutung des Osterfastens belehren uns mehrere Stellen aus den hl. Papstes Leo des Großen. Danach soll durch sie auf eine würdige Feier der österlichen Geheimnisse vorbereitet werden. Die Fastenzeit soll eine Zeit der inneren Reinigung und Heiligung sein, erfüllen alle eine Zeit der Buße für die begangenen Sünden, dann aber eine Zeit der Uebung von Tugenden aller Art, besonders wird zum Wohltun, sowie zur Verbesserung und Besserung von Unvollkommenheiten gemahnt. Dem bildet also nur einen Bestandteil dieser Buße, wenn auch den wesentlichsten; es ist nach den Worten des hl. Leo nicht nur Pflicht der Geistlichkeit, sondern auch der Gläubigen.

Nicht Mut, nicht Beruf und Beschäftigung dürfen dich, diese Heiligung zu üben, [illegible] Einschränkung und große Einsamkeit, der gesammelten Ernährung im Geiste der Buße und Abtötung ist es erfüllet gewesen zu erringen. — Entbehrungen, Schweigen, Wachen und Beten, Ueberwinden, Ertragen aber was [illegible] für die Seele nicht unmöglich ist. Das alles ist ein gutes Fasten, das Gottwohlgefallen und Seelenheil [illegible] Seele.

Gleichwie ein Baum, dessen unfruchtbare Aeste man beschneidet, immer mehr in die Höhe wächst, weil aller Verbrauch auch seine Seele um so leichter aufsteigen kann, wenn die Hemmnissen und Fesseln der Sünde abgetan sind, so wird auch der Christ, der sich durch Entsagungen und Abtötungen [illegible] Menschen in uns durch Schranken anhalten werden. [illegible] gesinnte Mensch zu handelt: nur so wirken wir unserseits dazu mit, daß erfüllt wird, um was wir in der Fastenzeit so oft bitten: „Daß du unseren Geist zu himmlischen Begierden erheben wollest, — wir bitten dich, erhöre uns!"

O sieh, jetzt sind des Heiles Tage.
Du kommst durch Buße dem Gericht zuvor,
Jetzt trägt die Früchte Abtötung und Plage
Und wird ersetzen, was die Schuld verlor.
O, laß nicht fruchtlos diese Zeit verschwinden,
Im Kreuze wirst du Kraft zur Buße finden.

Auf den Spuren des hl. Norbert.

Von Hanns Heinrich Bormann.

(Nachdruck verboten.)

Was hatte ich früher viel vom hl. Norbert gewußt! Was kein, daß das große diese Legendenbuch, das unerschöpfliche Schilderung für den Lesehunger meiner Kindertage war, auch von ihm erzählte. Ich weiß das nicht mehr. Jedenfalls wurde er mir, auch dem Namen nach, nicht vertraut durch diesen Legendenschatz, in dem ich mich immer wieder zu den rührenden Geschichten zurückfand von der hl. Elisabeth, deren Rosenwunder mir noch heute das lieblichste Mirakulum aller duftigen Legendenpoesie ist, und vom hl. Meinrad und seinen treuen Raben, der durch ruchlose Mörderhand sein frommes Leben lassen mußte.

Daß es überhaupt einen hl. Norbertus gab, erfuhr ich erst viel später. Das war, als ich in der Obertertia saß und schon festenfest von der Existenzkrisis überzeugt war (die sich inzwischen noch verstärkt hat), daß der trigonometrische Lehrsatz und das Ziehen von Kubikwurzeln am Wein und Wichtigkeit für die irdische und himmlische Seligkeit dem Gedächtnismaßen und Gelehrtenhaftigkeit erbärmlich nachstehen. Damals kam mitten im Schuljahr ein neuer Schüler in die Klasse gewandert, der aus Nordwestfalenland her — und der hieß Norbert. Das er rote Haare hatte und Stirn und Stock sagte, das war für uns nicht so ungeheuerlich, als daß er Norbert hieß. Dieser Name war uns Süddeutschen völlig fremd. Und sonst die Leute, alte Städtchen mit zuviel immer kalkig und sagten Norbert. Wie konnte man aber auch bloß Norbert heißen? Aber die Taufsache war nicht zu ändern. Und so mußte es also auch einen hl. Norbert geben.

Von dem hl. Norbert aber hörte ich erst viele Jahre später, als der Lauf der Dinge mich an den Niederrhein kommen ließ. Da war sie uns der liebste und schönste Festtag von unseren kleinen Kreisstädtchen aus eine Sonntagsfahrt nach Xanten. „Es wuchs im Niederlande eines edlen Königs Kind . . ." In einer rechten Feste . . . Xanten war sie genannt." Diese Verse des Nibelungenliedes waren neben dem Wissen, daß Jobannes Janssen, an dessen Grab in meiner Vaterstadt ich manchesmal andächtig betete, hier gelesen ist, das Einzige, was mir von Xanten bekannt war. Aber ich lernte das schöne, stille, alte Städtchen mit seinem wundervollen St. Viktorsdom bald in- und auswendig kennen und erfuhr am ersten Ueberraschung, daß in diesem Dom am fernen Niederrhein auch der hl. Norbertus gebeten ist. Wie tief der mir so lange unbekannt gebliebene Heilige auch einmal nun in meinen Gesichtskreis! Wenn jetzt mir das Haus in der Marstraße, der Hausthüre von Xanten, genannt „Das Lämmchen", wo er 1082 als weiter Sohn des Grafen von Gennep, der in Xanten Palatinerwalter des Erzbischofs von Köln war, das Licht der Welt erblickt haben soll. Man zeigte mir auch seine Kapuzinerstomehnung gegenüber dem Stiftportal des Domes, im Kranze der Insulsteine. „Immerfest" hieß etwas um das Gotteshaus sich dehnt. Da der Heilige in die Dyonisiuskapelle sich eine Zelle einbauen ließ, um darin, nach einem bewegten Leben am Hof

ser Heinrichs V., in strenger Buße Einkehr zu halten
sich zum Priesterstand vorzubereiten. In Köln
ding er die Weihen, feierte im Dome seine
miz und stiftete den Benediktinern auf dem nahege-
nen Fürstenberg ein Kloster. Er selbst zog als Missio-
r in die Welt und gründete 1121 im Tal Prémontre
Laon in Frankreich den Orden der Prämonstratenser.
ei Jahre darauf war er als Bußprediger in Ant-
pen segensreich tätig und 1126 wurde er Erzbischof
Magdeburg. Einmal noch kehrte er nach Xanten
ück, um auf Einladung des Stiftskapitels einen Teil
Münsters einzuweihen. 1134 starb der Heilige, dessen
bliche Ueberreste 500 Jahre später in das Prämon-
tenserkloster Strahow bei Prag überführt wurden.
Wie lebendig stand nun der hl. Norbert vor mir,
dem der Zufall mich in seine Heimat geführt hatte,
nach in so mancherlei die Erinnerung an ihn lebt.
n Wandel, daß die Tantenet, wie sie alle bis zum
ten stolz auf ihren Dom, auch stolz auf „ihren"
ligen sind! Das zeigte sich besonders bei der Nor-
russeler im September 1919. Da wurde die prächtige
ine des Heiligen an dem Torbogen der Michaels-
elle, direkt beim Zugang zum Dom, enthüllt. Sie
ein Werk des jungen Kölner Bildhauers Hermann
f Simon. Die Statue zeigt den hl. Norbert als
eren, großen Mann, so wie ihn die alten Schriften
dern. In der Rechten hält er den Hirtenstab, in der
len den Kelch, denn er war ein Eiferer für die Ver-
ung der hl. Eucharistie. Das Bildwerk drückt charak-
stisch die überragende, willensstarke Persönlichkeit des
Ordensstifters aus. Damit hat Xanten einen neuen
mal erhalten, der auf sich den alten Kunstschätzen an-
t und noch mehr als bisher das Andenken an den
Norbert in seiner Vaterstadt lebendig halten wird.
Doch sollte ich nochmals auf Szenen dieses Heiligen
en. Das war vergangenen Sommer, als einer jener
tätigsten Beschäftigungslosbriefe, die Dr. Sonnenschein
dem um ihn sich schaffenen Gemeinschaftskreis der
gen gebildeten Katholiken Berlins veranstaltet, uns
Brandenburg führte. Dort bei der Besichti-
ng des protestantischen Domes, eines imposanten
ukmals der Backsteingotik (zu dessen „Domkapitula-
neuerdings ja auch Hindenburg gehört), wurde von
führenden Kunsthistoriker auch der Name des hl.
bert genannt. Wenn der heute als Bischof von
genburg um das Zustandekommen des Brandenbur-
Domes seine gewichtigen Verdienste. Sandte er doch
e Prämonstratensermönche hierher zur Ausübung
Seelsorge, an diesen damals weit vorgeschobenen
sten am östlichen Rande der christlichen Kultur, dort
der Grenze des Slawentums.
Und bald darauf sah ich mich erneut einem Bilde
hl. Norbert gegenüber: das neue in Berlin, wo
t nach der Reformation wieder katholische Messe gele-
en wird. Eingang fand. Der junge Maler, Franz
fels aus Aachen, hat aber auch hier verstanden, die
n hl. Norbert zu eigene machtvolle Willensstärke klar
n Ausdruck zu bringen.
Was wußte ich früher vom hl. Norbert? Jetzt bin
so manches Mal seinen Spuren und seinem Bilde
egnet. Nicht fremd ging der Name mehr. Er ist
bei mir nahe zu vertraut, als würde ich ihn von früh
f kennen als einen der Lieblingsheiligen des alten,
len Legendenbuches meiner Kindertage.

Das große Sehnen.

Von A. v. Roeder-Hoff.

(Nachdruck verboten.)

Das Kino war aus. Aus dem dumpfen Dunkel ins
fende Licht der abendlichen Straßen brandete die
enschheit.
Die gierige Unruhe der flimmernden Wand ließ noch
ihren Augen, das verlogene Pathos der Filmmenschen
iste in ihrem Schreiten, riß die Bewegung ihrer
nde zu einer lächerlichen Geprreiztheit und zu unbe-
ühlem Ueberschwang hin.
Heinz Werfer stand im drängenden Menschengwarm,
nommenen Kopfes — — und so müde!
Ihm ekelte auf einmal vor der albernen Kitschigkeit
r Kinoplastik, vor der schreienden Gedankenarmut
ser Bilder, die ein widerlicher Absurd der Nimmerden
nmandsbilder waren.
Heinz Werfer schritt gedankenlos weiter. Sein Ohr
ng freischlenden Mädchenlachen auf, süßlicher Zigaret-
qualm strich ihm um die Nase, die nervöse Unruhe
s Menschenschwarms quälte ihn.
Wenn er tagsüber in der Fabrik an der Hobelbank
nd, wenn die liebgewordene Arbeit seine Gedanken
nd, sann er immer dem gleichen Gedanken, der ihn
s — wie auch daheim — begleitete: Wir werkenden
Menschen alle, wir mit unserer Hand- und Kopfarbeit,
haben das große Sehnen, das Ruhe-Sehnen!
Und als er den quirlenden, lärmenden Menschen-
haufen vor dem Kino sah, brannte die Traurigkeit in
seinem Herzen. — — ein wilder Traurigkeit, das stumm
und einsam machte.
Er dachte es behutsam und schwer: Unseres Volkes
Unglück ist es, daß wir nicht wissen, daß uns die Seele
genommen ist.
Draußen im Schützengraben — wie lange ist es schon
her! — da war es maskmal gekommen, das große
Ruhesehnen. Wenn auf einsamer Grabenwache die mäd-
lichen Sterne glühten, wenn der friedliche Mond heiter
emporstieg. Wenn die Nachtstille über Stacheldraht und
Kampfgeländer gebreitet war wie ein weiches, flockiges
Tuch, dann schlug das Menschenherz ruhig, bedachtsam
— und gütig. So daß man Feind und Krieg vergessen
konnte und nicht Soldat, noch Mann — — nur Mensch
war!
Seitdem trug Heinz Werfer das große Sehnen in
seinem Herzen. —
Gedankenlos trat er in eine Schenke.
Da standen mehrere Männer am Schenktisch und
tranken.
Ihre Gesichter glühten von Schnaps und von Er-
regung. Ein heimliches Sehnen zitterte in ihren lärmen-
den, trunkenen Rede. Sie sprachen vom Reich, das kom-
men würde, einmal; in der Zukunft, — bald! Wo alles
schön sein würde und die Menschen gut!
Und versonnen ging Heinz Werfer heim. Als er am
Fenster seiner stillen Kammer stand, schüttelte er den
Kopf und murmelte: „So wird es nicht gehen; so nicht!"
Er wußte, daß die Welt nicht anders und nicht besser
würde, ehe nicht die Menschen besser geworden.
Der deutschen Menschheit Seele hörte er weinen aus
dem Kreischen der Mädchen, fühlte er hungernd brennen
in der Dumpfheit des Kinos, wo dunkle Lügen Stunden
wegtäuschen und wilde Träume über den armen Alltag
breiten; die deutsche Seele hörte er schmerzlich grollen
im Lärmen Trunkener. —
Da stieg groß und feierlich über dem Dächergewirr
ein Kirchturm zum Nachthimmel empor — ragig, einsam
wie ein ragender Steinfinger. Ein schmales Kreuz
zeichnete sich gegen den matten Nachthimmel.
Seltsam erdfremd strebte der Turm über die Dächer
empor, aus aller Enge und Gewundenheit, aus Unrast
und Unruhe heraus. Heinz Werfers Gedanken und
Blicke wuchsen mit den schlanken Linien hinweilen. Das
kleine Kreuz stand in erhabener Gelassenheit, ein un-
widerstehliches Siegeszeichen, und ein weißes Mondlicht
umfloß es.
Da blühte in dem unruhigen Jungmännerherzen das
große Sehn ernahvoll auf; H. zu Werfer breitete die
Arme in fremder Inbrunst na sagte ganz laut und
gläubig:
„Zu uns komme dein R
In seinen Augen brannte ümütiges Gilet. Wie
Erhörung und Verheißen gra das schmale Kreuz aus
der Nacht den Willenden.
Und Ruhigkeit tropfte sein Herz.

Schlittenfahrer in früherer Zeit.

Kulturgeschichtliche Plauderei von Dr. Johannes Kleinpaul.

Nichts Köstlicheres gibt es, als eine Schlittenfahrt an
sonnigen Wintertagen. Lautlos, nur von dem leisen
Klingen melodisch abgestimmter Glöckchen umtönt, gleitet
mehr blitzschnell dahin. Heinz Werfer hatte mit
Schmucke des Neuschnees leuchtenden Stadt, über die
endlos weite, weiße Fläche, durch den feierlichen, schwei-
samen, zu stolzer Ruhe erstarrten Wald mit seinen
schneebehangenen Wipfeln und lasten an Zweigen, indes
die frische Luft die Lungen wohlig füllt und die Wangen
rötet. Man möchte stundenlang so — und wunschlos
durch diese Wunderwelt von Licht und Reinheit dahin-
sausen, losgelöst von Zeit und Raum, ledig aller Erden-
schwere. Aber der Schlitten ist durchaus nicht nur ein
Mittel des Vergnügens und des Sports. Er wird heute
noch, namentlich auf dem Lande, in weitestem Umfange
als Beförderungsmittel benutzt sei es nun, daß die
Mütter ihre Kinder auf dem Schlitten zur Schule brin-
gen, damit sie trockene und warme Füße behalten, oder
daß die Bäuerin ihre ländliche Ware zu Markte, oder
schlitten zum Wochenmarkte in die Stadt fährt; vielfach
ist er das einzige Beförderungsmittel der Wintersaison.
Noch in weit höherem Maße war das früher der Fall.
So wurde, wie mehrere alte Chroniken übereinstimmend
berichten, Ende Februar 1721 die ganze damalige statt-
liche Schlittenflucht in 76 Schlitten von Zelle nach Dresden
gebracht und dort verliehen. Auch schon die früheren
feierlichen Weisetänze, jene altdeutschen Bauernnacht-
sammlungen, nehmen darauf Bezug, ja schon in einer
der ältesten nordischen Kulturgeschichtsquellen wird der
Schlitten erwähnt.
Freilich Schlittenfahren und Schlittenfahren ist
zweierlei. Im 17. und 18. Jahrhundert waren Schlit-
tenfahren zum Vergnügen ein ausschließliches Vergnü-
gen des Hofes und der ihn umgebenden allerersten
Kreise. Aus großen und kleineren Residenzen wird der-
artiges berichtet, wie man sie gemäß dem damals herr-
schenden, uns verwunderlich genug dünkenden Ge-
schmacke ausstattete. Als Alt-Zena bei sich ein Defi-
zitkabinett in einem Stadtentenschlößchen aus dem 18.
Jahrhundert erhalten, das uns nicht nur den niedlichen
Markt der Rokokozeit mit den eigenartig ge-
schweiften Haustoren zeigt, sondern auch einen starken
Schlittenfuß, bei dem die heroen Stubenten den großen
Brunnen mit ihren Herzallerliebsten immer wieder um-
rundeten. Auch aus anderen universitätsstädten besitzen
wir ähnliche Schilderungen, z. B. aus Göttingen. Aus
Alt-Marburg stammt folgender ausführlicher Be-
richt über eine „noch niemals hier gesehene köstbare Stu-
denten-Schlittenfahrt", die am 18. Februar 1731 statt-
fand: „Die dazu angefertigten Masken waren nicht
allein sehr köstlich, sondern es war auch dabei alles wohl
angeordnet, und wurde in nachfolgender Ordnung ge-
fahren: 1. eine Amazone und Mercurius, 2. Venus und
Cupido, 3. Diana und Aktäon, 4. Saturn und Janus,
5. Jupiter und Juno, 6. ein Advokat und einer mit
einem Sportesack, 7. ein Hutmacher und ein Scaramuz,
8. ein Bäcker und ein Jentzner, 9. Bacchus und ein
Satyr, 10. ein Bauer und eine Bäuerin, 11. ein römischer
Jüngling und ein schwäbischer Bauer, 12. ein Schäfer
und eine Schäferin, 13. ein schweizerischer Bauer und
eine Spanierin. Wie diese Aufzählung zeigt, war die
Gesellschaft zemlich „gemischt"; hoffentlich haben sich die
olympischen Gottheiten dabei nicht erkältet, denn an
eine „Venus im Pelz" dachte man damals wohl noch
nicht! Am Schlusse des Berichtes über den Umzug, der
„etliche Stunden" dauerte, heißt es: Dabei machten auch
zwei maskierte Bauern zu Fuß welche in ihren Ranzen
Hühnereier etc. hatten und solche Stücke unter die
Leute warfen, ein großes Aufsehen." Damals waren
eben Hühnereier noch billig! Du „gute, alte Zeit", tönst
du uns wieder! —
Besonders beliebt waren große Schlittenfahrten, wie
schon die folgenden Beispiele zeigen, als Fastnachtsvergnügen.
In Dresden veranstaltet die Hofgesellschaft schon
im Zeitalter des 30jährigen Krieges dieselben recht
ausgedehnte Schlittenfahrten bis nach Meißen, Pirna
oder auf die Baste, von denen man gern abends bei
Fackelbeleuchtung heimkehrte. Natürlich waren Schlitten
und Pferde aufs Kostbarste mit silbernem Geschirr mit
vielen Federbüschen oder Reiherbüschen, wehenden
Bändern, Schellen, Samtdecken, Pelzen und Decken
geschmückt. Ein jeder Kavalier hatte seine Dame
vor sich oder neben sich auf dem Sitz, die in köstliche Ge-
wänder und prächtiges Pelzwerk eingehüllt war. Manch-
mal fanden auch historische und allegorische Schlitten-
fahrten statt, mit opernhaftem Aufputz und Maskeraden
aller Art. Nimmermehr wird jene Schilderung
aus Marburg kennen lernten; im Februar 1731 ging
solch ein glänzender Zug durch den neu angelegten
Großen Garten, wobei im letzten Schlitten ein riesiger
Bacchus stand, und im Februar 1738 nahm der Herzog
von Kurland, der damals das Dresdener Hofleben durch
viel außergewöhnliche Veranstaltungen belebte, auf
einer solchen Fastnachtsfahrt teil. Die Nacht und den Neid-
tum des Hofes aller Augen lustig zu tun, „und je prächti-
ger die Schlitten, je größer der Aufzug, je magnifiquer
der Comitat, je requlierer die ganze Ordnung der
Schlitten, desto ansehnlicher und solenner waren die
Schlittenfahrten", wie es in den alten Blättern heißt.
Im Jahre 1721 lag in Dresden am Fastnacht wenig
Schnee. Deshalb mußten, damit das Vergnügen gleich-
wohl stattfinden konnte, über hundert Bauern an 200
Fuhren Schnee in den Großen Garten fahren und aus-
breiten, worauf der Karlo in gewohnter Weise vor sich
ging. Ein ander Mal ließ August der Starke im gleichen
Falle die kurz vorher auf das Prächtigste neu hergerich-
tete Elbbrücke (die nach ihm infolge dieser Wiederher-
stellung „Augustbrücke" genannt wurde) mit Schnee be-
schütten, damit er einen Fastnachtszug darüber bequem
nach Pillnitz führen ließen konnte. In Theodor
Fontanes Roman „Schach von Wuthenow" finden wir
erwähnt, daß das Regiment „Gendarmes" ein ganzes
Berliner Stadtviertel für eine Schlittenfahrt herrichtete,
indem es die Hauptstraßen mit Sand bestreuen ließ,
worauf dann der Faschingszug mehrere Male in toller
Fahrt entwickelte. Wie oft mag es, insbesondere diese Schil-
derung auf tatsächlichen Geschehen beruhen. Jeden fin-
det sich dazu ein geschichtlich beglaubigtes Gegenstück.
Allerdings ereignete sich dieses in dem extravaganten
Rußland. Die Zarin Alexandra Feodorowna, die Ge-
mahlin Nikolaus I., äußerte eines Tages in Gegenwart
des Grafen Sivatik, des millionenreichen Präsidenten
der russischen Reichsbank, mit dem sie im Sommer den
Wunsch, eine Schlittenfahrt zu unternehmen. „Majestät
haben nur zu befehlen!" erwiderte für der Baron.
„Wirklich, bei dieser Hitze?" fragte die Kaiserin er-
staunt. — „Wenn Em. Majestät geruhen, mich nächsten
Sonntag mit Ihrem hohen Besuche zu beehren, so wird
eine Schlittenpartie zustande gebracht!" Die Zarin
willigte ein, und die eigentliche Belustigung fand tat-
sächlich statt. Allerdings fuhr man nicht auf Schnee,
sondern auf seinem Steuerader. Der Baron besaß
nämlich die größte Zuckerfabrik in Rußland und hatte
seine Vorräte an weißem Sandzucker auf die Alleen
seines Parkes schütten lassen. Für das Wegräumen die-
les Kunstschnees brauchte er dann nicht zu sorgen. Nach
der Fahrt gab er den Zucker dem Volke frei, und dieses
hatte ihn so schnell und so radikal weg, daß kurz darauf
nichts mehr davon zu sehen war.
Auch abgesehen von diesen letzteren außergewöhn-
lichen Fällen, in denen sich schon der hohen Kosten wegen
eine Verallgemeinerung von vornherein verbot, blieben
jedoch alle diese Veranstaltungen überall auf die aller-
ersten Gesellschaftskreise beschränkt. Selbst dem wohl-
habendsten Bürger wurde es in jenem Zeitalter, in dem
die Raunteriebe und Raufereisexeten der verschie-
denen Gesellschaftsklassen zu höchster Blüte gediehen wa-
ren, verwehrt, sich auf so harmlose Weise zu vergnügen.
Man durfte nur zu Geschäftszwecken und auf Reisen
im Schlitten fahren. So wurde im Jahre 1658 vom
Fiskal (der heutige Staatsanwalt) eine Untersuchung
gegen mehrere Bürger zu Bautzen „in puncto prätä-
tigen Schlittenfahrens" eingeleitet. Leider ist ungewiß,
was schließlich mit ihnen geschehen ist. Wahrscheinlich
ist, daß der Vogel in gewohnter Weise mehrere
Jahre lang hinzog, und daß die endliche Folge davon
jene „Schlittenfahrtsordnung" war, die Kurfürst Johann
Georg II. von Sachsen am 12. Februar 1682 erließ. Darin
war genau bestimmt, wer mit Gelänte und ohne Ge-
läute, wer zweispännig oder nur im Kennschlitten fahren
sollte, und — wer nicht!

Ein Wort für die Vaterliebe.

Die Mutterliebe ist von allen Dichtern der Welt-
liter. — ist gesungen worden und wird so sehr, so aus-
schließlich gefeiert, daß es die höchste Zeit ist, auch für
die Vaterliebe ein Wort einzulegen. Wirft man doch
mit Unrecht den Vätern vor, sie seien zu prosaisch und
zu wenig gefühlvoll, um jene Liebe aufzubringen, mit
der die Mutter ihr Kind umgibt. Nun erfundige man
sich aber einmal bei denen, die es doch am ersten wis-
sen müssen, nämlich bei den Kindern selbst, und man
wird gewiß bei ihnen des höchste Erstaunen erregen,
wenn man behauptet, die Mutterliebe sei der Vaterlie-
be so sehr überlegen. Das kleine Fräulein, das sich
über ihren Herrn Papa stets ärgern sollte, wird wahrschein-
lich sogar von ihm mit einem noch wärmeren Unterton
sprechen als von der Mama, die, man sie auch noch so
gut sein, doch immer etwas strenger ist. Töchter hangen
je bekanntlich immer mit besonderer Zärtlichkeit an
dem Vater, dessen Liebe ihre Jugend mit einem roman-
tischen Schimmer verklärt, aber auch der Junge, der
noch so sehr die Mama liebt, wird in den entscheidenden
Dingen des Lebens sich unwillkürlich zum Vater hinge-
zogen fühlen, bei dem er mehr Verständnis, mehr An-
teilnahme findet. In all den kleinen Leiden der Kind-
heit ist der Vater der natürliche Helfer, der gütige Rat-
geber, mag es sich nun um ein zerbrochenes Spielzeug
handeln, das er wieder zusammenkleimt, oder um die
lateinischen Vokabeln, mit denen die Mutter nun einmal
nicht Bescheid weiß. Das Gefühl der Geborgenheit, des
sicheren Schutzes, haben die Kinder doch meist nur, wenn
der Vater zu Hause ist, dessen kräftiger Arm alle ein-
gebildeten Gefahren der Kinderphantasie zu verscheuchen
weiß.
Freilich tritt äußerlich die Liebe des Kindes zur
Mutter mehr hervor; sie ist in ihrem Wesen der zärt-
lichere Teil der Eltern; sie überschüttet ihre Kinder mit
Liebkosungen und wird von ihnen wieder gefeiert.
Der Vater ist ernster und zurückhaltender, und deshalb
ist die Zärtlichkeit der Kinder zu ihm nicht so über-
schwänglich. Aber man darf von diesen äußeren Be-
zeugungen nicht auf den inneren Wert der Liebe schlie-
ßen. Der Mann darf nun einmal nicht so „weich" sein
wie die Frau; aber gerade in dieser verhaltenen In-
brunst ist Vaterliebe nicht selten für den guten Beobach-
ter nur noch ergreifender und erschütternder. Wer-
den die Kinder groß, so verlieren sie deshalb nicht den
erschütternden Vertrauen, das sie in ihrer Jugend zum
Vater hatten. Ein frisches Wort, ein kluger Rat, auf
dem sie immer wieder die Lebensschiffleln zurückfinden,
er besitzt der stolze Ratscher in allen Lebenslagen. Das
heranwachsende junge Mädchen flüchtet sich in vielem der
Mutter zu ängstlich, um sich ihr anzuvertrauen; sie emi-
pfindet ihren Sünden und scheut in denen das Vater-
Mißfallen der Mutter gegenüber sie bisweilen ein, we-
nig Eifersucht beschleicht; sicht sie der Vater gleichsam
über den Dingen, und sein Wort gilt mehr als hundert
Worte der Mutter. Aber oft hören Kinder mehr auf
einen einzigen Rat des Vaters, als auf die unzäh-
ligen guten Ratschläge, mit denen sie die Mutter über-
schüttet. So ist es auch mit den Jungens. Sind sie erst
einmal erwachsen, entschließt aus der Hut der Mutter,
dann finden sie im Vater den besten Kameraden, den
treuesten Freund auf dem Lebenswege. Deshalb sollte
man die Vaterliebe nicht immer so hinter die Mutterlie-
be zurücktreten. Sie tritt weniger äußerlich hervor,
aber sie ist nicht weniger tief, ja vielleicht sogar manch-
mal tiefer als die der Mutter.

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

(Nachdruck verboten.)

Dein Lied . . .

Mir will das Lied nicht aus dem Sinn,
Das du mir einst gesungen;
Wie weit ich auch gewandert bin
Durch alle Länder her und hin,
Nie ist sein Klang verklungen.

Du sangst das Lied in einer Nacht.
Die Sterne nickten nieder;
Auf unsres Glückes frohe Fracht
Sank blütenbunte Maienpracht
Und Rosenduft und Flieder.

Mir ist noch jenem Lied so weh,
Noch jener Stunde Kosen — —
Doch acht uns trennte dein Ade,
Und aus des Nordens kaltem Schnee
Erblühen keine Rosen.

Willi Lindner.

Aus dem Reich der schwarzen Diamanten.

Von W. Oschmann (Bochum).

5. **Bergbauförderung und -Aufschwung.** Das Interesse des alten Fritz an märkischen Bergbau. Minister von Heinitz. — Die Berufung des Freiherrn von Stein. — Rasche Entwicklung und steigende Förderziffern. — Die Einführung der Dampfmaschine. — Uebergang zum Tiefbaubetrieb.

An einer anderen Stelle haben wir schon darauf hingewiesen, mit welch reger persönlicher Anteilnahme Friedrich der Große das Wohlergehen des märkischen Bergbaues verfolgte. Sprechender Beweis für dieses starke Interesse sind, abgesehen von den vielen „auf Seiner Majestät allergnädigsten Spezialbefehl" ergangenen ministeriellen Verfügungen, Instruktionen und Erlassen auch zahlreiche Randverfügungen und Randbemerkungen an den Minister von Heinitz. Am 15. Juni 1784 schreibt er:

„Je ne puis qu' approuver votre nouvoge en Westphalie afin d'y faire la recoiffon des mines pp. . . .
Frederic."

Am 16. September 1784, nach Beendigung dieser Revision, äußerte er:

„Mir ist der Minister von Heinitz! Es ist Mir lieb, aus Eurem Bericht vom 8. September 1784 zu ersehen, daß die Steinkohlenwerke dorten in Westphalen in so guten Zustande sind, und daß die Steinkohlen in solcher Quantität außerhalb debitiret werden . . . indem Ich wohl damit zufrieden, daß die Werke sich immer mehr aufnehmen und gedeffert haben und daß das Land dabei gewinnt. Ich hoffe auch, daß das in der Folge noch besser damit gehen wird. Welches Ich Euch hierdurch in Antwort melden wollen, und ist es gut, daß Ihr nun weitergehen und auch die Eisen-Fabriquen zeviditen werdet.
Friedrich."

Unter dem 27. September 1784 bemerkt der König, daß die Fabriken sehr important und vor das Land sehr nützlich sind. Weshalb denn auch alle attention gefordert wird, auch daß es damit immer weiter gehen werde.

Und am 31. März 1785 schreibt er an Heinitz:

„Weil doch jetzunder der Absatz der Steinkohlen aus der Grafschaft Mark nach Holland so ansehnlich ist, so möchte Ich wohl wissen, wieviel Geld dafür ins Land kommt, und da Ich Euch wegen anderer Angelegenheiten jetzo Schiff schreiben möchte, so wollet Ihr so gut sein, und Euch so einrichten, daß Ihr morgen früh hier den Mir kenn könnt. Ich will Euch erwarten und bin Euer Friedrich."

Trotz dieser Bemühungen ging die Besserung der bergbaulichen Verhältnisse doch nur sehr langsam vonstatten. Es fehlte an dem einheitlichen Gesichtspunkt, der geschulten, straffen Beamtenorganisation und an dem auf Erfahrung gegründeten allgemeinen Verständnis aller Beteiligten für die Bedürfnisse des Betriebes und des Grubenbaues. Im dem märkischen Bergbau das Tor des Erfolges vollends zu öffnen, bedurfte es noch eines Mannes, der eine weitreichende Kenntnis des Bergbaues im allgemeinen und der märkischen Bergbauverhältnisse im besonderen mit genialem Weitblick und unerschütterlicher Festigkeit verband. Dieser Mann war der unter dem 16. Februar 1784 zum Bergamtsdirektor ernannte Oberberatat Freiherr von Stein. Der nachmalige preußische Minister. Junge an Jahren — 26 Jahre alt — an die Spitze einer wichtigen Behörde gestellt, zugleich zum Direktor des Tiefbau-Bergamtes und der Mindenschen Bergwerks-Kommission, sowie zum Kommissar bei der Fabriken-Kommission zu Hagen ernannt, war ihm Sitz und Stimme im Berliner Bergwerks- und Hüttendepartement beigelegt und ihm außerdem bei der Märkischen Kammer-Deputation und der Clevischen Kriegs- und Domainenkammer die Bearbeitung wichtiger Angelegenheiten übertragen worden. Auch die spezielle Bearbeitung der zur Versorgung des Kohlenmagazins zu Kuhrort mit märkischen Kohlen abgehenden, damals sehr wichtigen Angelegenheiten trat, nach dem Erlaß vom 9. März 1784, in seinen Geschäftskreis. Diese Vielseitigkeit dem ihm übertragenen Arbeit und seine rastlose zu Fuß und zu Pferd über Berg und Tal führende Tätigkeit verschafften ihm, wie Oberbergrat Reuß in seiner Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Königlichen Oberbergamts in Dortmund (1802) ausgeführt, die notwendige Kenntnis des Bergbaues sowohl als auch der mit ihm verbundenen Industrien, besonders der Eisenindustrie, und da er, durch einen längeren Aufenthalt im Harz und in England vorbereitet, mit den Vorzüglichsten des Bergbaues in anderen Gegenden wohl bekannt war, so war es bei seinem Charakter erklärlich, daß er seiner Aufgabe vollauf gewachsen war. Und so fand Minister von Heinitz sand er einen nicht nur wohlgesinnten, sondern auch sehr einsichtsvollen Förderer seiner Bestrebungen.

Im Jahre 1784, dem Jahre der Uebernahme des Königlichen Bergamtes durch Freiherrn von Stein beginnt sich die Steinkohlenförderung im märkischen Bergamtsbezirk, die zwanzig Jahre früher etwa über 50 000 Tonnen betragen hatte, auf 111 165 Tonnen. Sie hieg im folgenden Jahre auf 124 213 Tonnen, im Jahre 1786 auf 126 293 Tonnen, stieg dann in den beiden folgenden Jahren auf 122 929 bezw. 67 970 Tonnen zurück und erhob von da an eine rasche und sehr bedeutende Zunahme. Im Jahre 1789 wurden auf 184 Zechen mit 1243 Arbeitern und 131 907 Tonnen, im Jahre 1790 auf 167 Zechen mit 1218 Arbeitern 136 628 Tonnen Steinkohlen gefördert, von denen 30- bis 40 000 Tonnen auf der Ruhr verschifft wurden.

Die allgemeine Einführung der Dampfmaschine in den Bergbaubetrieb stellte die Kohlengewinnung auf eine breitere Grundlage. Nachdem schon im Jahre 1799 auf der Zeche Vollmond bei Langendreer eine Newcomensche atmosphärische Dampfmaschine aufgestellt worden war (in unserer Gegend die erste im Ruhrbezirk überhaupt) wandten sich allmählich auch die Bergwerksunternehmer der Mark dem Tiefbaubetriebe zu. Interesse an. Im Jahre 1800 betrug die Zahl der mit märkischen Bergwerken arbeitenden Dampfmaschinen 57, von denen 23 zur Wasserhaltung, 29 zur Förderung und fünf zu beiden Zwecken dienten. Mit dem Siegeslauf der Dampfkraft und in engster Zeit der Elektrizität, mit der Verbesserung der Verkehrs- und Absatzverhältnisse und mit den damit Hand in Hand gehenden tiefgreifenden Umwälzungen, die der deutschen Volkswirtschaft neue, kräftig sprudelnde Lebensquellen erschlossen, gewann auch der Bergbau an der Ruhr rasch an Bedeutung.

Alte westfälische Wirtsstubenbilder.

Von Carl Primer.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und auch später noch konnte man in den ländlichen Wirtsstuben meistens dieselben Bildern Darstellungen verfinden.

Da schauten die Bilder der Regentenfamilie von den Wänden, die das edlen Fritz, Wilhelm, aber auch Napoleons, in den katholischen Häusern die des Papstes oder verschiedener Heiligen.

Als allbekanntes Beispiel gegen Trockenheit diente ein Bild einer fruchtbaren Aue, die ein Bauer am Zopf hielt und so sich hinzuziehen suchte, der andere am Schwanz, während der Ochsekel darunter soh und das ergiebige Tier behaglich weidete.

Als freundliche Mahnung für jeden Gast zählt das Bild einer Kuh mit den Worten:

Die Kuh zieht, der Durst, der stirbt.
Wer also gleich bezahlt,
Der macht mir eine Freude nicht.

In etwas derberer Form [illegible] bekannten ernsten Worten eines [illegible] Mahnung in Gestalt einer [illegible] Schimmel vor einem Baum in [illegible] Und zur Erläuterung für solche, [illegible] Schrift [illegible] Hier wird nicht gepumpt.

Auch Mahnungen ohne [illegible] fehlen sich leben, etwa wie jetzt:

Wer will borgen, der komme morgen.

Aber auf diesen Pfad der Vorsicht und Weisheit mochten den betreffenden Wirt wohl die Anekdote auf seinen Geldbeutel geführt haben.

Ein auf dem Lande weitverbreitetes Bild war das eines Pferdes, das 32 Zähne aufweist, auf welche durch Striche hingewiesen war, die auf den Namen des Zahlers oder der Krankheit deuteten. Und dieses Bild war jedenfalls gemeinsam für die in der Wirtsstube verkehrenden Landwirte belehrend.

Ein anderes Bild [illegible] [illegible]

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

Merkspruch.

Wenn der Wirbel aller Sorte
tanzet um die goldnen Kälber,
halte fest; du hast vom Leben
doch am Ende nur dich selber.

Theodor Storm.

Aus dem Reich schwarzen Diamanten.

Bergmannssagen.

Von W. Dischmann (Bochum).

Es ist nur natürlich, daß sich um den Beruf des Bergmanns und um das Wirken des Knappen in der dunkelnden Geheimnissen unmittelbare Stellensagen, die Märren und Sagen ranken. Allerlei spukhafte Dinge gehen um von den Gnomen und Bergmännlein, die in den Klüften und Gängen erzürnender Hüter unermeßlicher Schätze geschmunzt und bis Eine tiefe Symbolik liegt darin, wenn die Bergleute eine gewisse Zwiespältigkeit des und Trachtens andichtet und damit die Lichtschattenseiten, die Erfolge und Mißerfolge, das und die Gefahren des Knappenberufs andeutet. erscheinen die Gnomen als freundwillige und schädliche Helfer des Menschen, dem sie nützlich dienen, indem durch Ueberanstrengung der Menschen und Segen zuteilen lassen; ein Mal lauern sie ihm neidisch und tückisch auf, um ihn mit Haß und Bosheit und bringen ihm um ihn dafür zu strafen, daß er eigenmächtig den der Berge stört und die Unterirdischen im Besitz beeinträchtigt.

Alle Volkssage unterscheidet zwischen schwarzen und weißen Bergmännlein. Die braunen Kobolde sind regsam; niemand kennt so gut wie sie die Adern der Erde und die Naturkräfte, was in Bergen und Metallen wächst und was in den der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Säften. Sie haben viel Freude an Gold, Silber, edlen Steinen und fertigen daraus die schönsten Gegenstände, weshalb man sie auch als Juweliere der Berge bezeichnet. Die Bergmännlein mit den schwarzen Jacken sind schlimmerer Natur. Sie sind arglistige Wesen, die nur auf böse Tücke. Dem Menschen sie sich nur an, wenn er sich ihnen gefährlich machen verschreckt? Sie können sich auch in scheußlichen verwandeln. Sie wohnen die Nebelkammt man sich unsichtbar machen kann, und den Zauberwasser, Harnische, die gegen Stich und sind. Gegen die sie Schutzen bekommen, Kreuzes, Weihwasser, Kerzen wie Spinnweben, durch die seine Kugel dringt. Auch wissen sie nach der Hammerschmiede aus Stahl und Eisen, den sie verborgenen Klüften gebraucht wird und sie die seltsamsten Tagesschalen hat.

Allen möglichen Gestalten treten einfmals die Menschen den Knappen entgegen: als Mönch, als Geist oder als Zwerg, als Hund oder rote auch wohl als Maus oder als Vogel ohne Unterweilen bedeutete das Auftauchen des Bergeines roten Gilet: der Knappe tut bald darauf einen Fund; der „Bergmönch" arbeitete für den Bergmann und schaffte mehr wie sein Maß, der bekam von dem Bergvolk ein unverwüstliches (Handwerkszeug), eine unverlöschliche Oellampe oder es verkündete ein großes Unglück: die in Wassersnot geraubt, die verunglückten Menschen usw. Gelbe Narzissen, der herzerquickende und Minnetrost, schützt, wie jene in seinen Bergmönch geschenkt in haben; nur es doch unzuweil die will, allein unsere Bergmänner für der Erforschung doch nicht wenig „Gnadenlust" anderes ehrenfestlich in die Gestalt des Bergkühnheit, der ein Geheimnis des Naturreiches sächsischen Sagenwelt eine hervorragende Rolle im übrigen aber auch in Hessen in der alten Form „Bergmännel", d. i. Bergmännchen, vor. Auch sie sind gute, gutmütige und allen Freudig und Tücke bösartige Elfen auch in seiner Persönlichkeit so ausgeprägt, daß sie sich ihres Schöne nur unter größten Gefahren und Leben entreißen lassen.

Alle erzählt in seiner Stunde „Der Pfeiferhans vom Kahlenberg" in der Vereifel" folgende Sage: Am Grabenhange Lebte angesessen

*) Die Bezeichnung der „alte Mann" wird in der Bergmannssprache auch auf die abgebauten verlassenen

Tannberg bei Meche...Es sei einstmals der Erzreichtum so groß gewesen, daß ein Bergmann einen Malter Roggen verdiente, ehe ein Müller dieses Quantum mahlen konnte. Doch der Ueberfluß habe Uebermut erzeugt und im Wohlluß und Schwelgerei sei das Erworbene vergeudet worden. Ein Tannhaus befand sich tief unter der Erde und noch bestehen Schicht wurden der Schlemmerei und der Wollust Opfer gebracht. In ihrem sinnbetäubenden Treiben achteten die Verelente nicht auf das Knacken und Gedröhne. Da stürzte eines Tages bei vielen Gelagen der Berg zusammen und begrub alle außer eine Frau, die ihren Mann zu holen sich unten befand und von unsichtbarer Hand zutage gehoben wurde." In dieser Sage tritt das Verwirf der Verschwendung des Bösen und Guten und der Bestrafung des Schlimmen und Hoffärtigen ebenfalls deutlich in die Erscheinung.

Daß Gilfe und mancherlei Zufälligkeiten im Bergbau oft von der größten Bedeutung sind, lehrt die Sage von der Entdeckung des Rammelsberges. Als Kaiser Otto der Große einmal auf der Harzburg bei Goslar weilte, eilte einer seiner Jäger, Ramm mit Namen, auf die Jagd. Dabei kam er an einen Berg, der hörte die Warnung Rammelsberg erhielt und heute noch führt. Des Waldgeistlupp war so stark, daß er mit dem Pferde nicht durchkonnte. Er band es daher an einen Baum, um die Jagd besser fortsetzen zu können und ging zu Fuß vorwärts. Dem Pferde mochte sein Herr aber zu lange ausbleiben. Es scharrte vor Ungeduld die Erde weg. Als Ramm nach einigen Stunden zurückkam, erkannte er, als er unter den Hufen seines Pferdes die reichsten Erzstufe sah, die es durch sein Scharren und Kratzen von dem sie bedeckenden Rasen entblößt hatte. Er teilte seinem Herrn, dem Kaiser Otto, die gemachte Entdeckung mit, worauf dieser aus dem Frankenland Leute kommen ließ, die hier ein Bergwerk einrichten mußten.

Auch bei dem Bergvolke des Rübezahles gehen viele Sagen um von guten und bösen Geistern, die in den Klüften der Berge ihr Wesen treiben, dem Knappen Wohlsein und Förderung erwerben oder ihn mit schlimmen Plänen behexen.

Tief im Schachte, tief in Nächten
Rennt sich oft geheimes Leben,
Bleiche Silberlampen schweben
Dann durch Stollen und Gestürze.

Und dann raunt es verstohlen
Aus den Schränken, aus den Spalten,
Wo die Gnomen Wache halten
Bei den unterirdischen Schätzen.

Besonders oft ist in den Erzklüften der alten Bergleute vom „alten Mann"*) die Rede, der in den verlassenen Gruben hauste. Er warnt die Knappen durch Kreiderzeichnisse und Zurut vor Gefahren, die ihn bei seiner Arbeit drohen. Schicke der Erde umlauern. Sein hilfliches Wesen verschuldet ihm den Namen „Hilfe! helfe!" Bekannten Stollenmelspruch, das die Bergleute durch Rufen und Klopfen erschallt und ängstigt. Von diesem Stollenmelspruch heißt es in einem Gedicht von Heinrich Kämpfer:

Im alten Stollen, da tappt es laut.
Gespenstig und langsam dahin durch die Nacht.
Da steigt es im Aufstau von Ort zu Ort
Und forscht nach der Sinke und tappet fort.
Und wo das Gestein und die Kohle blinkt,
Da reißt es die Hände und die Klopfis an den Stock,
Da pruft es die Zimmerung ab bis auch zum Pflock,
Da schallet der Schlag vom Hallschlotterschlag.
Und weiter tappt es die Strecke entlang
Im alten Stollen von Gang zu Gang,
Stets weiter fort in dem Alten Bau,
Es kennt die Winkel und Wege genau.
Dann weint es, Gräber mehr gräbt der Erde Gut
Und die Tiefe steht in der Geister Hut.
Da tappt und poltt in der Strafe Bann
Der böse Häuer, der Stollenmann.
Gibt stürzte den Knappen er frech den Lohn,
Und klagten die Armen, so lachte er Hohn,
Drum sie nur droer noch fort — fort
Und Hilfe die Stufe in Querschlag und Ort.
Die alten Knappen, sie ruhen nun aus,
Nun er kann nicht stören mehr ihren Haus,
Nun hat der Tod nicht Ruhe gebracht,
Sein Geist irrt um in der Stollennacht.

Die Knappen der neuen Zeit werden durch das unheimliche Treiben des Stollenmannes kaum noch in Schrecken gesetzt. Die Nachternheit der modernen Tiefbauschichte ist den Sagen und Mären nicht hold und der Zwerge, Kobolde und Stollenmänner, von denen berichten Knappenstube noch erzählenden Gestalten ihren Platz haben verloren, sodaß sie kaum in die stillen Winkel der Bergwerke verschwindet, wo Heilfen und Füchse ihren den Fleißen nicht mehr stören.

Die Knappen der Tiefe und Zeiten
Singen und Sagen gimt Klingelspiel Wiegen und
Lustige Magen.

Zweit kommt Oehmken, dann kommt Oehmkens Kinner.

Eine Gegnarre, lange se Fuorst, da sung de Nachtigall.
Kaffeusch is Heilfatsch.

Plattdeutsche Kinderlieder.

Unsere Veröffentlichungen über Kinderlieder in Westfalen haben, wie eine Reihe von Zuschriften aus dem Leserkreise erkennen lassen, allgemein lebhaftes Interesse ausgelöst. Der Bitte, uns weitere Kinderlieder zur Veröffentlichung mitzuteilen, ist bereitwillig entsprochen worden. Ein beachtet Leser in Altenbochum, der sich hinter dem gemütlichen Decknamen Onkel August verbirgt, hat aus seiner Jugend (er ist jetzt 67 Jahre alt) noch einige Verse in der Erinnerung, die es verdienen, hier einen Platz zu finden. Onkel August schreibt:

Wenn jenseits der Ruhr im Frühjahr Hurpeln (Syren) oder auch Flötpfeifen aus Weidenzweigen gemacht wurden, so nahm man den beteiligten Zwerg, legte ihn aufs Knie und klopfte mit dem Messer flach darauf, indem man sang:

Hüppelken, Hüppelken, Sope,
Et Kättken leip no'm Dale,
Woll den Toen deken,
Do kam de Peter Helle
Met dem langen Messe,
Woll det Kättken den Hals afsnien.
Et Kättken reip: miau, miau!
Et well't nich eenmol mier dauhn.

Hatte man mit dem Ballklopfen das Verschen zu Ende gesungen, so konnte man die Rinde vom Zweig abziehen. Die Reime dieser Art, deren eine ganze Menge umlaufen, nennt man Ballklopfreime oder plattdeutsch Sapp-Riemels (Saft-Reime).

Aus dem Schatz alliger Kinderlieder-Poesie gibt Onkel August die folgenden zum Besten:

De Hippe leip den Berg herop
Un nimmerehe met dem Steert.
De dulle Schnieder satt sik drapp
Un meinde, et wör en Perd.

But, put, put, mien Hähnken,
But, put, put, mien Hahn,
Ek mäag lo gärne wietten
Wu me Eier leggen kann.

A, b, c,
De Katte selp in 'n Schnee,
De Mus selp se nah
Un leet ehr en Stück vom Ohr.

Andere humorvolle Strophen, die allerdings nicht mehr in die Rubrik der Kinderlieder fallen, sind die nachstehenden:

Wann hier en Pott vull Bohnen steht
Und do en Pott vull Erbs,
Dann lott ek Bohnen Bohnen sien,
Un lop nah miene Marie.

Su'n Dag in't Hus, su'n Dag in't Hus,
Schüttni en Pöttken Fnolel ut,
Dann we't ek langen, bo ek hill sr:
Ut Köln, da ist ein Stein,
Mien Boar es en Steinsnitzner (Seller),
Mien Moder dröget dat Rad.

Un mick, mick, mick, un mick, mick, mick,
Ek ll en alten Mann,
Ek sing so lange mick, mick, mick,
Bis dat ek mich mehr kann.

Westfälische Sprüchwörter.

Frisget me Rohmers Kind,
Dann wäit me, wat me findt;
Kömt me Rohmers Pärd,
Dann wäit me, wat me hätt.

Hörenzunft werd gau to Dunst.

Blätter tweemal mätten,
As eenmal ansnacken.

Een Steenken im Schauh
Mäkt iemel se Mauh.

Finne Lü het siene Saken,
Wat se nich het, dat lot se sick maken.

Kleine Ketteln hemmet manns grote Ohren.

Fischen und Jagen gimt Hüngerige Magen und Lustige Magen.

Een Gesmarre, lange se Fuorst, da sung de Nachtigall.
Kaffeusch is Heilfatsch.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 7. Sonntag, 13. Februar 1921.

Jesu Vorbild.

(Sonntagslesung.)

Vierzig Tage und Nächte faftete Jesus; da tritt der Versucher an ihn heran und fordert ihn auf, Steine in Brot zu verwandeln, um so seinen Hunger zu stillen. Wer hätte es zu tadeln gewagt, wenn der Gottessohn nach so langer Entbehrung Nahrung und Erquickung sich verschafft hätte? Aber er weist diese Aufforderung zurück und ordnet in seiner Abtötung und Enthaltsamkeit. — Das hat er uns zum **Vorbild und Beispiel** getan.

Als Rudolf von Habsburg gegen Ottokar von Böhmen im Felde lag, geriet er einmal mit seinem Heere in große Bedrängnis. Der Böhme hatte ihm die Zufuhr abgeschnitten; zudem war die Gegend einsamm ohne Wasserquell und Fluß. Feldherr und Krieger litten furchtbar drei Tage unter Entbehrung und Durst. Da brachten Soldaten einen Krug mit Wein, den sie auf ihren Streifzügen entdeckt hatten, dem Kaiser und boten ihm die willkommene Labung an. Der Kaiser aber wies den Krug zurück und sprach: „Gebt den Krug zurück! denn nicht für mich, sondern für mein Heer dürfte ich." — Als das im Heer bekannt wurde, ward jeder ergriffen und freudig bereit, seinen Durst wie der edle Kaiser geduldig zu ertragen.

Wenn so die Enthaltsamkeit des geliebten Feldherrn das ganze Heer zur willigen Ertragung der Abtötung begeistern konnte, — wie sollte da nicht das Beispiel unseres göttlichen Führers Jesus Christus höchst einbrucksvoll für uns Christen sein?

Von Jesus sollen wir lernen, Abtötung zu üben, weil Abtötung zu unserem Heile unumgänglich notwendig ist. Gleichwie ein Baum, dessen unnütze Reise man beschneidet, immer mehr in die Höhe strebt, weil aller Lebenssaft noch oben treibt, so erhebt sich unsere Seele um so leichter über das Niedrige und Irdische, wenn Regungen des Körpers, welche nach Niederem und Sinnlichem hinneigen, durch Enthaltsamkeit und Abtötung in Schranken gehalten werden. So wird das unheilige Gesetz der Glieder", welches mit der Erbsünde auf uns übergegangen, überwunden, der irdisch-gesinnte Mensch zu einem neuen, heiligen, himmlischen verklärten Menschen umgeschaffen — durch Abtötung und Selbstüberwindung! Darum spricht das Gesetz des Christentums: **Wer Christi Jünger sein will, verleugne sich selbst!**

Das Evangelium von den Fasten und der Versuchung des Herrn läßt die Kirche uns heute verlesen, weil die mit Aschermittwoch beginnende vierzigtägige Fastenzeit eine Zeit der Abtötung und Buße, eine Zeit des geistigen Ringens und Kämpfens sein soll. So kann sie für alle eine Zeit der Besserung und Verwollkommnung, für manche eine Zeit der Bekehrung und Rückkehr aus tiefem Sündenelend sein.

„Siehe, jetzt ist die gnadenreiche Zeit, siehe, jetzt sind die Tage des Heiles!" rief uns heute die Kirche zu. Möchte doch jene, die im Stande der Ungnade Gottes sind, in diesen ernsten, heiligen Tagen, die dem Feste der Auferstehung vorangehen, Einkehr in sich selber und Umkehr von den Wegen der Sünde nehmen, damit alle mit reinem Herzen und in Freuden die Osterfest halten können.

O Fest, fest sind des Heiles Tage,
Du kommst durch Wehe dem Gerichte zuvor,
Jetzt trägt die Frucht Abtötung und Plage,
Buße erlöst die, rang die Schuld verlor.
O, ich will freudig diese Zeit entschwinden, —
Im Kreuze will, du Kraft mit Lust findest

B.

Die Bedeutung der Fastenzeit.

Die erste Stufe der Vorbereitung auf Ostern stellen die drei Wochen der Vorfastenzeit dar. Die darauf mit Aschermittwoch beginnende vierzigtägige Fastenzeit ist die **zweite Stufe der Vorbereitung** auf das heilige Osterfest, jedoch in der Weise, daß diese Vorbereitung gegen den Schluß der Fastenzeit, in der Passionswoche, einen intensiveren Charakter annimmt und in der Karwoche den höchsten Grad erreicht. Das Ziel der Fastenzeit ist die ernstliche Lebenserneuerung durch aufrichtige Buße. Belohnen durch drei Werke der Buße suchen wir den Weg zu Jesus zu finden; diese drei Werke sind:

1. **Fasten.** Durch das Fasten züchtigen wir die Begierlichkeit des Leibes und machen den Geist fähiger zur Tugend. Wenn das körperliche Fasten durch besondere Umstände, so sehr wegen der Schwierigkeit der Lebensmittelerlangung und der Knappheit hinreichend ernährender Speisen aufgehoben ist, tritt an seine Stelle das **geistige Fasten,** das heißt die Abtötung und Enthaltsamkeit der Sinne in Dingen, die jedem möglich sind. Nicht Alter, nicht Beruf und Beschäftigung hindern dich, **diese** Abtötung zu üben, zum Beispiel die Einschränkung und große Einfachheit der gewöhnlichen Ernährung im Geiste der Buße und Abtötung aus Liebe zum leidenden Erlöser geduldig zu ertragen, — Vergnügungen während der Fastenzeit, nicht zu besuchen, — die Zunge durch Schweigen abtöten, Augen und Ohr vielem zu verbieten, was zu sehr ablenkt und zerstreut oder was für die Seele nicht zuträglich ist. Das alles ist ein **geistiges** Fasten, jetzt Selbstüberwindung voraus, ist verdienstlich vor Gott und heiligt deine Seele. Im Geiste der Kirche lebende Christen enthalten sich während der Fastenzeit der weltlichen Lustbarkeit, Festgelage und leiblichen Hochgeiten sind daher in dieser Zeit unstatthaft.

2. **Beten.** Eifrig pflegen wir auch während der Fastenzeit den Geist des Gebetes. In allen größeren Kirchen finden **Fastenandachten** statt, z. B. Oelbergandachten, Miserere, Schmerzhafter Kreuzweg, Fastenpredigten usw. Insbesondere verlassen wir uns während der Fastenzeit gerne in die Betrachtung des bitteren Leidens und Sterbens Jesu Christi, welche in der Karwoche den Höhepunkt erreicht. In der ergreifenden Kreuzwegandacht führt uns die Kirche auf den Kreuzweg des Erlösers. Um unser Mitleid mit Jesus zu erwecken, zeigt sie uns die Leidenswerkzeuge des Herrn, indem sie Woche für Woche Feste der Leidensinstrumente feiert, nämlich das Fest der Dornenkrone Christi, das Fest der Lanzen und der Nägel, des heiligen Grabtuches, das Fest der heiligen fünf Wunden und des kostbaren Blutes. Am Freitag vor dem Palmsonntag schauen wir die schmerzhafte Mutter Gottes unter dem Kreuze (Fest der sieben Schmerzen Mariens).

3. **Almosengeben.** Allsährlich werden die Christen beim Fastenhirtenbrief durch ihren Bischof gemahnt, während der Fastenzeit eifrig im Almosengeben zu sein. Der göttliche Heiland warnt uns im Evangelium des Aschermittwochs vor der Sucht, vor dem ängstlichen Leben nach weltlichen Gütern. Aber nämlich ganz und gar aufgeht in der Sorge um das Irdische, der wird wenig oder gar keinen Raum um den heiligen Fastenzeit ziehen. Das Almosengeben beschränkt sich natürlich nicht auf die Abtretung eines kleinen überflüssigen Geldstücks an Arme, sondern umfaßt sämtliche Weise der Caritas, die Werke der Nächstenliebe überhaupt.

Beten, Fasten und Almosengeben sind die hervorragendsten Werke der christlichen Askese. In diesem Geist entfaltet der Christ der sündlichen Welt und ihren Eitelkeit und steht so vor den Augen Gottes der wirklichen Wohlgemuthelt. Deutlich weist er in sich, bereut seine Sünden und beichtet aufrichtig (Osterbeichte), seine Sünden gleichsam mit Jesus an das Kreuz schlagend. In der Osterkommunion aber steht er mit dem glorreich triumphierenden Erlöser auf dem Grabe auf, aus dem Grabe der Sünde, als neue Mensch.

Der Fastenhirtenbrief des Bischofs von Limburg.

Limburg, 6. Febr. Herr Bischof Dr. Augustinus Kilian behandelt in seinem Fastenhirtenbrief die Bitte des Vaterunsers: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Er geht dabei auch auf manche Zeitfragen ein, deren richtige Lösung es bedingt, daß ein neuer Geist in die Massen des Volkes kommt. In diesem Sinne heißt es u. a.: „Die Schuldfrage um Kriege feststellen zu wollen, ist zwecklos, ja schädlich; das könnte nur den Haß vertiefen. Heilen kann allein die christliche Liebe. Ohne christliche Liebe werden alle Versuche, eine solche Verständigung anzubahnen, mögen sie von Staaten oder privaten Körperschaften, von Gruppen von Gelehrten, Parlamentariern und Friedensfreunden oder von einzelnen hervorragenden Körperschaften ausgehen, wirkungslos bleiben."

Ueber die Zeitfrage des **Verhältnisses der christlichen Bekenntnisse in Deutschland** sagt Bischof Dr. Kilian: „Besonders am Herzen muß endlich uns allen die Wiedervereinigung der getrennten deutschen Christenheit liegen. Zeit und Stunde, wann sie sich vollziehen wird, bestimmt Gott; wir können diese Stunde nur vorbereiten durch Aufklärung über unsere religiösen Anschauungen und unsere Ideale, durch eine vom Geiste der Liebe getragene Erörterung der zwischen uns und den andersgläubigen Christen bestehenden Differenzpunkte und durch häufige und herzliche Wiederholung des Gebetes unseres ewigen Hohenpriesters: „Gib, daß alle eins seien! (Joh. 17, 11).

Der Fastenhirtenbrief erinnert weiter daran, daß Papst Benedikt XV. anläßlich des 1200jährigen Jubiläums des hl. Bonifatius in einem an die deutschen Bischöfe gerichteten Rundschreiben, die im Glauben von uns getrennten Brüder herzlich und liebevoll einzuladen habe, sich mit uns durch die Bande des gleichen Glaubens und derselben Liebe in St. Frieden wiederzuvereinigen.

Dieser Einladung schließt der Bischof sich von Herzen an und beendet sein Hirtenschreiben mit den schönen Worten:

Die Sehnsucht nach Wiedervereinigung brennt nicht nur in unseren Herzen, sondern auch in den Herzen vieler der von uns getrennten Brüder. Und die traurigen Zeitverhältnisse, die immer heftiger tobenden Kämpfe zwischen Christentum und Atheismus machen diese Wiedervereinigung zu einer gebieterischen Notwendigkeit. Sie ist gefordert von der Zeit und vielleicht bestimmt, uns zu retten. Freilich ist die Rückkehr zur Mutterkirche — wer wollte es verkennen? — ein schwerer Schritt; aber die Rückkehrenden dürfen versichert sein, daß man ihnen auf das Siebenmalige entgegenkommen und auch ihre besonderen Wünsche erfüllen würde, insoweit Dogma und göttliches Gemeinrecht dem nicht entgegenstehen. Künstliche Einrichtungen und deutsches Recht sind keineswegs, wie immer wieder behauptet, unvereinbare Gegensätze. Der Weltkrieg hat es bewiesen, daß man ein treuer Katholik und trotzdem ein guter, opferwilliger Deutscher sein kann. Das Heil der Kirche, schreibt der hl. Hieronymus, ist an die Würde des hl. Petrus geknüpft; wenn nun ihre einheitliche Struktur, alles überragende Gewalt verstanden wird, dann erscheinen in der Kirche so viele Spaltungen wie Bekenntnisse, an der Einheit kraft. Schönheit

Rom.

Hoch ragt ein Fels aus weitem Meer,
Wild branden die Wogen gegen ihn her
Von Ost — von West — von Norden gar
Von Süden auch viel hundert Jahr —
Er steht und wanket nimmer
Und seines Gipfels Schimmer
Erstrahlet hell in Ewigkeit.

Zu Petrus sprach einst Christ der Herr:
„Du bist der starke Fels im Meer,
Auf dem sich meine Kirche gründet.
Die nie der Satan überwindet.
Nun steh' und wanke nimmer,
Und deines Geistes Schimmer
Erstrahle hell in Ewigkeit."

Du, der du Christi Namen nennst,
Erheb den Blick und beug' das Knie,
Du, der du dich zu ihm bekennst,
Bereit das Wort des Heilandes nie,
Geht nimmermehr verloren,
„Gelobt sei Gott, in Ewigkeit!"
(Gertrud Maria Knab, Gladbeck.)

Ein oberschlesisches Volkslied.

In Oppeln erscheint im 3. Jahrgang die Wochenschrift für Kultur, Politik und Wirtschaft „Der Oberschlesier". Sie wird von Dr. Ernst Laslowski ausgezeichnet geleitet und weiß unter seiner Führung ihren schönen Zielen — ein Spiegelbild oberschlesischen Lebens zu geben, heimische Art und Kultur zu pflegen, Verständnis für oberschlesische Eigenart zu wecken und das Heimatgefühl zu stärken — in schönster Weise zu dienen. Die Blätter dienen keiner Partei, treten für ehrliche Durchführung der Autonomie ein und arbeiten durch energische Bekämpfung des Nationalitätenhasses für eine Gesundung des politischen Lebens in Oberschlesien. Das jüngste Heft, das als volkskundliche Sondernummer erschien, bietet geradezu überraschende Einblicke in die Schätze dieses Volkstums, zu deren auch eine durchaus originale Volkspoesie gehört. Daraus entnehmen wir das zarte Lied vom Ahornbäumchen:

Drei Ruthenerknaben,
Burschen, schwarz wie Raben,
Durch den Wald sie schreiten,
Durch den Wald, den weiten.

Halten vor dem Steine,
Ahorn steht am Raine:
Erster Bursche schneidet
In den Baum, der leidet.

Als der zweite schneidet,
Blut vom Stamm sich scheidet.
Bei des dritten Schnitte
Stöhnt's aus Baumesmitte:

„Fällt mich nicht, ihr Knaben,
Ihr drei, schwarz wie Raben,
Denn ich bin kein Bäumchen,
Bin kein Ahornbäumchen.

Denn ich bin ein Mädchen
Aus dem nächsten Städtchen.
Mutter einst mir fluchte,
Zauber heim mich suchte.

Bringt mich jetzt nach Hause,
Vor der Mutter Klause,
Stellt mich vor die Türe,
Daß sie es erführe.

Sieht sie dann im Hellen
Mich dort auf der Schwellen,
Wird ihr Herze bluten
Unter Tränenfluten."

Dante-Silhouetten.

Von Alfred Hausknecht.

(Nachdruck verboten.)

Dante Alighieri ist ein Mann, der nicht sterben kann. Wir kennen die gebändigte Inbrunst seines asketischen Gesichtes. In Bronce und bemaltem Gips steht seines strengen Hauptes Form, die eine Bronzebüste des 16. Jahrhunderts im Museo Nazionale zu Neapel bewahrt, in unseren Studierstuben.

Und doch ist Dante uns heute nur ein Name, der nicht verklingen will. Wir sprechen ihn aus und stellen dazu seine große dichterische Tat: La divina commedia, die „Göttliche Komödie".

Wir lesen seine Dichtung nicht mehr, wir reden ihren Titel nach, gedankenlos, mit wunderlichem Staunen.

Wir von dem Irrwahn des Materialismus Berauschten verstehen nicht, daß einer sechs Jahrhunderte leben kann — — bloß eines Gedichtes wegen! Ein heimliches Grauen vom ewigen Leben beklemmt uns Ideen-Verlassene.

„Lasset alle Hoffnung fahren, die ihr hier eintretet!" steht über Dantes Höllentor, sollte auch über unserer entgeistigten Gegenwart stehen.

*

Dantes „Göttliche Komödie" ist das reinste Kunstwerk aller Zeiten, nach strengen Kunstgesetzen gefügt wie ein gottemporsteigender gotischer Dom. Hundert Gesänge bauen am Werk — — ein Einleitungsgesang — Inferno: dreiunddreißig Gesänge glühen die rasende Verzweiflungsnot der Hölle — Purgatorio: dreiunddreißig Gesänge steigen den Läuterungsberg des Fegfeuers hinan — Paradiso: dreiunddreißig Gesänge blühen in die mystische Tiefe des Paradieses hinein: rein und tief und geheimnissüß wie tönender Harfenklang. Durch Hölle und Fegfeuer führt der mild-klare Verstand (Virgil), in des Himmels Seligkeit trägt die Offenbarung (Beatrice).

Um Dantes Leben weht der Geist einer engelreinen Frau: Beatrice. Sie wird ihm tiefstes Symbol und trunkenster Seelenaufschwung.

Die da des Dichters Leben nach Beatricens irdischen Spuren durchforschten, wissen wenig von ihr. Dante nennt sie Novelli, die „Neun": weil die Zahl neun (nove) wie ein geheimes Schicksalswort über ihrem Leben hing. In einer kleinen, kostbar reizvollen Dichtung „La vita nuova" (Das neue Leben) handelte Dante von seiner Liebe, seiner neunjährigen Liebe zur achtjährigen Beatrice. „Die Holdseligkeit ist eines frühen Todes gestorben. Weiter wissen wir nichts. Die zarte Mädchenknospe blühte, um des genialen Dante Feuerseele zu adeln. Das war ihr Leben und ihre Unsterblichkeit. Man wollte wissen, sie hieße Beatrice Portinari, das war eine Fabel und eine Entweihung, sie ist Beatrice, die Glückselige, der Engel eines großen Schicksals, die wunderreiche Offenbarung göttlicher Weisheit geworden.

*

Am 14. September 1921 sind sechshundert Jahre dahin, da in Ravenna Dante, der politische Flüchtling, der Gehetzte und Gehaßte, starb. Er war erst 56 Jahre alt; er verbot im Sterben, ihn in Florenz, seiner Geburtsstadt, zu beerdigen. Er war zeitlebens ein dämonisch leidenschaftlicher Ideenkämpfer; im politischen Streit seiner Vaterstadt, den Kämpfen zwischen Welfen und Ghibellinen, zwischen „Weißen" und „Schwarzen" stand er bei den „Weißen". Das Jahr 1302 brachte mit der Herrschaft der „Schwarzen" für Dante Flucht, Verbannung, dreifaches Todesurteil. Dante duldete mit starker Unbeugsamkeit und grimmigem Haß. Und hoffte auf den deutschen Kaiser Heinrich den Siebenten, der ein neuer Augustus, der Welt Ruhe und Frieden bringen sollte und ohne Erfüllung seine Jugend bei Siena ins Grab legen mußte. Mit ihm starb der „Weißen", starb Dantes Hoffnung. Aber Dante blieb sich getreu, ein unbeugsamer Ideenkämpfer.

*

Seine politische Leidenschaft befeuerte Dante zu einer geistigen Tat, deren Auswirkung ungeheuer. Dante schuf und schrieb die erste italienische Literatursprache. Die nationalen Kräfte seines Volkes waren in seinem Herzen so unerschütterlich bewußt, daß er es wagte, das Volgare, die italienische Volkssprache, der geltenden Gelehrten- und Kunstsprache des Lateinischen ebenbürtig zu sehen. Sprachliche Einigung ist eine politische Großtat, wie sie ein Kulturwerk ist. 1865 feierte ganz Italien Dantes sechshundertsten Geburtstag als den Geburtstag des italienischen Nationalgedankens.

*

Dante ist aber nicht bloß Italiener. Dante ist der Sohn der europäischen Kulturkräfte. Dante ist der Prophet der metaphysischen Idee über eine moralisch verfaulende Zeit, für jede Niederbruchzeit. Dante ist der lauteste Künder und tiefsinnigste Denker katholischer Mystik. Darum wird sein sechshundertster Todestag ein Feiertag der Kulturwelt des alten Europa werden.

Träumerei.

Klosterruinen — Zeugen grauer Vorzeit —
Sagenumsponnen träumt ihr hinaus ins Land. —
Habt auch ihr in den verwitterten Mauern
Bitteres Leid und heißes Weh gekannt?
Gabt ihr jedem Herzen, das suchend nahte,
Gottesfrieden und tiefe sel'ge Ruh'?
Decktet ihr linde mit weichem Segensfittich
Alle tiefen Herzenswunden zu?
Klosterruinen — Zeugen grauer Vorzeit —
Leise flüstert's, raunt sich's in Strauch und Baum:
„Friede auf Erden, Friede im eigenen Herzen —
Menschenkind — dies Glück bleibt ewig ein Traum."
(Gertrud Maria Knab, Gladbeck.)

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck verboten.) N. Berlin, 9. Februar.

„Stoßt in die Posaune zu Sion, weihet ein Fasten, rufet zur Versammlung, vereinigt das Volk, heiligt die Gemeinde, holt heran die Greise und die Kinder und die Säuglinge. Zwischen der Vorhalle und dem Altar sollen weinen die Priester, die Diener des Herrn und sagen: Schone, Herr, schone deines Volkes und gib dein Erbteil nicht der Schmach hin, so daß die Völker darüber herrschen würden? Warum soll man sagen unter den Völkern: wo ist ihr Gott? Ja, es eifert der Herr für sein Land und schonet seines Volkes. Und es antwortet der Herr und spricht zu seinem Volk: Siehe, ich will euch Korn und Wein und Oel senden, damit ihr euch daran sättigt, und will euch dem Gespött der Barbaren nicht mehr preisgeben. Das sagt der Herr, der Allmächtige."

Paßt es nicht wunderbar auf unsere gegenwärtige Lage, was der Prophet Joel vor mehr als zweitausend Jahren verkündet hat und was in der Epistel zu Aschermittwoch verlesen wird? Der Posaunenruf zur Sammlung in gemeinsamem Büßen und Beten erschallt auch über unser Land in der schweren Krisis, und auch heutzutage finden wir keine andere Stütze und Hoffnung als das Vertrauen auf den Allmächtigen, der die Seinigen nicht verlassen wird.

Die Blockade ist ein neuzeitliches Wort. Wir haben die schlimmen Wirkungen der Sperre schon in den Kriegsjahren kennen lernen müssen; wir leiden unter den Nachwirkungen des Nahrungsmangels noch jetzt und müssen mit der Gefahr einer neuen Blockade rechnen. Die alten Israeliten haben schon die gleiche Not durchgemacht; denn die erste tröstliche Verheißung des Propheten lautet auf „Korn, Wein und Oel". Der Wein gehört bei uns leider nicht zu dem notwendigen Hausbedarf wie damals in Palästina. Wenn wir an Stelle des Weins Milch setzen, so haben wir den dringendsten Nährmittel für die Erhaltung der Gesundheit von alt und jung.

Korn, Milch und Fett! Aus der Verheißung dem Nahrungsmittel sieht man schon, daß mit dem empfohlenen Fasten nicht ein zerrüttendes Hungern gemeint ist, sondern eine freiwillige Selbstbeschränkung in der Gaumenlust, die dem Körper nicht schädigt, aber den Geist läutert und die Herrschaft über die Leidenschaften befestigt.

Der Prophet betont in der schönen Epistel noch besonders, daß Fasten und Klagen und Weinen an sich noch nicht das Heil herbeiführt: „Zerreißt eure Herzen und nicht eure Kleider und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gott; denn er ist gütig und barmherzig, langmütig und von großer Erbarmung, und seine Gnade ist größer als die Bosheit der Menschen. Vielleicht wendet er sich zu uns und verzeiht."

Die Bekehrung der Herzen, die innere Umwandlung des sündigen Menschen — das ist es, was entscheidet. Ist die seelische Genesung unseres Volkes schon so weit vorgeschritten, daß wir auf ein gnädiges Ende der Strafe rechnen dürfen? Oder wird die Zuchtrute noch weiter geschwungen werden müssen über die Verstockten?

Niemand kann es sagen, aber jedermann soll sich aus besten Kräften bestreben, das Seinige zu tun, um zur Erlösung der Gesamtheit beizutragen.

Vereinigt das Volk, holt sie alle heran zur Versammlung der Gemeinde! Dieser Mahnung des Propheten hat das deutsche Volk insofern entsprochen, als die Einigkeit jetzt klarer und fester hervortritt, wie es sonst bei uns zulande üblich war. Schon ein Fortschritt. Man kann auch trotz aller fortdauernden Aergernisse hier und da noch andere Anzeichen für eine allmähliche Belebung des besseren Geistes im Volk finden. Etwas Durchschlagendes, wirklich Beruhigendes und Erlösendes fehlt freilich noch. Haben die Christen das Recht, darob zu schelten? Nein. Sie müssen im Gegenteil sich an die eigene Brust klopfen und bekennen: Wenn die gläubigen Glieder des Volkes überall im öffentlichen und privaten Leben treu und tapfer ihre Pflicht getan hätten in Wort und Tat, dann wären Unglauben und Untugend nicht so schrecklich emporgewuchert. Diejenigen, die begnadet sind mit der Erkenntnis der Wahrheit und mit den Heilsmitteln der Kirche, sollten als Salz der Erde wirken; das Salz aber hat sich vielfach als schal erwiesen.

Der Hirtenbrief, der an den letzten Sonntagen in den Kirchen hier verlesen wurde, handelt sehr zeitgemäß und praktisch von dem Laienapostolat als dem „königlichen Priestertum". In der Tat, die Aufgabe der Kirche, die allen alles sein soll, wie der Erlöser, und wie eine gute Mutter sorgen will für das zeitige und leibliche Wohl ihrer Erdenkinder, ist so weit und tiefgreifend, so vielseitig und verwickelt geworden, daß die Kraft der Priester allein nicht ausreicht zur Bewältigung der Arbeiten, die sich unter den modernen Verhältnissen immer mehr häufen. Es müssen Laien als Hilfsarbeiter in den Weinberg kommen. Die Entwicklung des Laienapostolats knüpft an die Ueberlieferung aus der [illegible] Christengemeinde zu Jerusalem an, und man [illegible] in diesem geschichtlichen Sinne den ruhmvollen [illegible] „Apostolat" gelten lassen. Aus dem lobenden und werbenden Hirtenbrief des Fürstbischofs Kardinal Bertram möchte ich besonders zwei Punkte hervorheben.

Er sagt, die Firmungsstunde sei die Weihe zum Apostolat und fügt hinzu: „Das ist das Erfreuliche in unseren Tagen: neben vielen Zaghaften und Schlafenden doch auch ein freudiges Helfenwollen, ein tieferes Erfassen des Christenberufes, ein ehrliches und selbstloses Streben, der Gemeinschaft zu nützen."

Ferner gibt er goldene Ratschläge hinsichtlich der Tugenden des Laienapostolats. Aus dem lichten Glauben entspringt die echte Bruderliebe, die sich in die fremde Not hineindenkt und sie mitträgt in wahrem sozialen Empfinden, ohne falsche „Herablassung", vielmehr in demütiger Teilnahme. Daraus ergibt sich einerseits die starkmütige Ausdauer, anderseits der freudige Sinn. Kein mürrisches Wesen, kein verdrossener Zug. „Sonst fehlt die Liebe, sonst fehlt der Sonnenschein dem Auge. Da hätte die Stimme keinen versöhnenden, keinen gewinnenden Klang. Die Liebe aber macht froh und nimmt dem Auge und den Worten alles Herbe. Edle Freude soll es sein. Einfache innere Freude soll es sein."

Diese Hirtenworte stehen im schönsten Einklang mit der ergreifenden Schilderung Pauli von der Liebe, die Freude an dem, was recht ist, und alles trägt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet, — eine Epistel, die gerade am Fastnachtssonntag verlesen ist. „Jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe; doch das größte unter ihnen ist die Liebe." Sie ist das größte, weil nur die werktätige Liebe den Sieg des Glaubens in der Welt vermitteln und die Hoffnung zur Erfüllung bringen kann. Für das Elend der Gegenwart ist der Mangel an Liebe vor allem schuld. Wer Liebe hat und betätigt, wirkt mit zur Heilung der Welt in königlichem Priestertum.

Vom Wunder im Drama.*)

Von Bernhard Diebold.

Mit Abwendung von der Erde ist die Tragödie natürlich überwunden. Es gibt aber Unterschiede im Ueberwinden der Welt. Kaisers Korallenheld (Georg Kaiser „Die Koralle") gründet sich mit Schopenhauer ein Asyl und macht sich's bequem. Kornfelds Höllenschinen (Paul Kornfeld „Himmel und Hölle"), geschundenes Liebespaar und „Christofer" (Tiepenstedt „Christofer") gehen in die ewige Himmelsliebe ein nach schwerem Erdenkampf. Dieser Kampf verführt Lessing bezweifelte die Möglichkeit des christlichen Dramas, weil der Wille zum Jenseits den irdischen Kampf vermeide und damit das Drama. Doch kann man sagen, daß der werdende Märtyrer sowohl Held im Drama werden kann wie irgendein Helde; wenn auch die Lösung der Tragik uns nicht voll befriedigen mag. Nur der vollendete Heilige ist so wenig mehr dramenfähig als der problemlos vollendete Held. Wer aber innerlich geprüft und gerungen werden muß mit den Mächten der Welt, ist der Mensch als Christ — der heilige Subjekt eines Lebensdramas — mag einem der Zug zum Jenseits nun sympathisch sein oder nicht; [illegible] auch der letzte weltlich-tragische Konflikt umgangen [illegible].

Ein anderes ist im religiösen Drama die Einwirkung auf die Willenswandlung von oben: die mystische Belehrung, die unmittelbare Wirkung von Gebet oder Messe; die Stellvertretung der Lebensführer durch Ritter und Heilige. Schon bei Hasenclevers „Menschen" und bei Kornfelds Gosten in „Himmel und Hölle" wurde dies erwogen und die Schuldübernahme und sittliche Bürgschaft durch andere entschieden abgelehnt: im Drama hat jeder seine eigene Verantwortung zu tragen.

Sowie Gott mit geheimnisvollem Finger persönlich an Menschengeschicke rührt, geschieht für den Ungläubigen immer nur ein Zufall oder ein Zauberkunststück. Endlich aber stellt sich den Augen eine Niederlage des freien Willens dar, ein Verzicht auf die Selbstverantwortung, die dem ungläubigen Zuschauer charakterlos und bequem erscheint, weil er nicht wie ein Luther um die göttliche Gnade gerungen hat; weil er nie das Mysterium des Paulus an dem Wege nach Damaskus erlebt hat. Wer nicht als Ethos-Mensch den absoluten Willen durchlebt, der muß um Gottes Willen sich zur absoluten Demut durchringen.

Die Demut aber — ist sie nicht Feigheit, sondern Gottesfurcht — kommt nur mit dem echten Glauben, und dieser wiederum, die Wirksamkeit der Gnade und das persönliche Wunder der Gotteserscheinung, findet nur künstlerische Form innerhalb der Konvention eines Kultes. Die Demut muß aber Stärke sein, nicht Angst und Flucht. Das Beispiel der ungläubigen Damaskus-Wanderung Strindbergs spricht als Warnung. Hier ist Verzicht auf freien Willen, ohne überzeugende Demut. Für den späten Strindbergs subjektive Aufrichtigkeit (und Schwäche zugleich) zeugt es aber, daß er in seinen letzten Dramen nicht mit großem Aplomb zum Schluß einfach das Christentum predigte und es beim Kreuz bewenden ließ. Denn viele unserer neuen Dramatiker machen es sich so etwas leicht mit der Erlösung, für die Strindberg immerhin mit allen möglichen Göttern Versuche anstellte. Wenn ihnen der Atem ausgeht vor lyrischem Stammeln und Schreien, zitieren sie den Kruzifixus aus der Versenkung oder aus den Wolken. Das Kreuz, Musik und Beleuchtung — dazu ein wohlbesonnener Bibelspruch mit „wahrlich ich sage euch" . . . dann etwas Donner und Orgelklang; Verklärung! Die wenigsten ringen so aufrichtig wie Beer-Hofmann in „Jaakobs Traum" um Gnade und Auserwähltheit. Sonst gehen die angehenden Heiligen dieser „Mysterien" ihren epischen Stationenweg, erleben die Armut, die Krankheit, die soziale Ungerechtigkeit, die Härte der Gerechten — wie Jairus Tochter — und rufen schließlich das Kreuz an. Sie verzweifeln aber dennoch wie in Tolstois „Roter Straße"; oder das Wunder hilft dann mit augenblicklicher Promptheit.

Nun ist ein Wunder nichts Erklärbares und der dramatischen Sinnlichkeit Ungemäßes. Eine Bekehrung ist keine Bekehrung: sondern die Gnade Gottes wird intuitiv mit aller Plötzlichkeit erkannt, wie bei Saulus, der zum Paulus wird. Ist dieses Erlebnis der Ausgießung Gottes, dem Drama als der Darstellung des menschlichen „Werdens" zugänglich? Kann es höhere und höhere Sinnfälligkeit gewinnen? Erscheint der geheimnisvolle Uebergang des freien Willensmenschen in den demütigen Gottesknecht in einer Handlung, im Gebet, nicht stets unsichtbare Mystik. Sieg eines unkontrollierbaren, göttlich verkleideten Egoismus über die Sittlichkeit? Also keine Unfreiheit vor der moralischen Konsequenz des Lebens?

Bei Calderons Dramen haben die Wunder ihre kirchliche Garantie. „Die Andacht zum Kreuz" oder „Die Andacht zur Messe" entsühnt selbst den Schurken sofort von Raub und Mord und Unzucht. Die in einem Lasterleben vollzogene Andacht rettet gleich wunderbar Pasquals Herz.

„Acht ich's Opfer
Hier der heil'gen Messe höher
Als der Lieb' und Ehre Ford'rung,
Leg' ich, Herr, in deine Hände
Ehr' und Leben! Gott befehlen!"

Solche Lösung der Seele ist dramatisch undarstellbar. Der Theatermeister wird hier als Pantomimiker zu Verwandlungs- und Stimmungskünsten mächtig herangezogen, um Gottes Geistwirkung zu substanzieren. Die starke Verwendung kirchlicher Symbole führt — namentlich in den Geistlichen Festspielen — zu allegorischen Darstellungen. Das Kreuz-Symbol tut aber schon in den Comedias eigentätige Wunder. Beim Schiffbruch hat der rettende Balken Kreuzesform. Am Fest des Kreuzes bleibt Eusebio unversehrt im brennenden Hause. Ein Kreuzschmuck am Halse bewahrt vor tödlichem Degenstich. Dies geht bis zur freiwilligen Komik, wo ein Aengstlicher sich von Kopf zu Fuß mit vielen Kreuzen behängt, weil er weiß, daß dann der fürchterlich grausame, aber ebenso fürchterlich fromme Räuber Eusebio ihm nichts anhaben kann.

In den über siebzig geistlichen Festspielen, den Autos sacramentales, ist das wunderbare Wirken des Altarsakramentes und die Beziehung zur Eucharistie Gegenstand. Kreuz, Kelch und Hostie werden zu dramatischen Faktoren und wirken ihren Segen. Nur der Katholik wird hier seelisch-voll miterleben. Der katholische Forscher Lorinser hält für unerläßlich zum tieferen Verständnis der Autos den Besitz der katholischen Idee vom Mysterium der Eucharistie. „Wer nicht die beseligende, nie zu erschöpfende Fülle von Wonne und Jubel, die für das gläubige Gemüt in der Betrachtung des Geheimnisses der Eucharistie liegt, nicht bloß mit kaltem Herzen als kalte Begriff erfaßt, sondern mit warmem, gläubigem Herzen in sich aufgenommen, an sich selbst praktisch empfunden hat, dem werden Calderons Autos stets ein unverstandenes Rätsel bleiben, und der wolle sich nicht an, im Geiste ihres Verfassers sie verstehen und mitempfinden zu können." (Vgl. C. Günther, „Calderon und seine Werke". Herder, Freiburg i. Br. 1888. II. S. 381 und 398.)

Können wir mit? Während viele protestantische Kritiker vor allem die Mißhandlung der Vernunft und Moral rügen, erkennt der Nichtkatholik Graf Schack die Kunst Calderons als gerade in den Autos aufs höchste gesteigert. Ihre Bühnenerscheinung war im Eindruck vielleicht ähnlich der unserer modernen allegorisch-pantomimischen Mysterien.

Wir dürfen also rein ästhetisch und vom Standpunkte der ethischen Tragödie aus hier nicht richten, wenn [illegible] nicht l'Art pour l'Artisten der Dramaturgie [illegible] wollen. Auch die griechischen Kulturtragödien, [illegible] höfische Tragödie der Franzosen und selbst das deutsche klassische Drama sind durch die Form einer Weltanschauung innerlich bedingt. Wer hier nicht als gläubiger Katholik kritisiert, kritisiert falsch. Die „allgemein menschliche" Grundlage ist hier die kirchliche. Mit [illegible]licher Vernunft ist spottleicht zu verurteilen. [illegible] Ungläubigen verboten. Unzählige Fromme haben [illegible] diesen Spielen Erhöhung und Erlösung gefunden. [illegible] katholische Kritiker sehen Calderon neben S[illegible]speare. In ihnen ist der Mensch und der Kathol[illegible] eines geworden, da katholisch und allgemein-men[illegible] für sie dasselbe ist. Einem Volke aber, für das Konfession zugleich auch seine [illegible]anschauung und Ethik war, gaben Calderons Fe[illegible] innerlich vielleicht mehr als die humanistischen W[illegible] der Klassik unserem Volke in seiner vollen [illegible]samtheit: denn dort war Kirche und Theater ein[illegible] worden. Die Seele, die Kunstfreude und der Glaube [illegible] gen in mythischer Einheit auf. Der Glaube machte Wunder zum sichtbaren Werden Gottes. Zum [illegible] von Gott.

Aber wir Profanen von heute haben keinen M[illegible] und kein Mysterium der Verwandlung vom [illegible] Geist. Ein Spiel ohne ethischen Kampf, auf [illegible] Wunderschwingen, kann nur durch die Glaubens[illegible]keit einer im Bekenntnis geeinten Kultusgemein[illegible] großen Theaterschau werden. Max Reinhardts [illegible]spiel „Robert der Teufel" kommt uns so komisch [illegible] Stück wie Claudels „Verkündigung" [illegible] durch öffentliche Schaustellung zum Ästheten-[illegible]spiel. Es wirkt auf jedes romantisch angelegte G[illegible] durch die Poesie seiner Legende; und jeden wird Kampf und Opfer jener Menschen ergreifen. Da[illegible] ein totes Kind lebendig. Auf die Deutung dieses [illegible]kels kommt alles an: ist diese Aufweckung ein [illegible]bild der nie ersterbenden Liebe zweier Menschen, [illegible] das Drama auch im profanen Sinne wahr. Ha[illegible] allein die Kraft des Gebetes der ungläubigen [illegible] durch mystische Vermittlung der „Heiligen" Viol[illegible] Wunder bewirkt, so wäre etwas im nichtkonfession[illegible] Drama Undarstellbares dem Theaterzauber dienstbar gemacht worden. Nur in Kathedralen läßt sich das [illegible]gen. Die echten Wundergläubigen und Claudel [illegible] müssen gegen einen ungeweihten Spielplan protest[illegible].

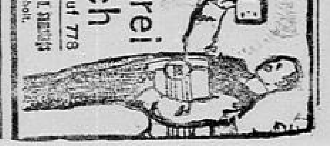
Denn wir haben ja nur ein Theaterparkett und Geist-Gemeinden. Wir haben Schieber, Geldmag[illegible] und Snobs, die sich in Vollmöllers „Mirakel" ode[illegible] in Claudels „Verkündigung" katholische Experi[illegible] demonstrieren, die sich Wunder vormachen lassen, [illegible] symbolische Heiligkeit ihnen nie eingänglich ist. [illegible] bestenfalls die Legende mit derselben artistischen [illegible] gewerbler-Gesinnung auf „geschmackvoll" hin [illegible]zen, mit der sie die Nachtlängerin Babylonia auf [illegible] mystischen Rauchmuskeltricks übertrumpfen.

Und das Mirakel wird zum Spektakel.

*) Dieser für uns besonders interessante Abschnitt wird mit Erlaubnis des Verlags einem der wertvollsten Bücher über das neue Drama entnommen: Bernhard Diebold: „Anarchie im Drama". (Frankfurt a. M. Frankfurter Verlagsanstalt.) Für die Gesamtentwicklung des Verfassers, der seine Beurteilung des neuen Dramas als Schauspielkritiker der Frankf. Ztg. mit beachtlicher Energie zur Geltung bringt, dürfte neben dem als Kraft seiner Abhandlung anzusprechenden Titel des Werks ein Satz charakteristisch sein, den er in der Frankf. Ztg. geschrieben hat: „Die Bühne will wieder zur Kanzel, die Schauspielhäuser müßten zu Tempeln werden, aber das Publikum ist noch nicht gläubige Gemeinde." In diesem Sinne sind die Ausführungen Diebolds besonders wichtig im Hinblick auf die große Bewegung des christlichen Bühnenvolksbunds. D. R.

Ein sterbender Knabe aus e[illegible] Schule ohne Gott.

Ein zehnjähriger Knabe, das einzige Kind gla[illegible]loser Eltern, lag todkrank darnieder. Die Ärzt[illegible] dem Vater schon erklärt, daß keine Hilfe mehr [illegible]lich, und der Knabe allem Anschein nach bald [illegible] werde. Weinend standen Vater und Mutter am [illegible] ihres Lieblings. Immer schlimmer wurde der [illegible] des Kindes; das Fieber nahm zu. Da erwachte sich in der Seele der Mutter eine Erinnerung [illegible] Glauben ihrer Kindheit, an die Worte ihrer [illegible] Mutter. „Wie wäre es, wenn wir einen Priest[illegible]en?" sagte sie, leise errötend, zu ihrem Manne. [illegible] „gesinnungstüchtige" Vater, der der sterbende [illegible] wohl nie von Gott reden hörte, wollte anfangs [illegible] davon wissen. Doch die arme Mutter, die die [illegible] Größe ihrer Mutterschuld fühlte, welche sie durch [illegible] glaubenslose Erziehung ihres Kindes auf sich ge[illegible], wartete nicht auf die Einwilligung ihres Mannes, [illegible] eilte davon, um einen Priester zu holen. Da [illegible] sich auch im Vater die Gewissensbisse. Ganz na[illegible] er an das Bett seines Kindes und flüsterte [illegible] „Liebes Kind, bete, bete!" Der Knabe [illegible] Augenblick seine weitgeöffneten Augen [illegible] schreckender Röte auf dem [illegible] Dann sagte er mit schwacher Stimme: „Vater, [illegible] wie ja immer gesagt, ich solle [illegible] machen und sollte auch nicht in die Kirche gehen." Nun fühlte der Vater [illegible] brechens an dieser Kindesseele [illegible] hatte nur den Wunsch, daß seine Frau recht bald mit einem [illegible] zurückkehre. [illegible] Tür auf, der [illegible] tritt ein, gefolgt von der [illegible] Mutter [illegible] „Geschwind, Geschwind!" Der Priester tritt näher, sobald der sterbende Knabe ihn sieht, verbirgt er [illegible] Kopf in die Kissen und — [illegible] Ein erschüt[illegible] Sterben! Wie laut doch der Herr im Buche be[illegible] [illegible] „Dieses dein Kind wird in seine[illegible] sterben — durch deine Schuld. Sein Blut werde ich fordern aus deinen Händen."





... ſeien entziehen, wenn er nicht der Familie der ... nach dem Tode noch möglich wirkſamen Abgeſchiedenen auf ſich herabziehen wollte. Und keiner ſchloß ſich aus. Jeder fühlte auch eine gewiſſe Genugtuung und Befriedigung darin, ſeinem alten Bekannten und lieben Freunde, dem er vielleicht in letzter Zeit ſich weniger im Drange der Geſchäfte hatte widmen können, und der ihm in langen Tagen oder gar Jahren des Siechtums mehr als gewöhnlich zuläſſig aus den Augen gekommen war, die letzten Dienſte zu leiſten, oder auch nach außen hin den die Mitwelt verſöhnendes und rührendes, allgemein menſchliches Empfinden zu zeigen, zumal, wenn er mal im Raume hart auf ihn geſtoßen war, als jener noch in der Vollkraft ſeiner Jahre ſtand. Wer den Groll, ob berechtigt oder unberechtigt, über das Grab hinaustrug, verfiel dem Unwillen ſeiner Standesgenoſſen, die ihm Strafe und gleichartiges Weh bereiteten.

Schon in den Tagen der Krankheit, wenn das Befinden des Leidenden ſtändige Nachtwachen notwendig machte, halfen die Notnachbarn ihrem Nächſten die ſchwere Bürde der kräfteraubenden Krankenpflege tragen. Abwechſelnd boten ſie ſich an, in dieſer oder jener Nacht den Krankendienſt zu übernehmen, damit die durch Tagesarbeit und Sorge um die Übrigen ſo ſchon reichlich in Anſpruch genommenen Familienmitglieder auch mal wieder die Wohltat einer längeren Nachtruhe genießen konnten.

Hatte endlich der Tod den Kranken erlöſt, ſo war es Pflicht der Nachbarn, ſofort die Kunde allen mitzuteilen. Der eine gab die Nachricht ſofort an den nächſten weiter, und ſo fort, bis der ganze weitere nachbarliche Bezirk benachrichtigt war.

Den Notnachbarn fiel auch die Beſorgung der Leiche zu. Ein wie feines Empfinden ſpricht ſich nicht darin aus, die den nächſten Angehörigen überaus peinliche und ſchmerzliche Aufgabe der Einkleidung des Toten abzunehmen und durch befreundete Hände geſchehen zu laſſen. Wenn der Tod einmal ſeine Beute gemacht hatte, ſollte ſich das Opfer den nächſten Verwandten nicht mehr als Leiche, ſondern in friedlicher Haltung, alles umſchönen Irdiſchen entkleidet, in möglichſt anſprechendem Aeußeren zeigen. Die Nachbarn waren es daher, die die Leiche wuſchen, einkleideten und aufbahrten. Sie ſorgten auch dafür, daß den Nachbarn in den Tagen vor der Beſtattung nicht der heilbringende Troſt fehle. Beſonders anregend für die Angehörigen waren — das hat mancher zweifellos an ſich ſelbſt erfahren — die Abendſtunden, in denen die Tagesarbeit ruhte, die Alltagsſorgen mehr zurücktraten und den bitteren Gedanken an die Trennung von dem teuren Toten Platz machten. Ueber dieſe qualvollen Stunden half die Gemeinſchaft der Nachbarn wohltuend hinweg, indem ſie ſich allabendlich zu einer beſtimmten Stunde im Hauſe des Toten einem gemeinſamen Gebete zu widmen. Wenn die Totengebete erledigt waren, wurde noch zum Troſte geſprochen und gemeinſam die Beerdigungsfeier beſprochen, bei der auch Nachbarsfrauen und Nachbarskühe die nötigen Dienſte nicht verſagten. Die Pietät dem Toten gegenüber warf alſo auch ihre verklärenden und erquickenden Strahlen auf die Familie, half dieſe, über das ſchwerſte und herbſte Weh hinwegzukommen. Die letzte Ehre, Begleitung der Leiche zum Kirchhof, beſchloß dann die Reihe der nachbarlichen Totendienſte. Auch bei dieſem ernſten Vorgange ging es nicht ohne auf den erſten Blick unſcheinbares und unwichtiges Zeremoniell zu. Es war ſonſt Gepflogenheit, bei nachbarlichen Beſuchen durch die „Deele" das Haus zu betreten, d. h. den Nachbarn dort aufzuſuchen, wo man ihn mutmaßlich am eheſten treffen würde. Und das war auf der Deele, der Stätte der Arbeit. Der andere Aus- und Eingang, der immer als an der Vorderſeite des Hauſes gelegene bezeichnet wurde — nach Art de Döör — war ſonſt weniger bräuchlich. Wenn es aber galt dem Nachbarn den letzten Beſuch an ſeiner Bahre abzuſtatten, betraten alle Beſucher, auch die vertrauteſten Nachbarn, das Haus durch die offizielle Beſuchertür.

Die letzte Feier im Hauſe fand dann auf der Tenne ſtatt. Dort hatte man den Leichnam unter der Bodenluke aufgebahrt, und zwar im Sarge, der aber vorerſt noch nicht geſchloſſen war, ſondern den vielleicht noch ſpät eintreffenden Verwandten von auswärts den Anblick des Toten noch geſtattete. Nach einer gemeinſamen kurzen Gedenkfeier wurde dann der Sarg geſchloſſen.

Beim letzten Gange trat der konſervative Sinn wieder ſo recht zutage, wenn es ſich darum handelte, welchen Weg der Leichenzug gehen ſollte. Neue Bedürfniſſe hatten mitunter neue Wege geſchaffen, durch die beim Gang zur Kirche und zu Geſchäften in der Stadt, im Dorf Zeit geſpart wurde. Richtwege, die vielleicht noch nicht ſo ausgeſtaltet, auch wohl, weil nur von wenigen Intereſſenten benutzt, nicht ganz ſo gepflegt waren, wie die von einer größeren Gemeinſchaft begangenen alten Wege. Ob dieſe ſichere Grund mitwirkte oder ob lediglich der Hang zum Althergebrachten den Ausſchlag gab, muß dahingeſtellt bleiben; aber es wurde beim Leichenfahren ſtreng darauf geſehen, daß der altübliche Weg eingeſchlagen wurde. Er hatte ſogar den Namen davon erhalten: Leichenweg. Nicht leicht war man von dieſem Wege abzubringen. Glaubte man doch ſonſt in die Rechte des Toten verletzend einzugreifen. Man meinte, die ihm auf dieſe Weiſe zugefügte Unbill werde ſich rächen; die Folge würde ſein, daß bald in der Nachbarſchaft erneut der Leichenwagen in Tätigkeit treten müſſe, um der rückſichtsloſen Umgehung das Unſtatthafte der rein verſtandesmäßig, vom Nützlichkeitsſtandpunkte aus betriebenen Erledigung der nachbarlichen Totenpflichten recht fühlbar zu machen.

Daß die Toten im Jenſeits aller körperlichen Bedürfniſſe bar ſeien, konnte der mehr ſinnlich-nüchtern und materiell denkende Geiſt der alten heidniſchen Bevölkerung noch nicht faſſen. So gab man den Verſtorbenen in heidniſcher Zeit auch noch Lebensmittel mit ins Grab. Dieſe Sitte mußte ausgerottet werden, wenn man den heidniſchen Verfahren das neue Reis einer mehr vergeiſtigten Weltanſchauung zu gedeihlicher Entwicklung aufpfropfen wollte. Die Abſchaffung des alten Brauches hätte aber zu ſehr in das Gefühlsleben des Volkes eingegriffen, in die Gefühlswelt der Pietät, die doch beſonders ſorgſam gepflegt zu werden verdient. Der Brauch, dem Toten Lebensmittel mitzugeben, blieb darum; er hat ſich bis in die jüngſte Zeit erhalten. Man ſtellt noch heute auf den Leichenwagen einen Korb mit Lebensmitteln, der urſprünglich ſicher für den Dahingeſchiedenen ſelbſt beſtimmt war. Der Brauch erhielt aber eine andere Auslegung — und das ließ ſich die alte Volksanſchauung ſchon eher gefallen, wenn nur das äußere Zeichen blieb —. Im Sinne des Toten, der ſein Leben gern mit Wohltun beſchloß, verteilt man den Inhalt des Korbes an hilfsbedürftige Leute des Dorfes oder der Stadt, zu deſſen Beerdigungsbezirk die Leiche gehört.

Heute ſucht man die ſozialen Unterſchiede nach Möglichkeit zu verwiſchen. Früher hob man ſie auch in ernſten Lagen hervor. Es erſcheint auf den erſten Blick verletzend, daß man ſogar bei den Toten noch die ſozialen Unterſchiede hervorhob; die Bauersleute brachten ihre Leichen auf Wagen, Köttersleute aber ihre Toten auf einer Karre zum Friedhof.

Koloniebild.

Von A. Bremen (Herten).

Die Häuſer gleichgebaut und ſo und grau
In düſtern Reihn ins fahle Licht ſich recken.
Kein Blümchen rings, kein Stückchen Himmelsblau,
Durch ſtumpfe Fenſteraugen ſtarrt's wie Schrecken.

Auf ſchmutzigen Wegen toben wüſt und wild
Der Armen Kinder in zerfetzten Röcken.
Horch! Fernher eine falſche Leier ſchrillt . . .
Für jedes Lied ſcheint tolle Luſt zu wecken.

Dann johlend fällt der Straßen-Chorus ein
Mit Stimmen rauh, die aller Anmut höhnen;
Und aus der Mietskaſernen düſtre Reihn
Schallt's kreiſchend mit in widerlichen Tönen.

Mir aber iſt's, als müßt ich elfenda fliehn,
Als peitſcht man fort mich mit den harten Tönen,
Aus all den falſchen, wirren Melodien
Hör ich des Volkes kranke Seele ſtöhnen . . .

Die Eiche.

Es war die älteſte Eiche der ganzen Umgebung. Stolz blickte ſie von der Höhe über das Land dahin. Viel hatte ſie geſehen und erlebt. Sie war ſchon gewachſen, als durch den Hohlweg, an dem ſie ſtand, mordende Schweden hindurchzogen, und ihre ins Sonnenlicht ſtrebende Krone hatte ſie büßen müſſen, als der Troß gerade dort ſtecken blieb und brutale Gewalt Unmögliches erzwingen wollte. Der jugendfriſche Uebermut war ſeit dem Tage dahin. Ernſter, gefeſtigter ſtand ſie nun unter den andern. Mit breiter Krone überdachte ſie weit den Weg und bot dem Wanderer kühlen Schatten. Jahrzehnte gingen dahin. Ein ſchwüler Sommertag. Zuckende Blitze in berſtenden Wolken. Und als ſie triefend dann um ſich ſchaute, ſah ſie hellen Feuerſchein. Ein Niederſachſenhaus ging in Trümmer. Stimmende Eiche dort, wo geſtern noch lachendes Leben — doch das Grauen wich. Noch immer ſiegte das Leben — Urklang erſcholl. Und alle die Eichen ringsum, ſie fielen. — Nur die eine, ſie blieb. Im Licht, in der Freiheit wuchs immer mächtiger ſie in die Breite. Ehrwürdig überragte ſie friedliches Gebüſch, ſchaute verlangend über die Felder dahin, ſah Säen und Ernten, Freud und Leid.

Reiheſchienen durchzogen noch einmal den Hohlweg. Wuchtig Mittagsgemiſch im Marſch nach dem Oſten, dem Vorboten des nahenden Winters entgegen. Dann ward die Eiſenbahn gebaut. Im gewaltigen Abhang führte ſie durch die Talenge dahin. Einſamer ſtand nun die Eiche — Doch ſah ſie ringsum neues Leben. Die Eiſenbahn kam — Staunend ſchaute ſie auf, als der erſte Wagen ſauſend vorüberſauſte. Wie wechſelvoll war doch das Leben! Nur ſelten noch einer, der hier im Schatten wohlig ſich ſtreckte. Haſtig und eilig zogen die Menſchen in die Ferne vorbei — Und einer von dieſen kam ſchließlich zu ihr. Freundlich grüßend neigte ſie die rauſchenden Zweige. — Aber ſonderbar! Ihn entzückten nicht die Reize der Landſchaft. Er gönnte ſich weder Ruhe noch Raſt. Geſchäftig hub er an zu meſſen und zu ſchreiben. Zahlen deckten ein Blatt — In wenigen Augenblicken war das Schickſal des Baumes beſiegelt, der Wert — errechnet. Der Nützlichkeitswert! Geld! Geld! ſo ſchreit ja die Maſſe, und Idealiſten ſind Toren. — — —

Novemberſturm! Axtſchlagen ſtundenlang. Und als am Mittag ein Sonnenſtrahl zaghaft die Wolkenmaſſen durchbrach, da ſtürzte die Eiche krachend hinab in den Hohlweg. Im Fallen aber ſchaute ſie noch einmal mit liebendem Blick über die Heimaterde.

F. Kohlmann.

De houge Här.

Direkter Kükenbieter kümmt met Fraa Direkter Kükenbieter ut 'm Theoter trügge.

„Jümand begegnet?" frögt de Schantmonarch un wiſcht met dem gebleimten Schnuwwelbauk öwer den güllenen Knieper.

„Woll, Herr Direkter," ſeggt Fina Leikämper, de ſik Kükenbieters de Küeke un vörnehme Manieren ſtudeiern ſall, „en ganz hougen Hären!"

„Ein hoher Herr?"

„Jo, en ganz hougen Hären. He het ſiene Karte trügge loten." Fina fummelt im Schapp rüm, kann de Karte ower nich finnen.

„War es der Herr Oberbürgermeiſter?" frögt de Frau Direkter.

„Nä! wat, vüell högger rop!"

„Der Herr Amtsgerichtsrat?"

„I wo, högger rop!" Un Fina ſchüddelt den flaßhorigen Kopp.

„Vielleicht der Herr Superintendent?"

„Ok nich, noch vüell högger!"

De Direkter werd fuchtig. Ower ut Fina Leikämper ek met allem Frogen nix rut te brengen.

„Es wird wohl der Herr Provinzialſchulrat geweſen ſein!" meint Kükenbieter. „Womöglich ne Rawiſitohn oder ſo was ähnliches!" Un am annern Morgen treckt ſik de Direkter den ſchwatten Broenrock an, üm den Geſtrengen met de nödige Würdigkeit to empfangen.

Ower de Provinzialſchulrat lött ſich nich ſeihn un Kükenbieter treckt den ſchwatten Broenrock wier ut.

As ſe bim Kaffepott ſittet, kümmt Fina Leikämper in de Stowe un ſchwenkt 'ne witte Karte in de Hand.

„Ek ſegg et jo, Fraa Derekter, dat et en hougen Hären wör! Hier ek de Karte: Joſef Sonſtmeier, Kandidat des höheren Schulamts."

„O ſancta ſimplicitas!" röpt Kükenbieter un ſieht wehleidig de Kükenbieterſche an.

Fina Leikämper ower gaiht nicköppich in de Küeke und denkt för ſik: Nu ſüht he all wier peiniſch, ne Här Direkter!

W. Dichmann (Bochum).

O Moderſpraok!

Et was im Deſeug nao Paris;
twee Mannslü ſittet beidder Klaſſe
in een Kupel ſik vis-à-vis;
buwen is het nu met lähre Kaſſe.

De eene hät ſin'n Naoberſmann
iſ ſen Franzoſen utgeſprocken,
drüm ſüt he em franzöſiſch an
met holperige Schoolbank-Brocken.

De ann're, as he dat nu hört,
fängt ook franzöſiſch an to ſpreken,
un föt hineen, wat he gelährt,
mit Müh un Noot un Kopperbräken.

Se plaogt ſik beide lur un Et,
un beide denkt ſe: Dunnerkatte,
dat he nu bloß nich märken döht,
wu ſwor ick 't kriege op de Latte!

As op den Bahnhoff ſe ſtört to,
fällt eenem he Trinkerdoſe:
dao hottert he: „O, mong Stapoh!"*)
un denkt: Es iſt bloß en Franzoſe.

„Kärl, büs du auk ut Pöderkeidt?"**)
röpt nao op Platt ſin „Naober" Kruſe.
„Du Schämann!" lett dorbrenn Hans Holt,
„Ik ſin in Meskebe***) to Huſe!"

M. Linnebohm.

*) mong Stapoh — mon chapeau (mein Hut)
**) Pöderkeidt — [illegible]
***) Meskebe — Meſchede.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 8. Sonntag, 20. Februar 1921.

Entſagung.

Agnes Wirth.

Der Welt will ich entſagen
Mit ihrer ganzen Luſt,
Denn ſie gibt keinen Frieden,
Deſſ' bin ich mir bewußt.

Sie ſchafft mir nur Zerſtreuung
Für einen Augenblick,
Und iſt das Spiel vorüber,
Kehrt bald das Leid zurück.

Drum gern, o Welt, entbehr ich deine Freuden,
Womit ſo oft du mich betrogen haſt.
Nicht länger noch ſollſt du mein Herz betören,
In höherer Luft ſucht meine Seele Raſt.

Auf Tabors Höhe.

Auf einem Berge finden wir drei auserwählte Apoſtel des Herrn, um beſonderer Offenbarung teilhaftig zu werden. Bergeshöhen in ihrer Stille und Einſamkeit laden ein zur Einkehr. Drei Geſtalten, vom Himmelslicht umfloſſen, Jeſus, Moſes, Elias — zeigen ſich ihren erſtaunten Blicken: Alle drei ſind Vorbilder der Abtötung; von jedem weiß ja die heilige Schrift eine vierzigtägige Faſtenzeit zu berichten. In hl. Geſpräche vertieft, dem Erdenlärm und Erdentrachten entrückt, ſchauen ſie die drei hl. Geſtalten, — und dieſer Verkehr mit der Ueberwelt macht die Apoſtel ſo froh, ſo ſelig, daß Petrus begeiſtert ausruft: „Hier iſt gut ſein!"

Das Schauſpiel auf Tabors Höhe ſpricht mahnend zu uns in dieſer Faſtenzeit: wir ſollen ſie halten und begehen in Einſamkeit, in Abtötung, im Verkehr mit Gott.

In Einſamkeit! — Unſere Seele tut eine Zeit der Sammlung, der ſtillen Einkehr ſo gut. Das tägliche Leben iſt voller Unruhen. Bald drängt eine Pflicht, bald ruft ein Genuß. Wie auf einem Jahrmarkt umſchwirren uns laute Stimmen von allen Seiten. Da iſt Gefahr, daß wir in dieſem Trubel die innere Stimme allmählich weniger beachten, gleichgültiger werden gegen das, was Gott von uns will, und was die Sorge für die Seele von uns fordert. Wir gleichen ſo oft flatterhaften Kindern, die im Gewühl der Straßen den Auftrag ihres Vaters vergeſſen und erſt am Abend mit Schrecken bemerken, daß ſie durch ihr Gaffen und Naſchen Zeit und Geld vergeudet haben.

Die innere Sammlung und Einkehr aber bringt Gott nahe, beruhigt Herz und Gedanken, läßt das Gute klarer erkennen, vermehrt den Mut für den Dienſt Gottes und führt zu dauerhaften Entſchließungen. Das Waſſer des Bächleins muß ſich erſt vor der Schleuſe ſtill ſammeln, dann kann es brauſend über die Räder ſtürzen und das ganze Mühlenwerk treiben. So ſoll unſere Seele in den Tagen der ſtillen Sammlung ſich geiſtige Kräfte aufſpeichern, einen Vorrat für die folgende Arbeit. Unſer Wirken würde dadurch kraftvoller, harmoniſcher und ſegensreicher werden. Auch der Friede in den Familien ließe ſich viel leichter erhalten, wenn die gegenſeitige Erregung und Erbitterung, die ſich etwa angeſammelt, in dieſen Tagen der inneren Beruhigung aus den Herzen entfernt würde.

Die Kirche bahnt uns den Weg; ſie bringt das Getöſe äußerer Luſtbarkeit zum Schweigen; ſie legt dadurch nahe, daß jeder ſich nach Möglichkeit der äußeren Zerſtreuung zu enthalten ſuche, damit in der ſo erzielten Ruhe des Geiſtes und des Herzens uns eher möglich ſei: Die Einkehr in ſich ſelber, die Reue über die bisherigen Sünden, die Erneuerung zum ernſthaften Beginn eines wahrhaft chriſtlichen Lebens.

In Abtötung! — Wer geſündigt hat, muß, um das Uebel der Sünde ganz zu beſeitigen, Abtötung üben; freilich in verſchiedener Weiſe, ſo wie es den Kräften und Lebensverhältniſſen des Einzelnen entſpricht. In dem Hymnus der Faſtenzeit ermahnt uns die Kirche: „Dieſe vierzig Tage mäßiger zu ſein im Eſſen und Trinken, — im Sprechen, in Erholung und Scherz", in körperlichem und geiſtigem Faſten alſo. Köſtlich iſt der Segen, den ſie dafür in der Faſtenzeit-Präfation verheißt: Beſeitigung der Fehler, Erhebung des Geiſtes, Mehrung der Tugendkraft, Erhöhung des Verdienſtes. Soll dieſer herrliche Gewinn dir verloren gehen? Wie traurig wäre das!

Sollte die bequeme Natur dagegen proteſtieren, ſeufzen und ſtöhnen, dann richte deinen Blick auf die ſtrahlenden Vorbilder auf Tabors Höhe, die ohne Enthaltſamkeit und Abtötung die Herrlichkeit nicht verdient haben, mit der du ſie umkleidet ſiehſt. „Nur durch Mühſal geht's zur Höh'!" — nur durch Selbſtüberwindung zur Verklärung; entſagen, ertragen — das iſt der ſicherſte Weg zur Vollkommenheit hienieden, zur Vollendung im Jenſeits.

Im Verkehr mit Gott! — Im Gebet atmet die Seele Höhenluft, die erquickende Höhenluft einer anderen Welt, daß ihr ſo ſelig ſo froh wird, wie dem Kinde, das zum Vaterhauſe heimkehrt. Ohne Gebet wird bald das Beſte in uns verkümmern.

Der Menſch lebt nicht vom Brote allein. Und wenn auch alle Wünſche nach Speis und Trank erfüllt würden, wie es ſich die Kinder vom Schlaraffenland ausmalen — ohne Verkehr mit Gott, ohne Chriſtus und ſeine Erlöſung, ohne hl. Geiſt und ſeine Gnade, ohne Kirche und Gottesdienſt, ohne Aufblick zu Gott und ohne das Gebet zu ihm wäre es — trotz des Ueberfluſſes — in Wahrheit eine geiſtige Hungersnot der ſchlimmſten Art. Das ſind Lügenpropheten, die durch Eſſen und Trinken allein den Menſchen glücklich machen wollen und ihm zugleich das Koſtbarſte und Unentbehrlichſte rauben, ſeinen Gottesglauben, ſein Gottvertrauen, ſein Beten und Hoffen und Lieben. Gott bewahre unſer Volk vor ſolchen Irrwegen. —

Die Faſtenzeit hat bereits begonnen. Wir wollen dieſe Wochen als Zeit der Erneuerung und größeren Eifers verleben. Kämpfen wir täglich gegen alles Böſe und Unerreichte, das ſich in uns regen will. Seien wir täglich treu im Kleinen! So können wir in Wochen merklich beſſer, reiner, frommer werden. — Möge Gott uns dazu helfen!

B.

Iſt Religion Privatſache?

Der Menſch iſt in ſeinem innerſten Weſen an Gott gebunden. Gott iſt jenes überirdiſche Weſen, welches ſich ſelbſt in ſeiner ganzen Fülle beſitzt und unzugänglich jeder Veränderung iſt, wie es ſelbſt der Gotteswille ſein muß, der die Werke in Allmacht türmte. Der Menſch aber iſt Gott gegenüber machtlos.

Verſucht man, die Welt mit den Augen Gottes zu betrachten, wie Gott vor der Erſchaffung der Welt ſteht, ſo taucht die Frage auf: welches Ziel verfolgte Gott bei der Erſchaffung. Mußte er ſchaffen, der doch die Unendlichkeit iſt, erhaben über Raum und Zeit, der unendliche Schönheit iſt und in der Wonne unendlichen Glückes ſich ſelbſt genügt? Es war die Liebe, die ihn trieb, zu ſchaffen. Nicht die Einſamkeit ſeiner Ewigkeit wollte er verlaſſen, wohl aber die Einſamkeit ſeines Glückes. Die Offenbarung ſeiner Größe und mitteilenden Liebe iſt der Grund des ſchaffenden Gotteswillens.

Aus dieſer geſchaffenen Welt können wir die Schönheit des Schöpfers erſchließen. Und wer wollte leugnen, daß die Welt ſchön iſt? Wenn aber die geſchaffenen Dinge ſchon zauberhafte Schönheit ausſtrahlen, um wieviel ſchöner muß der ſein, der ſie erſchaffen hat? Fügt man alle Schönheit zuſammen, ſo iſt man noch ebenſo weit von der Gottesſchönheit entfernt, als zuvor. Die Weisheit und Tugend aller Menſchen zuſammen iſt nicht ein Fünklein der Geiſtesſchönheit unſeres Gottes. Gott iſt darum das höchſte und liebenswerteſte Gut ob dieſer ſeiner unendlichen Schönheit.

Gott iſt der Herr und neben ihm iſt niemand, er rief, und alle, alle kamen.

Sind wir nun dieſem Gott gegenüber verpflichtet? Wer könnte ſich vermeſſen, dieſe Frage zu verneinen? Wir ſind in einem beſtimmten Verhältnis zu Gott. Die Oberherrlichkeit Gottes verlangt Unterwerfung, ſeine Wohltaten fordern auf zur Dankbarkeit. Nach Schönheit verlangt unſere Seele; Gott iſt die unendliche Schönheit und darum das Ziel und die Sehnſucht unſeres Seins.

Die ganze Schöpfung verkündet Gottes Schönheit, die ſie von ihm empfing, die Himmel rühmen des Ewigen Ehre. Das Stäubchen, wie der Sonnenball, ſie alle verkündigen die Allmacht Gottes, weil ſie alle aus dem Abgrund des Nichts hervorgezogen ſind.

Wenn ſchon die ganze Schöpfung einſtimmig Gott preiſt, ſo iſt es dem Menſchen, den der Verſtand über alle anderen Geſchöpfe erhebt, eine beſondere Aufgabe, ſeines Schöpfers Lob zu künden. Die verſtändige Anerkennung Gottes iſt das Eigentum und der Ruhm des Menſchen.

Gott iſt unſer Herr, dem wir jede Sekunde unſeres Lebens danken. Und ſuchten wir zu enteilen auf Adlerſchwingen zur Morgenröte, auch hier ſind wir unentrinnbar dem Gottwillen verfallen. Gott iſt des Menſchen Urſprung und Ziel. Gottesehrung iſt nicht des Menſchen unwürdig, ſondern mit dem Menſchenweſen unauflöslich verbunden.

Anbetung und Unterwerfung iſt die erſte Pflicht der Religion. Und wäre der Menſchengeiſt noch ſo groß und erhaben, er darf ſich nie und nimmer neben den Schöpfer ſtellen.

Deshalb hat Gott uns geſchaffen, um in ſeliger göttlicher Umarmung ſich uns ſelbſt zu ſchenken. Aus dem Gefühl der Unendlichkeit der Gotteswohltaten entſpricht für den Menſchen die Pflicht der Dankbarkeit.

Steigen wir in die menſchliche Seele hinab, ſo vernehmen wir ihr ewiges Rufen nach Glück. Nie iſt ſie geſättigt, niemals ruhig. Nur unendliche Freude könnte ſie ausfüllen, nur er kann Ziel und Ende des Menſchen ſein.

Das Menſchenleid auf Erden iſt unergründlich, uferlos, wie das Meer. Da ringt ſich von tauſenden Menſchenlippen immerfort: „Herr hilf!"

Religion iſt das Verhältnis des verſtändigen Geſchöpfes zu ſeinem Urſprung. Religion erfaßt den Verſtand und den Willen.

Der Menſch, aus Leib und Seele zuſammengeſetzt, kann nicht anders, als das, was ihn innerlich bewegt, auch nach außen hin zum Ausdruck zu bringen. Erſt wenn wir unſere Sinne der Außenwelt verſchließen, können wir unſere Seele zu Gott erheben. Der Leib iſt zur Teilnahme an den religiöſen Pflichten mit der Seele verbunden. So lautet alſo die vollſtändige Definition der Religion: Religion iſt das Verhältnis des ganzen verſtändigen Geſchöpfes zu ſeinem Urſprung und Ziel.

Wie nun der einzelne dieſe Religion betätigen muß, ſo auch die ganze menſchliche Geſellſchaft, die aus Einzelindividuen zuſammengeſetzt iſt. Wie die Familie, ſo muß auch der Staat Gott dienen. Selbſt die niederſten Völkerſchaften verehren gemeinſam ein höchſtes Weſen. Wir ſind alle Gottes Knechte und müſſen gemeinſam den höchſten Herrn anerkennen. Wer die Religion leugnet, vergewaltigt ſeine eigene menſchliche Natur. Bei den alten Griechen war Religionsloſigkeit ein Staatsverbrechen. Klarer, als unſere modernen Gebildeten konnte dieſes Volk, beſſer erkannten die alten Staatslenker die Pflicht der Gottesverehrung.

Mensch und Arbeit.

Wir haben heute Sozialismus, Paragraphengleichheit, Geschlechtsgerechtigkeit, was uns fehlt, ist der Geist der Gerechtigkeit und Liebe. Durch die Entmidlungsstufe eines Hodel, der verbet, daß nur das Starke, Uebergreifende im Kampf Daseins Berechtigung zur Existenz habe, während Schwachen höchstens zum Kulturdünger dienen, d dem modernen Uebermenschentum der Boden go t. Zur höchsten Entfaltung der Herrenmenschen hr brachte es wohl Nietzsche, der einkam auf unglichen Höhen über der Menschheit steht, kalt und llen. Während im Altertum und wohl bis zur söhlichen Revolution das Volk im theokratischen t als untergeordnet seinem Gott mit solcher Ord der Dinge wohl zufrieden war, wurde in der log. klärungszeit immer mehr das Recht der Persönlichkeit betont, das im Revolutionssturm die Formel heit, Gleichheit, Brüderlichkeit" fand. Der Mensch t sich besonders auf, wie eine Ware verschlissen zu er, er will als Persönlichkeit anerkannt sein. er Mensch kann nicht im Staate aufgehen; er ist chten Grunde verantwortlich einem Überweltlichen n, dem Summum eus and Summum bonum, dem ten und höchsten Sein. Der Staat muß darum ücktreten vor dem Recht des Gewissens, vor dem Recht der Persönlichkeit. Darum darf Mensch kein Werkzeug werden im Dienste des en.

er Mensch ist innerlich autonom in seinem Recht Selbstbestimmung und Selbstbehauptung. Unterngen entstehen von selbst, wenn es sich um Erung hoher Ziele handelt, zu denen dem Einzelnen genitale Intuition mangelt. Die geringere Inligen Höhen über der Menschheit steht, kalt und llen. Während im Altertum und wohl bis zur söhlichen Revolution das Volk im theokratischen t als untergeordnet seinem Gott mit solcher Ordder Dinge wohl zufrieden war, wurde in der log. klärungszeit immer mehr das Recht der Persönlichkeit betont, das im Revolutionssturm die Formel heit, Gleichheit, Brüderlichkeit" fand. Der Mensch t sich besonders auf, wie eine Ware verschlissen zu er, er will als Persönlichkeit anerkannt sein. er Mensch kann nicht im Staate aufgehen; er ist chten Grunde verantwortlich einem Überweltlichen n, dem Summum eus and Summum bonum, dem ten und höchsten Sein. Der Staat muß darum ücktreten vor dem Recht des Gewissens, vor dem Recht der Persönlichkeit. Darum darf Mensch kein Werkzeug werden im Dienste des en.

er Mensch ist innerlich autonom in seinem Recht Selbstbestimmung und Selbstbehauptung. Unterngen entstehen von selbst, wenn es sich um Erung hoher Ziele handelt, zu denen dem Einzelnen genitale Intuition mangelt. Die geringere Inligenz, Mißtrauen gegen eigene Gedanken stellen. Sie Willen und einen großen Gedanken stellen. Sie asfluß der Persönlichkeit und will auch als solcher ttet sein. Die ganze Arbeiterbewegung ist ein f gegen die Lostrennung des Arbeitswertes von der nlichkeit. Das Werk tritt nicht neben den Menschondern ist Leistung der menschlichen Kraft und den Stempel seiner Persönlichkeit. Bei alledem uns die Selbstbeschränkheit lassen, daß wir auf Schultern der Vergangenheit stehen, daß wir e sind von dem Tage, vor dem die großen Führer len. Im Christentum streift ein Schimmer des tösen die Arbeit. Der Mensch ist, wie Adam, der Garten bebauen mußte, bestimmt, Fortleger des ungswerkes, unseres Gottes zu sein. Er soll, wie s erste Kapitel der Genesis erzählt, seine Kraft uchen zur Lösung der Kulturaufgaben. Wie uns in Kümmerlicher Arbeit seine Tage verbrauchen auch Paulus sagen: „Wem wurde ich jemals ast? Seht her meine Hände! Sie sind rauh und fig."

s Christentum hat den Adel der Arbeit niemals annet. Wer sich innerlich erfassen läßt vom Geiste t, muß sich beugen vor dem Manne, der in Arbeit übt und in den großen Beruf eintritt, am Schöpwerk ein Mitwalter zu sein.

r Mensch ist, wie schon Aristoteles es ausein Wesen, das auf die Gemeinschaft eingestellt Es ist für ihn etwas Grundsätzliches, dieses Hinhin in die Gesellschaft. Auch das Christentum den Menschen nicht rein individuell auf. Doch es entschieden Front gegen den individualistisch-Pessimismus, wie er besonders in der Gegenwart scharfe Ausprägung durch die Fortführung des tischen Systems erlangt hat. Wir dürfen den hen nicht unter die große Staatsmaschine stellen, müssen der Persönlichkeit noch eine Vertretung

e Voraussetzungen dieses Vertrauens sind: Geisteit und Liebe. Wir sind gar nicht fähig, t zu sein, wenn wir nicht einander lieben. So die Ebner-Eschenbach: „Du wirst den andern einmal richtig beurteilen können, wenn du ihn sehr lieb hast." Heute versteht man vielfach unerechtfertigt einen materialistischen, mechanisch-gebundenen Begriff. Sie steht unter den Eindrücken nge und Knechtung, Druck und Gegendruck. Ein ist nach Achtung vor der Persönlichkeit, nach Liebe geht durch die Aberhärten, Vorurteilsucht nach kalter Gerechtigkeit, Seele sucht Seele, sehnt sich nach Herz. Die Menschen verhärten sich, wenn ihnen nicht Liebe gereicht wird.

r müssen Liebe ins Zentrum unseres en sozialen Wirkens stellen.

n kann für die Menschen nur etwas bedeuten, man für Dasein Wert gewinnt. Nur durch die

Die Einsteinsche Relativitätstheorie.

Von Heinrich Schroder.

(Nachdruck verboten.)

Der Begriff „Relativ" beherrscht uns dauernd. Ein Körper ist schwer, ein Mensch ist klein — solche Aussagen haben doch nur einen relativen Sinn, da man dabei, ohne daß man sich dessen bewußt ist, an einen Bezugskörper denkt.

Um in der Relativitätstheorie, die es natürlich nicht nur in einfachen Dingen zu tun hat, einzuführen, erinnert man gern an die Umwälzung, die des Kopernikus Lehre vor Jahrhunderten in der Raumanschauung hervorrief. Daß, was so lange, lange Zeit für „oben" gegolten hatte, die vertikale Richtung, verlor von da ab seinen Sinn. Jeder Einzelne hatte von nun an sein eigenes, belanntes Oben, und dieses wechselte infolge der Achsendrehung der Erde noch ständig seine Richtung. Man erinnert sich nicht noch des Gefühles, das ihn beschlich, als er das erste Mal in seiner Kinderzeit von Menschen hörte, die „mit dem Kopf nach unten" gehen?

Wie es keine absolute Richtung in Raume gibt, so sind auch alle Bewegungen für uns relativ. Ich stelle dadurch gerade die Bewegung eines Körpers fest, daß ich einen andere Körper zu Hilfe nehme. Sitze ich in einem Zuge, so fühle ich auf die Bewegung, weil die Gegenstände, die ich aus dem Fenster sehe, ständig wechseln. Daß man da leicht zu falschen Schlüssen kommen kann, hat jeder schon erfahren; er möge nur an die Ablahrt weiser nebeneinander stehender Züge denken. Im übrigen ist es auch nicht schwer, besonders wenn ich statt der Augen e.s Luftschiff nehme, mir vorzustellen, daß ich mich in Ruhe und die Erde, mit allem was darauf ist, bewege sich in entgegengesetzter Richtung. Für die Erklärung der Erscheinungen ist es gleichgültig, was sich bewegt, das Luftschiff oder die Erde.

Denken wir uns nun den Vorfall, ein Luftschiff führe mit unvermänderter Geschwindigkeit ohne jede Erschütterung gerade aus, die Fenster der Kabine seien geschlossen, so sind wir durch keine mechanisches Experiment imstande, eine Bewegung festzustellen. Ein Körper fällt gerade so senkrecht wie im ruhenden Luftschiff nun. Die sich fortschreitende Bewegung der Erde um die Sonne können wir, wenigstens für eine kurze Zeitspanne, als solch eine geradlinige gleichförmige Bewegung auffassen, wesdalb auch alle Versuche, dieselbe durch mechanische Hilfsmittel festzustellen, zwecklos sind.

Vielleicht gelingt es aber, mit Hilfe der Elektrizität oder des Lichtes, die fortschreitende Erdbewegung festzustellen? Für das Licht hat man in der Physik schon lange einen eigenen Träger, den Aether, eingeführt, in dem sich die Lichtwellen, die nach dem Engländer Maxwell weiter nichts als elektromagnetische Wellen sind, mit der unveränderten Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde fortpflanzen sollen. Das Licht braucht also zur Fortpflanzung Zeit! Dieser Aether erfüllt das ganze Weltall, nicht nur die leeren Räume, sondern wir müssen uns auch alle Körper wie die Luft, das Gas nun von ihm durchsetzt denken. Der Franzose Fizeau bewies durch ein berühmtes Experiment, daß die Erde, welche doch die ungeheure Lufthülle mitnimmt, den Aether nicht mitnimmt. Demnach müßte ein Beobachter an einem Orte A eine Lichterregung aus einem Orte B, der von A aus in der Richtung der Erdbewegung liegt, in kürzerer Zeit erhalten als aus einem Orte, der von A aus gleichweit senkrecht zur Erdbewegung liegt, da er doch der Lichtwelle aus B mit der Geschwindigkeit 30 Kilometer in der Sekunde entgegeneilt. Der Amerikaner Michelson stellte den Versuch an, aber ohne eine Zeitdifferenz feststellen. Dadurch wurde bewiesen, daß sich das Licht auf der Erde, also auf einem geradlinig gleichförmig bewegten „System" nach allen Richtungen mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzt. Dem Michelsonschen Versuche könnte man im Gegensatz zum Fizeauversuch gerecht werden mit der Annahme, daß der Aether von der Luft mitgenommen werde.

Wie ist nun der Widerspruch zwischen beiden Experimenten zu lösen. Auf Grund der Arbeiten des holländischen Gelehrten Lorenz wies im Jahre 1905 Einstein darauf hin, daß überhaupt kein Widerspruch da sei. Bei den Versuchen käme es doch auf das Messen von Längen und Zeiten an. Aber die Längen und Zeitmaße seien nicht „absolut" gültig, sondern seien abhängig von der Ruhe oder Geschwindigkeit des Systems, in dem gemessen würde, seien also relativ. Daher rührt der Name Relativitätstheorie. Wir wollen das an Beispielen klar zu machen versuchen.

Was benutzen wir denn zum Messen? Zur Längenmessung starre Körper, von denen wir annehmen, daß ihre Länge an allen Orten die selbe sei, zur Zeitmessung „Uhren". Es erhebt sich da die Frage, wie man Uhren an verschiedenen Orten in genaue Uebereinstimmung bringen will. Man kann etwa so verfahren. Man sendet von einem Orte E einen Lichtstrahl aus, welche Zeit der Beobachter an B für sich und Genossen zu benutzt. Braucht er zwei Sekunden, und hat man ihn um 12 Uhr losgeschickt, so wird demnach ein Beobachter in B seine Uhr beim Eintreffen des Lichtstrahls auf eine Sekunde nach 12 Uhr stellen müssen. Auf solche Weise kann man alle Uhren in einem System K in Uebereinstimmung bringen.

Haben wir nun ein zweites System K', das sich in der Richtung von A nach B mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewegt, in dem auch alle Uhren nach derselben Methode, da sich ja auch in ihm das Lichtungen mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzt, in Uebereinstimmung gebracht sind. Im übrigen kann man sich auch K' ruhend und K in entgegengesetzter Richtung von B nach A bewegt denken.

Um 12 Uhr sei eine Uhr A' des Systems K' bei der Uhr A und zeige auch die Zeit 12 Uhr an, eine zweite Uhr B' sei bei der Uhr B. Ein Beobachter in A wird dann sagen, die Uhren sind „gleichzeitig" beieinander. Zu diesem Augenblick flamme in A ein Lichtsignal auf. Der Beobachter in A wird sich dann folgendes sagen: Da sich B', während sich das Licht von A nach B bewegt (eine Sekunde), über B hinaus entfernt hat, so braucht das Licht bis zum Eintreffen in B' also etwas mehr als eine Sekunde. Wird es nun in B' reflektiert, so trifft es in A' in weniger als eine Sekunde ein, da B' dem Lichtstrahl entgegeneilt. Ein Beobachter in A' aber wird sagen, da sich in meinem System das Licht nach allen Richtungen mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzt, so braucht das Licht von A' bis B' dieselbe Zeit wie von B' nach A'. Zwei Vorgänge also, die im System K' gleiche Dauer besitzen, brauchen von K aus betrachtet ungleiche Zeit.

Eine kleine Ueberlegung ergibt auch sofort, daß die Uhr B', wenn sie in der Nähe von B ist, eine andere Zeitgrenze zeigen haben muß als B. Zeitunter und Gleichzeitigkeit sind also relativiert.

Auch für die Längen der Körper in der Bewegungsrichtung gemessen erhält man verschiedene Werte, falls sie von verschiedenen Systemen aus betrachtet werden. Wenn sich einer von Stab A' B' gegen das ruhende System K bewegt, so kann ich, falls ich die Geschwindigkeit kenne, die Zeit feststellen, die der Stab gebraucht, um an einem Punkte in K vorüberzueilen. Aber ich kann so verfahren, daß ich in demselben Augenblick in K feststellen lasse, an welchen Orten A und B die Enden des Stabes sich befinden, und nachher die Entfernung A B messe. Da nun aber das erste Mal die Zeitdauer, das andere Mal die Gleichzeitigkeit benutzt wird, welche doch relativ sind, so muß ich notwendigerweise zu einem anderen Werte kommen, wenn ich die Stablänge aus einem mit dem Stabe bewegten Systeme messe.

Uebrigens ergeben sich diese Resultate mit Leichtigkeit, wenn man die Sache mathematisch behandelt.

Einstein verfolgte diese Betrachtungen weiter und behnte sie aus auf beschleunigte Bewegungen, und schuf so seine allgemeine Relativitätstheorie, während die sogenannte spezielle Relativitätstheorie auf gleichförmige Bewegungen beschränkt ist. Da wies es im Schwere- oder Gravitationsfelde mit beschleunigten Bewegungen zu tun haben, so heißt die Theorie auch Einsteinsche Gravitationstheorie. Aus derselben ergab sich vor selber die schon längst bekannte Bahn- oder Perihelbewegung des Merkur, welches sich mit Hilfe des Newtonschen Gravitationsgesetzes nicht erklären lassen wollte. Ferner ergab sich daraus die Richtestörung des Aethers, daß das Licht sich nicht geradlinig fortpflanzt, sondern in einem Schwerefelde, z. B. der Sonne, aus seiner Bahn abgelenkt werden muß. Und dieses wurde tatsächlich bei einer totalen Sonnenfinsternis am 29. Mai 1919 von einer englischen Kommission in Südamerika festgestellt. Diesen beiden Bestätigungen verdankt die Relativitätstheorie, daß sie nicht auf die Fachkreise beschränkt blieb, sondern daß sie Ruhm in die breite Oeffentlichkeit drang.

Nun erhob sich seit dem Sommer dieses Jahres ein Kampf gegen die Theorie. Die Anhänger derselben behaupten zwar, der Kampf gelte nicht der Sache selber, sondern der Person Einsteins (Einstein ist nicht deutscher Abstammung.) Auf der kürzlich tagenden Naturforscherversammlung in Bamberg, in der auch die Relativitätstheorie behandelt wurde, machte vor allem Professor Lenard (Heidelberg) geltend, so unbehmbar auch die bestehende Relativitätstheorie sei, so widersprache doch die allgemeine in ihren Folgerungen zum Teil so sehr dem gesunden Menschenverstande, daß sie abzulehnen sei. In der Berliner politechnischen Gesellschaft machte kürzlich Regierungsrat Dr. Fricke unter anderem bekannt, daß ein Versuch von Sagnac gegen Einstein entschieden habe und wahrscheinlich dadurch eine Entscheidung herbeigeführt würde.

Dem Nichtfachmann, der sich für die Frage näher interessiert, sei als Literatur das bei Springer, Berlin, erschienene Heft von W. Schlick, Raum und Zeit in der gegenwärtigen Krisis, empfohlen (broschiert 9.00 „ einfach). Teuerungszuschlag) dem auch die obigen Beispiele entnommen sind.

Seit wann werden unsere Toten in Särge begraben?

Kulturgeschichtliche Studie

von Dr. Johannes Kleinpaul.

(Nachdruck verboten.

Aus Gräbern germanischer Zeit haben sich Berichte über feierliche Leichenbegängnisse erhalten; man denke an Platens „Grab im Busento". Aber dabei handelte es sich immer um Größe dieser Erde, denn ihre nächsten Diener, die Leibdiener, wohl auch ihre Frau ins Grab — ins Totenreich — folgten. Außerdem wurde mit Heiden auch Alles, was sie sich erobert hatten, beraubt; sie nahmen dieses eigentlich Eigen, das nicht zum Erbgut der Sippe zählte, ebenfalls mit in die Unterwelt. Von Särgen ist da nicht die Rede. Grabhügel, ganze Berge, wurden über ihnen aufgetürmt, und diese mit daraufgelegten „Riesensteinen" gegen Schändung und Raub geschützt!

Die heidnischen Allemannen bestatten aber ihre Toten auch schon zeitig in sogenannten „Totenbäumen", mit welchen Worte man heute noch im schwäbischen Oberlande der Särge bezeichnet. Meist waren es Tannen; jeder in einer Tanne wohnende ist folglich ein „Tannhäuser", von dem die Sage weiß, daß er in der Unterwelt bei Frau Holle weilte.

So wurde auch anderswo manch einer „ins Holz gefreit", auch, als man lange schon Särge zimmerte. Dieser Ausdruck hat sich bis auf den heutigen Tag in unser deutschen Nordwestlande auf dem platten Lande erhalten, wo jeder Hausvater darauf achtete, daß er immer das nötige Holz dazu zur Hand hatte. „Reuthalt" (Rutholz) nannte man das in Ostfriesland, oder auch „Rotholt", — wenn es eben damit Not oder Eile hatte! Dann kam der Wandertischler und fügte rasch die schon fertig geschnittenen Bretter aus besten Eichenholz zusammen. Auch die Schiffer nahmen solches auf ihren Fahrten mit, um nötigenfalls eine „Totenlade" oder „Totenkiste" zu bauen.

Solche Särge waren bemerkenswerterweise ganz schmucklos, glatt und platt. In dieser einfachen Form haben sie sich lange erhalten. Noch i. J. 1848, wenn man in Oldenburg einen nach den Errungenschaften der „großen Revolution" fragte, bekam man zur Antwort: „die platten Särge der Armensleben wurden abgeschafft". Denn arme Leute in reicher ausgestatteten Särgen zu bestatten, war im Oldenburger Lande bis dahin verboten.

Auch in allen diesen Dingen herrschte früher ein Unterschied und eine strafte Ordnung; man wurde, je nach der Gesellschaftsstufe, zu der man gehörte — und das waren vielerlei — mit der ganzen oder halben Schule, mit oder ohne Gelang und Glockengeläute begraben. In Wittenberg beispielsweise gab es i. J. 1553 drei verschiedene Begräbnisklassen: „gemein", „mittelmeßige bawren" und „redliche leute". Noch i. J. 1836 wurden in Oldenburg „in höchster Auftrage Sr. kgl. Hoheit des Großherzogs" alles Läuten verboten, das manche Kirchdörfer bis dahin auch den Verstorbenen noch zerstört hatten.

Indessen, Dr. Martin Luthers Leiche wurde noch i. J. 15546 von Eisleben nach Wittenberg nicht wie man das jetzt tun würde, in einem Sarge überführt, — wohl deshalb, weil man eben keinen vorrätig hatte — sondern in der Weise, daß man sie in ein großes Laken von braunem Sammet hüllte. Dieses wertvolle Bahrtuch wurde nach der Beisetzung von den Grafen von Mansfeld der Witwe des Reformators geschenkt und bei sich durch viele Geschlechter fortvererbt; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befand es sich im Besitze einer hochbetagten Witwe Becher in Sieversleben, zusammen mit einer alten Bibel, in die Friedrich Martin Luther, der älteste Sohn des Namensträgers Luther in sein Familiennachrichten eingetragen hatte. In gleicher Weise hat auch noch zu Anfang des Jahres 1657 Kurfürst Johann Georg I von Sachsen seine letzte Ruhe von Dresden nach Freiberg auf einem offenen Wagen, nur mit einem schwarzen Tuche bedeckt, gemacht, obwohl er schon ein Vierteljahr vorher starb.

Auch anderswo beschränkte man sich einfach darauf, daß man die Leichen nur in Tücher einnähte. Das geschah in einem Falle, von dem Pfäfen in seinen Denkwürdigen Geschichten und Meinungen" berichtet. Danach ist in einer benachbarten Pfarrgemeinde Hohenstreitung: „Der i. J. 1595 verstorbene Pfarrer Superintendent Dr. Anmalt Pfeiffer war in seinem fünften Pfarrjahre (1630) mit dem Tode auf ein elterung Fieber befallen und starb tot aufgefunden worden. Als man ihn sogen in ein Leichentuch einnähen wollte, sprach man ihm zu seinem Glück verständlich in einen Finger, den er zuckte und wodurch er sein Leben kundgab."

Auch in Amsdorf wurden noch im 16. Jahrhundert die Leichen (wohl in Tücher gehüllt) bloß auf einem Pferde zu Grabe getragen. Später beschaffte die Stadtgemeinde einen Sarg, in dem die Toten blanken Sand gebracht aber nicht bestattet wurden. Erst am 11. Februar 1549 erlaubte der Rat den Bürgern, ihre Angehörigen in eigenen Särgen zu begraben, wurde im ersten Jahre nur zweimal von dieser Vergünstigung Gebrauch gemacht, im zweiten Jahre nur einmal, im dritten keinmal.

Auffälligerweise kehrte man zweihundert Jahre später noch einmal zu dieser einfachen Handhabung zurück. Im Jahre 1784 bestimmte eine kaiserliche Verordnung für ganz Oesterreich: 1. daß weil bei Toten der einzige Zweck der Verwahrung sei, solche ganz ohne Kleidung nur in ein Tuch eingewickelt werden sollen, 2. daß man sie zwar in Totenladen legen und darin zu Grabe tragen aber nicht damit begraben soll", 3. daß zu diesem Ende jede Pfarre verschiedene solche Laden in Bereitschaft haben und sie unentgeltlich zum Gebrauche geben soll, doch sei es unbenommen, eigene Familienladen zu halten". „Die Ursache dazu hat" — einer damaligen Zeitungsnachricht zufolge — „die Begebenheit des Generals Browne hauptsächlich gegeben, der dem Wiener Armeninstitut 100 000 fl. legiert hatte und auf sein Verlangen in Straßenuniform begraben wurde. Er war gewohnt, immer Or- dinanzen in der Tasche zu tragen und es waren 6 000 fl. mit ihm begraben worden. Als man ihn ausgraben ließ, fand man ihn wahrend im Sarge lief, und der Totengräber gestand, daß sie fast ihm gestohlen hätten. Aus dem Zeitungsnachrichten zu ersehen, daß sie fast immer die Toten auf diese Weise auszuziehen und die Kleider an einen Trödler zu verkaufen pflegten. Die Obliegenheiten „die er als unnütze Papiere wegwiesen und wolle sie „gleich heraussehen. Woraus man sieht, daß immer das auf eine unerlaubte Weise schon geschah, was nun gesetzlich geschehen soll . . .

Eine ganz merkwürdige Einrichtung bestand viele Jahrhunderte lang in einem Enden. Dort hatte das Franziskanerkloster neben der spätere „Heiligkreuzkirche" — ein Sargmonopol, dergestalt, daß die Mönche alle in der ganzen Stadt nötigen Särge lieferten. „Hausholte" (Hausholzer) wurden sie genannt, ein Name, der wieder an die schwäbischen „Tannhäuser" erinnert. Als im Jahre 15561 das Kloster aufgehoben wurde, machte man dem Gotshause dieses Vorrecht streitig, doch ohne Erfolg; es bestand noch bis zum Jahre 1868 in Geltung, wo ihm die Einführung der Gewerbefreiheit ein Ende machte. Ausgenommen waren nur die Schiffszimmerleute, die den Seeleuten eigene Särge bauen durften, um in Sturm und Not auch einen „in Holt" zu legen. Eine seltsame Hinterlassenschaft, die an diese eigenartigen Verhältnisse erinnert, bewahrt heute noch die Stadtmer „Gesellschaft für Kunst und vaterländische Altertümer" in ihren Mäkeren. Es sind das zwei große schwarze Bretter. Darauf sind seit 1668 bis zum Jahre 1868 alle „ausgehobe", die im „Gesellhause" gestorben sind. Jahr für Jahr auf das Gemeuelle verzeichnet. Ein Anfang kann noch wohl der außerordentlich starke Todesfall Jahre 1683 das ein Pestjahr war, in dem in der kleinen Stadt allein 5818 Hausholte gebraucht wurden; die meisten (191) bestätigte man im Jahre 1651.

Der Name „Gesellhaus" bezw. „Gesellhauskirche" erklärt sich daher, daß die Kistenverfertigung und Aufnahme der Stadtarmen und Waisenkinder dienten; diese Leute, die als „Schüttel- oder Kollgänger" („Löffelgänger") von dem Ueberschusse besser gestellter Mitbürger lebten, bezeichnete man dort schon als alter „Gäste".

Diese alten Särge waren alle einer Art, und bei den Beisetzungsfeierlichkeiten wurde wiederholt verboten, kleine Kränze (Kränzel), Namen, Buchstaben oder sonstweiche Verzierungen darauf zu legen. Um so seltsamer folgende Einrichtung, die man heute noch auf ostfriesischen Friedhöfen, namentlich auf dem platten Lande antrifft. Es sind die „Todenbeds", lerzähnliche Totenbretter, die man über den Gräbern errichtet und (bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts) mit den schwarzen Trauerlaken behängte. Sechs Wochen lang blieben diese wertvollen Tücher allen Wettern ausgesetzt, dann durften sich die Gemeindedormen darein teilen, wofern sie noch zu gebrauchen waren.

Auch über das Maß, das ein Sarg haben sollte, findet sich schon eine alte Bestimmung. Sieben Fuß lang sollte er sein und wurde demnach früher als „das Haus mit sieben Füßen" bezeichnet.

Nur kurz sei in diesem Zusammenhange der Totengroßen Särge gedacht, die bei uns ebenfalls schon im 12. Jahrhundert hier und da im Gebrauch waren, meist aus römischen Gebilde, später häufig als Wahrzeichen benutzt. Solche konnte schon das slavische Altertum, freilich in künstlerischer, durchgebildeter, verbeller Form, die des sotbaren Materials und der vielen Arbeit, die man darauf verwandte, würdig waren. Von daher kam sicher die Anregung hierzu, infolge der häufigen Kontaktnahmen und Freundschaften, vor allem aber auch der Kreuz Sorg. Sarg bedeutet urkundlich (arkadisch) soviel wie Fleisch und mit Sarkophag ist nur ein Fleischfresser bezeichnet; ein Behälter, in dem, was an Menschen sterblich ist, in Verwesung übergeht. Begreiflich daß vermögende Leute diesen Vorzug so lange als möglich hinauszögerten. Deshalb kauften sie Särge aus Marmor und sogar aus köstlichem Erz, Christlicher Kult ging aber auch darin noch einen bedeutsamen Schritt weiter. Jede Kirche wurde ursprünglich um ein Grab herum gebaut, in Zusammenhang mit der einst allgemein verbreiteten Reliquienverehrung, und so ist sie gewissermaßen ein erweiterter Sarg. Am sichtbarsten kommt das heute noch in der Nürnberger Lorenzkirche zum Ausdruck, in der sich das berühmte Sebaldusgrab, die künstlerische Schöpfung Peter Vischers findet, die insofern gewissermaßen den ganze Gotteshaus ausfüllt, als sie mit ihrer Spitze bis an dessen Gewölbe hinaufreicht.

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

Westfälischer Sagenkranz

Der Warnruf.

Im Schram liegt Hauer Wilms — hatt's ihn so Dumm ißt er wader jetzt noch seine Pillicht.
Da hört er ferri, wie eine Stimme schreit:
„It's noch nicht Zeit?

Eha, denkt Wilms, mich ruft der lange Schrift.
Was doch der Alte heute eilig ist.
Und wiederum dieselbe Stimme schreit:
„It's noch nicht Zeit?

So geh doch, Alter, murmelt Wilms und hat
Mit seiner Schümbaun weiter fort im Takt,
Doch lauter jetzt zum dritten Mal es schreit:
„It's noch nicht Zeit? —

Da springt der Hauer auf — es war kein Gliss
Denn niederbricht das ganze Kohlenflöz.
Wer aber war's, der aus den Klüften tief
Ihn vordem rief? . . .

Totenkult in Altwestfalen.

Von Dr. Bitter, Recklinghausen.

Mit großer Pietät behandelten unsere Vorfahren ihre Toten. Sie haben darauf, daß ihnen in ihr Recht zuteil wurde. Zwar konnten sich diese bei etwa vorkommenden Verletzungen ihrer Gerechtsame nicht durch sofort einschreitende Fehde wehren und Unrecht verhindern, aber man glaubte, daß eine ihnen zugefügte Unbill nicht unaelsühnt bleibe. Selbst auf Kleinigkeiten im Totenkult mußte man achten.

In manchen Orten, und so auch in den Dörfern und Bauernschaften des Münsterlandes, versammelten sich während der Tage, an denen der Tote „Kunst" liegen" (über der Erde) stand, noch nicht verbeerdigt war, die Nachbarn zu gemeinsamen Totenfeiern. Durch allerlei festgesetzte Gewohnheiten waren die Einwohner in dieser Zweck in gewissen Gruppen verbunden. Die Nachbarn, die auf dem Lande mitunter recht weit von dem Sterbehause, mit dem sie diese Beziehungen unterhielten, entfernt wohnten, kleben die „Mautnonben". Nachbarn. Sie traten besonders mehrmals während des Sterbens und des Lebens, wenn Tod oder Krankheit den nachbarlichen Menschen trafen, in Tätigkeit und halfen, wo diese in Hilfe in der Not" ihren Namen erhalten. Aber wie in trüben Tagen an Leid und Wehe, so nahmen sie in heiteren Stunden auch an den heiligen Ereignissen ihrer Nachbargemeinschaft teil, wie bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Familienfeiern. Auch zu beiden Seiten der armen Ohlenmeisleiter, die durch altes Gewohnheitsrecht und von Eltern auf Kinder und Enkel vererbte Gemeinschaftspflicht recht genau festgelegt waren, sind heiter darf an dem „alten Herrgaul" sitzen, der in dieser Gemeinschaft, schlagen darf ruhen. Die Besonders müssen sich selbst zu verteidigen, wenn einmal die Rechte verletzt in dieser Beziehung ihre Pflicht nicht ganz genau tätig. Und die Nächsten hätten nicht auf und wurden nach jahrelang nachgetragen, wenn einer mal Vergnügen und unbeschwert gelächelt war. Den Toten gegenüber hütete sich jeder peinlichst nicht vorsätzlich, daß ihnen kein Unrecht geschehe. Es wurden mit aller Sorgfalt behandelt. Keiner, der nicht ausgeschlossen war, hindert war, durfte sich von den allerletzten Totenpflichten

...öpflicher Born ungesunder Kraft und
...che, aus dem namentlich eine heiße, durstige
...benphantasie stets gern schöpfen wird.
...och auch die reiche, blühende Phantasie
...begnadeter Künstler schöpfte oft und gern
...dem Sagenborn, diesem Jungbrunnen
...scher Volkspoesie. Ihm entnahmen sied den
...f zu ihren unsterblichen Werken. Den
...chten Volkskindern drückten sie dadurch den
...tedadel auf die Stirn, machten sie zu Für-
...nen im gleich der Kunst. Malerei, Dich-
...t und Musik wetteiferten in ihrer Huldi-
...g. Mit ihrem ganzen bestrickenden geheim-
...vollen Zauber schauten sie uns an aus den
...ern eines Wallin; Ve...n wie Goethe und
...st, Schiller und Tell, Wagner und Tann-
...er und Lohengrin klangen zusammen.
...icht nur die lichte, sonnige Kunst, auch die
...e Wissenschaft beschäftigt sich mit den
...en. Obschon wichtige historische Ereignisse
...lkerwanderung, Christentum) oft eine Ver-
...hung und Umgestaltung der Sagen zur
...e hatten, obschon die Phantasie des Volkes
...Raum, Zeit und Geschichte beliebig durch-
...nder warf, so finden sich doch in manchen
...en heidnische, christliche oder ritterliche
...mente, die das Interesse des Geschichtsfor-
...s und Kulturhistorikers wachrufen. Dem
...achforscher dienen die verschiedenen Mund-
...n, in denen die Sagen erzählt sind, die
...erschiedenen Medewendungen und uralten
...rbilder, die oft in ihnen hängen geblieben
... Dem Psychologen endlich führen sie Da-
...ere vor von oft vollendeter psychologischer
...heit; zugleich gestatten sie ihm einen Blick
...ie Volksseele, der die Sagen in ihrer eigen-
...gen Schönheit entsprossen sind.
Was aber aus dem Herzen des Volkes gebo-
...ist, muß auch den Weg zu seinem Herzen
...derfinden, Schule und Haus sollen daran
...eiten, die Wege zu ebnen, Türen und Her-
...zu öffnen, damit Frau Sage wieder Ein-
...g finde. In Hause soll sie ihr Plätzchen
...den am flackernden Herdfeuer unter der ver-
...eterten Lampe, unterm frohlenden Christ-
...m, am Geburtstags- oder Namenstagstisch
...ch ins ernste Klassenzimmer soll sie dann und
...n hineinklingen. Sie vermag den Unter-
...t, namentlich Geschichte und Geographie,
...nderbar zu beleben.
...n sage nicht, die Sagen seien veraltet. Echte
...ie veraltet nie. Und echtes, lauteres Gold
... Poesie finden wir im Sagenborn. Möge er
...lost so kräftige Labe des Volkes durch-
...chen und ihm Glanz und Schönheit bringen.
...ge er dem überreizten, verfeinerten Nerven-
...aschen unserer Zeit ein kräftiger Heiltrank!
... Möge er besonders seinen Weg finden
...das Kinder- und Jugendland, es durchströ-
... mit den goldhellen Wellen der Poesie und
...schwemmen all die ungefunden, giftigen Ge-
...ser, die Schund- und Schmutzliteratur unse-
... Tage ihm zuführen wollen.

Mein Frühling.

...einem sonnendurchflüchtigen Frühlingstage möcht' ich sterben,
...n singt die Welt in Blütenträumen liegt.
... Sonne alles hüllt in Glanz und Blütenfloden
...nsbotenlied leis vom linden Wind gewiegt.

...m trägt nach einmal mich Nirana in Gottes
...Blumengarten,
...ig Amilly wende ich der goldnen Sonne zu — —
... faltet die Hände' — durch meine Seele geht einführen
...n Gottesfrieden und von tiefer seliger Ruh'.

...einem sonnendurchflüchtigen Frühlingstage möcht' ich sterben,
...n singt die Welt in Blütenträumen liegt. —
...f goldnen Sonnenstrahlen mit mein Heil entgegen-
...gleitet
...d ewig in Licht und Glanz die ew'ge Liebe liegt.

K. Martin, Kaufmannsgehilfe.

Westfälischer Sagenkranz.

Die Schlacht am Birkenbaum und der gespenstische Heereszug.

Von Louis Schlicking.

Zwischen Werl und Unna, unweit der Chaussee, steht der berühmte Birkenbaum, von dem die Sage weislagen, daß einst rings um ihn her einst die gewaltigste Schlacht geschlagen wird, worin der Osten mit dem Westen um die Herrschaft der Welt ringt und der „Karte Monarch", der den Westen führt, der stumme wolfgekleidete Fürst, der mit dem linken Fuße hinkt und deshalb von der rechten Seite auf sein Schlachtroß steigt, den Sieg davontragen wird. Der alte edle Birkenbaum ist verdorrt, aber ein junger steht an seiner Stelle. Die Prophezeiung hat sich von uralten Zeiten her im Volke erhalten. Schon 1701 ist sie in Köln in lateinischer Sprache gedruckt erschienen. Wir lassen sie hier in ihrer dichterischen Version von Gisbert von Vincke folgen:

— — — — — — — — — —

Von Miking wird er kommen und trägt ein weißes Kleid,
und von der Brust des Fürsten ein Kreuz erglänzet weit;
er sprenget kühn und tapfer voraus auf weißem Roß,
den Frieden wird er bringen, denn Sieg ist sein Genoß.

Da stehn die Heereslager, wie nimmer sah die Welt,
so weit das Auge reichet, gerüstet Zelt an Zelt;
und rings am Horizonte deckt schwarzer Rauch das Land,
der steiget aus der Dörfer und aus der Städte Brand.

— — — — — — — — — —

Die Seinen führet er vorwärts, der Kampf entbrennet heiß,
die Herrschaft über den Erdkreis — das ist des Kampfes Preis!
Die da bedeckt mit Wunden, zerfleischen sich noch voll Wut,
Bis an die Knöchel waten die wilden Krieger in Blut.

Drei Tage währet das Morden, die Birkenbäumer Schlacht,
dann ist der Süden Sieger, gebrochen des Nordens Macht.
Von Abend strömt nach Norgen ein Bächlein seine Flut,
dort fällt der letzte Hausen die Schnitterarbeit ruht.

Weh Budberg und weh Sönbern *), wenn sich erfüllt die Zeit,
ihr werdet zagen und klagen in Jammer und bitterm Leid.

— — — — — — — — — —

Das ist der Inhalt der alten Tradition, bekräftigt durch jene „Spökenkieker" oder Spukseher, durch deren „Norgenschlafen" die Worte Schillers:

Wie sich der Sonne Scheibe in dem Dunstkreis malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen Geschicken ihre Geister schon voran,
und in dem Heute wandelt schon als Morgen —

in Westfalen ihre populäre Befestigung finden. Die Sache des grauen Geschichtes war seit je, ja sie ist noch, wenn auch in geringerem Maße in Westfalen heimisch, und bleibt manche seltsame Tatsache eine so eigentümliche Erscheinung, daß alle sogenannten rationellen Erklärungen das Wesen derselben nicht erschöpfend deuten werden. Schon Tacitus spricht ja von ihr, aber es ist sehr merkwürdig, daß zu seiner Zeit die Frauen es waren, welche als „Prophetinnen" heilig gehalten wurden, d. h. alle Vorgesichten sahen, denn ohne Zweifel war auch wohl die berühmte Bructerin Veleda nichts als eine besonders begabte westfälische Spukseherin oder „Wisterske", wie es (von „wisten", vorbedingen) in einigen Landstrichen heißt. Heutzutage dagegen ist die Gabe fast ausschließlich nur bei Männern zu finden. Die Prophezeiung von der Birkenbäumer Schlacht fällt über den Kreis des sonst Bekannten weit hinaus und gehört zu jenen Visionen, von denen schon Machiavelli bemerkt: „Den Grund weiß ich nicht anzugeben, aber es ist eine sowohl durch die ältere als neuere Geschichte erwiesene Tatsache, daß niemals noch wo in einer Stadt oder in einem Lande ein großes Unglück geschah, das nicht durch einige höher begabte Menschen vorhergesagt oder durch Zeichen angekündigt worden wäre." — „Der prophetische Geist ist den Menschen natürlich und wird nie aufhören sich in der Welt zu regen," sagt der Graf L. de Maistre. Jedenfalls ist die alte Sage, daß auf einem Boden, welchen die tote Erde heißt, einst die zwei feindlichen Prinzipe des Nordens, oder wie sie sagen, des Ostens und des Westens auseinanderstoßen und um die Herrschaft der Welt kämpfen werden, zweifelhaft genug, wenn man sie auch nicht aus irgendeiner intuitionellen Sehergabe hergeflossen betrachten will, sondern lieber als eine Ahnung, der wir möchten sagen Allseele des Volkes.

(Schluß folgt.)

*) Borrowen, Holtum, Budberg, Sönbern sind benachbarte Dörfer.

De Fisitenkarte.

Schulte Reuwentamp un Schulte-Bullerjahn lagen sick in de Wulle. Wo se sick tregenstenig mat anbauhn konnen, do wurde dat bettens beiorget.

Dewes Morgens mach Bullerjahn nach de Stadt. As he an Reuwentamps Howe vörbikam, trock he en Stück Kriede ut de Tasche woite en prachtvollen Zielknapp an de Dör an gang vergneiglick seiner Wege.

Vor Beobachtung later worde Schulte Reuwentamp wakerig. He bedeckt sick dat Gemüdde, krauste sick söwer de dicken Ohren un dachte: De Hunschitt is mie bekannt, olle Junge! Na wachte men!

Stienz mach ehm seinen sündagschen Rock vanbrogen an dann gung he met stanzem Oogenwinken röwer nach Bullerjahns.

„Me hör is in de Stadt gohn," sagg Bennat, de Grootknecht.

„Woer ick! Woer ick?" lagg Reuwentamp.

„Ja, un de hall woll vör Middag nich wier de sien. Kann ick vielliicht wat bestellen?"

„Hm ja," lagg de Schulte; „Julle Moer bet vam Morgen siene Fisitenkaste an mienem Howe tringe loten. Wann he wier nach Huse kömmt, dann lagg chen wat, ick hädde se kamen und hädde ehm nu men blog den Gegenbesiek maken woen. Adjüs Bennat!"

W. Dschmann (Bochum).

Westfälische Kinderlieder.

Hänschen set in Schornsteen und wichste sine Schauh.
Da kam de schwarte Gnitte und bette sik dertau.
Ach Hänschen wull du fringen, la fringe du an mi,
Ek hewwe en blanken Dahler und de sall hören di.
„Ach Hänsken, Hänsken, nämm se nit, se hätt en scheinen Faut!"
„De scheine Faut de schatt er nit, wann ek se nömmen maut."

* * *

Gule, Kindken, Sule,
Achter usem Hus
Steit 'nen Mann met de Flegen,
De well dat Kindken grlegen.

* * *

Sige, Sage, Hottewagen,
Männeken, wat deit du in dien Kännelken?
Sänte, sänte, Mite-Mittbrand,
Do wöt dat kleine Kindken van graut.

* * *

Greite, wann ick kleite,
Dann kumm!
Kennste miene Kleite nicht,
Kiste miene Greite nich.
Greite, wann ick kleite,
Dann kumm!

* * *

Pillin, Pillin, Poppendreier
Het den Buf vull alle Eier;
Gröle Eier wan he nich,
Witte Eier krist he nicht

* * *

Tow sowen an,
Tower Katten affen,
Tower Wölle berop,
Tow bowen drop.

Wer setzt die Reihe fort?

W. W.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 9. Sonntag, 26. Februar 1921.

Sonntagslesung.

„Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden", so warnt der Heiland mit eindringlichem Worte. Unentwegt und Verwüstung ins Gottesreich der Seele bringt die Todsünde. Wo sie einzieht, welcht der Friede Gottes, der Seele Glück wird zerstört und begraben.

Die Geschichte der Heiligen berichtet von einem hochbetagten Greis, dem heiligen Polykarpus, wie er von dem heidnischen Richter mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen bedroht wurde, wenn er nicht seinen Gott lästere. Da richtete sich der sechsundachtzigjährige, vom Alter niedergebeugte Greis auf und sprach das schöne Wort: „Sechsundachtzig Jahre habe ich meinem Gott gedient; nie hat er mir etwas zuleide getan. Wie könnte ich nun gegen ihn sündigen?" Und mutig und heldenhaft starb er lieber den Feuertod.

Es war ein schwacher Greis, hoch in Jahren; doch wie heldenhaft zeigte er sich. Der heidnische Richter versuchte seinen Willen zu beugen. Aber der greise Held hißt seinen freien Willen nicht unter das Joch der Todsünde bringen und bleibt treu seinem Gott.

Wie viele willensschwache Menschen aber mag es geben, bei denen die Todsünde in das Gottesreich der Seele eingedrungen ist. Wo sie aber im Herzen wohnt, ist der freie Wille gleichsam entthront, das übernatürliche Leben ist ertötet. Welch trauriger Seelenzustand!

Bekannt ist das Glaubensmartyrium von Thomas Morus, dem großen Kanzler Englands. Er ist ins Gefängnis geworfen worden, weil er seinen Glauben nicht verleugnen will. Seine Frau erscheint mit ihren kleinen Kindern, fällt ihm zu Füßen und bittet: Rette dich, rette deine Kinder, rette mich und unterwirf dich dem Willen des Königs. Thomas antwortet: Es wäre Todsünde; ich tue es nicht. Sie bittet und flehet weiter: Tue es wenigstens dem Scheine nach! Er antwortet: Das ist Todsünde. Wie könnte ich es tun! Da bricht seine Gattin in Tränen aus und fleht weiter: Wir könnten doch länger miteinander glücklich sein. Thomas aber fragt: Wie lange wohl noch: fünfzehn, zwanzig Jahre und dann? — Darauf schwieg seine Frau. Er verabschiedete sich von ihr aufs herzlichste und sagte, zum ewigen Gedächtnis, seiner Frau und seinen Kindern: „Ziehe diese Kinder groß und dann erzähle ihnen, daß ihr Vater lieber gestorben sei, als eine Todsünde zu tun.

So muß ein jeder Christ denken und gegebenenfalls handeln, nichts mehr fürchten als die Todsünde und lieber sterben als Gott beleidigen. Gewissenhafte Vermeidung der Sünde wahrt der Seele ihr höchstes Glück, während die Todsünde der Mörder und Totengräber des Seelenglücks ist.

Wie glücklich ist die Seele in Gott und mit Gott! Die heiligmachende Gnade hat ihr gegeben das schönste Gottesglück. Sie hat durch die heiligmachende Gnade den Adelsbrief der Gotteskindschaft erhalten und damit das Erbrecht auf die Gottesherrlichkeit des Himmels. Die gottliebende und gottgetreue Seele wandelt als Gottes Gnadenbild im Sonnenglanz der Liebe Gottes. Das Gottesglück der Gnade und der Gottesliebe in ihrem Herzen vermögen alle Schicksalsschläge des Lebens nicht zu zertrümmern.

Wo aber die Todsünde ins Menschenherz den Weg gefunden, da ist alles Glück begraben. Das Gottesgnadenlicht ist ausgelöscht. Die Todesnacht ist angebrochen. Geraubt ist der Gottesadel der Seelenunsterblichkeit. Verloren ist die Gotteskindschaft des ewigen Glücks, begraben die Seele unter der Schuldenlast. Nur eines rührt sich in der des übernatürlichen Lebens beraubten, unglücklichen Seele noch, der nagende Wurm des bösen Gewissens.

In dieser hl. Buß- und Leidenszeit kommt der Mann der Schmerzen, dein Heiland, auch zu dir und schaut dich an mit den milden Augen seiner Barmherzigkeit. Vielleicht hat so auch in dir sein Gegner, der böse Feind durch die Todsünde das Gottesreich zerstört; wo diese Todsünde wohnt, kann der Heiland nicht weilen. Vielleicht sind auch bei dir die lieben Geister, von denen das Evangelium spricht, eingezogen und haben Verwüstung angerichtet. Sieh, dein leidender Heiland ist bereit und mächtig, das Gottesreich der Seele wieder aufzurichten und die bösen Geister aus ihr zu vertreiben. Er steht in diesen Gnadenzeiten vor deiner Tür und klopft an. Oeffne ihm die Pforte deines Herzens, demütig, reuevoll, zerknirscht! Dann wird er dich frei machen von der Sünde und deiner Seele wieder schenken das wahre Glück in Gott.

Treu seinem Glauben bis in den Tod.

Droben vor dem Buchenhofe steht ein junges Mädchen und läßt seine Blicke über die Bergketten Tirols hinschweifen. Aus den munteren Augen leuchtet etwas heraus, was sich nicht zurückhalten läßt — eine ungestüme Seligkeit und eine ungeduldige Erwartung. — Das Mannele befindet sich im Brautstande, in ein paar Wochen soll es mit einem Manne fortziehen aus den Bergen, weit hinaus nach Deutschland.

Ein Künstler aus Nürnberg, ein junger Mann von schlankem Wuchs und edeliger Haltung, war vorigen Sommer in das Tal gekommen, hatte zum Ostern den Buchen-Hof besucht und an dem frischen, fleißigen Mädchen seinen Gefallen gefunden. Es verging keine lange Zeit und die jungen Leute hatten ihre Herzen ausgetauscht. — Zu Weihnachten war von Nürnberg ein wunderhübsches Präsent gekommen — ein Jesukind in einem schimmernden Goldkleide; zu Ostern hatte der fremde Mann ein Bild der Unbefleckten geschickt, so zart und lieblich, daß das Herzkind in ein fürwitziges Entzücken geriet. — Mit den Schwalben kam auch der fremde Mann selbst wieder angerückt und zeigte nun, daß er mit dem Bergkind nicht spielen wolle. Er hielt um die Hand des Mädchens an. Da niemand etwas an dem Mann auszusetzen hatte, da derselbe auch jeden Sonn- und Festtag in der Kirche zu sehen war, da seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit überall von sich reden machten, gaben die Eltern ihr Jawort. — In einigen Wochen soll die Hochzeit stattfinden.

Für heute Abend hatte der fremde Bräutigam um eine Unterredung mit seiner Braut gebeten, — er habe ihr ganz allein und im Vertrauen etwas zu sagen. Daher läßt sich auch die Ungeduld des Mädchens erklären. — Doch es braucht nicht lange zu warten, schon kommt die hohe Gestalt des Fremden über die Wiese hergeschritten.

„Guten Abend, Anna," ruft er von weitem.

„Guten Abend, Heinrich," erwidert das Mädchen.

„Ist der Vater zu Hause?"

„Nein, der Vater ist mit den Dienstboten noch auf dem Felde, die Mutter ist in der Küche."

„So komm' mit mir ein wenig auf die Wiese hinaus!"

„Aber, Heinrich, nimm zuerst eine Erfrischung, du bist müde und erhitzt."

„Nein, Anna, ich habe nichts nötig, ich soll in einer Stunde wieder im Dorfe sein — komm geschwind!"

„Aber, Heinrich, heut' bist du sonderbar und aufgeregt — ist dir was passiert?"

„Nein, nichts passiert, aber etwas auf dem Herzen liegt mir, so schwer wie ein Mühlenstein — Anna, wirst du mich verurteilen?"

„Wenn ich Richter sein darf, wirds wohl nicht zu streng hergehen."

„Und doch, ich wag's kaum auszusprechen."

„Aber, Heinrich, ich kenn dich nicht mehr; du bist heute ganz anders — sag', was fehlt denn — du machst mich besorgt."

„Anna", platzte der Mann heraus, „du meinst, ich wäre katholisch wie du; doch ich bin ein Lutheraner."

Das Mädchen wurde kreideweiß, dann tat es einen Aufschrei und mußte sich an der Mauer halten, um nicht umzusinken.

Der Mann war ebenso bleich geworden, aber er regte sich nicht — er wartete, bis das Mannele seinen Mund auftun würde. Endlich seufzte das Mädchen:

„Heut wirds Nacht. Unsere Nacht! Das ist ein kurzer Tag gewesen!"

[...] so sehr es mich dazu hinzieht; aber — meine Verwandtschaft erlaubt es nicht — und dann habe ich eine große Erbschaft zu erwarten — die geht verloren, wenn ich zu euch Katholiken übertrete."

„Heinrich," flehte das Mädchen noch inniger, „wir bleiben hier, du malst deine schönen Bilder, ich bekomm von meinem Vater auch einen Kreuzer — was brauchen wir die Erbschaft? — Deine Verwandtschaft will ich dir reichlich ersetzen — Heinrich, niemand auf der Welt ist dir so gut als ich."

„Diese Sachen verstehst du nicht, liebes Kind", erwiderte der Mann mit trüber Stimme.

„Heinrich," klagte das Mädchen, „ich hab' dir alles opfern wollen: meine Eltern, meine Geschwister, meine Berge — und gern hätt' ich's getan, recht gern — unser Herr weiß es — und meine Treue und Liebe ist dir feil um elendes Geld, um das Gerede der Menschen!"

„Anna, du tust mir wehe."

„Und wer tut denn mir wehe? . . . Heinrich, warum hast du's nicht früher gesagt, daß du . . ." Sie sprach das Wort nicht aus.

„Ich wollte es jeden Tag sagen, und je länger ich es verschob, desto schwerer kam's mir an."

„Warum hast du mir das schöne Christkind verehrt und die Muttergottestafel? Warum bist du alle Sonntage in die Kirche gegangen?"

„Ich wollte dir zeigen, daß ich deine religiösen Gefühle achte . . . Siehst du, Anna, du kannst auch als meine Frau deine Religion behalten, du kannst sie auch üben, wie du willst, ich lege dir keine Hindernisse in den Weg. Nur kann ich wegen der Verwandten nicht katholisch werden, noch auch dir das Versprechen geben, daß die Kinder katholisch werden sollen. Ich w[ill] offen sein."

„Heinrich, es wäre ein Verrat, wenn ich das zugäbe. Heinrich, man sagt uns Tirolern nach, daß wir treu sind — ich möchte das nicht umstoßen; — alles will ich dir hingeben, mein Leben, meine Heimat, — aber nicht meinen Glauben, meinen Gott! — Meinem Gott blieb' ich treu — sonst wäre ich nicht in Tirol daheim.

„Anna, heute ist das schöne Spitzenkleid angekommen und der silberne Kranz."

„Die brauch ich nicht mehr, wenn ich dafür unsern Herrn verraten soll!"

Der Mann schwieg eine Weile, dann sagte er schmerzlich:

„So bin ich um mein Glück betrogen!"

„Und was bin denn nachher ich? — Heinrich, mein ganzes Herz hab ich dir aufgedeckt bis zum letzten Winkel und wenn ich nur etwas zugedeckt hätte, mir wärs vorgekommen, es wäre eine Sünd', eine große Sünd'. Kein Engel hätte nur ein bißchen Falschheit drin finden können. — Du hast mir dies Herz abgekauft, aber nicht mit rechter Münz' — ich hab' dir vertraut, wie das Kind dem Vater und hab gar nit zugeschaut, ob du wohl mit dem rechten Geld auszahlst."

Das Mädchen weinte; der fremde Mann zitterte vor Erregung, aber er sagte nichts. — Das Bergkind wartete lange auf ein Wort von ihm. Da er aber beharrlich schwieg, richtete es sich plötzlich auf, zog einen Ring vom Finger und sprach mit bebender Stimme:

„Da, Heinrich, hast du deinen Ring. — Wenn du mir noch eine Liebe erweisen willst, so sei so gut und geh' fort aus unserm Tal . . . ich könnt's nicht ertragen" . . .

Der Mann schaute trüb vor sich hin, endlich sagte er:

„Ja, Anna, ich geh' hinauf in die Berge, aber nur für einige Tage . . . du bist so erhitzt und aufgeregt . . . in drei Tagen komme ich wieder; bis dort bist du vielleicht anderer Meinung."

„Nein, Heinrich, nein! — — — Wir sehen uns [...] und eilte ins Haus.

Drei Tage waren verflossen. Der fremde Mann kam mit düsterer Miene auf den Buchenhof zu, — er traf dort eine auffallende Bestürzung und viele rotgeweinte Augen. Im Hausgang kam ihm der Vater entgegen. Der Künstler fragt mit großer Hast: „Wo ist die Anna?" — Der Bauer gab nur ein stummes Zeichen, ihm zu folgen. Sie traten durch die Wohnstube in ein Hinterkämmerlein. — Da drinnen lag tief in weißen Kissen das Nannele. — Das Mädchen war vorgestern von einem heftigen Kopffieber ergriffen worden. — Sein Gesicht hatte jetzt eine braune Färbung, der Atem ging schnell und heiß, das Bewußtsein war dem Mädchen entschwunden. Alle Anzeichen der nahen Auflösung waren vorhanden. Erschüttert stand der fremde Mann am Bette; Tränen flossen über seine Wangen. — Da verzog das Mädchen schmerzlich das Gesicht und rief ganz laut: „Nein, nein, lieber Heiland, ich verkaufe dich nicht wie Judas — — er ist fort — — er ist schon fort . . . Und wie tuts mir wehe da drinnen . . . so wehe; mir ist das Herz gebrochen. Der fremde Mann schluchzte heftig. — Das Mädchen wurde bleich und fing an zu zittern. — Der Vater schrie: „Sie stirbt, sie stirbt!" Alles eilte jammernd herbei. — Eine Magd sprach die Sterbegebete. Als sie geendet hatte, lag das Mädchen ruhig da — der Atem bewegte sich nicht mehr — es war tot.

N. C.

Am Niederrhein.

Von Hanns Heinrich Bormann.

(Nachdruck verboten).

Zons.

Die Straßenbahn kriecht endlose Vorortstraßen kreischend entlang. Die Stadt bröckelt langsam ab, stückweise fallen Häuser, Fabriken, Schuppen und wieder Häuser hinter einem in vergessenes Dasein. Noch hängen Autolärm und flirrende Königsallee schwer in der Erinnerung. Aber da ein Weiher, ein Schloß . . . und dahinter tut herbstvergoldete Parkstille weit die Arme auf.

Irgendwo klingt noch ein Straßenbahnläuten her . . . dann ist die Großstadt vergessen. Nur wenige Schritte, eine gerade Allee entlang — Blätter rieseln braun und golden zu Boden — dann schlägt der Park seine Gardinen zurück und dicht zu Füßen rauscht der Rhein sein müdes Schwermutslied. Stromaufwärts den Uferweg entlang. Und immer läuft der sonnige Herbsttag nebenher und lächelt . . . lächelt aus fruchtschweren Apfelbäumen, roten Beeren und buntem Laub . . . . Ein Stinnes-Dampfer stöhnt ätzende Kohlenlast durch stiebende Wellen.

In Uferweiden verliert sich der Weg. Glutrote Weidengerten hocken auf kurzen Stümpfen und sonnen sich. Pappeln senden knisternd Flüsterworte ins Land. Teer- und Tankgeruch vom Strom her streitet mit dem beizenden Rauch flackernder Kartoffelfeuer. Dann schlägt die Biegung durch das Gestrüpp und drüben vom Ufer her grüßt ein Bild aus dem Märchen: alte Giebel und Dächer, Wehrtürme und Tore und drüber weg ein Kirchturm in sicherem Frieden.

Zons.

Alte Giebel und Dächer, Wehrtürme und Tore . . . und die Steilwand der Bastei glüht purpurtief im Herbstrot des wilden Weins. Davor der Rhein, müde und schwermütig. Nur ein Bild, eine Silhouette, massig, zackig und bunt gegen den klaren Himmel. Das ist Zons . . . das Dornröschen des Niederrheins.

Das Motorboot schneidet mit hüpfendem Takt dem Ufer zu. Das Bild wird Nähe. Wenige Schritte — und das Bild wird Umgebung, zerfließt in Wirklichkeitsgrau und kahles Gemäuer.

Man stapft über holpriges Pflaster, durch Torbogen gahauf, gahab, bleibt vor einer alten, geschnitzten Tür stehen, blickt durch Schießscharten des Wehrganges und sieht Ecken und Winkel voll Efeu, Heimlichkeit und Erinnerung an alte Tage. Geht durch Torbogen wieder zurück, gahab, gahauf, und spürt Schatten der Vergangenheit ringsum. Dornröschenschlaf überall. Stille, [...] träumende Heiligenbilder in glasverhüllten Nischen . . .

Was bedeuten Einzelheiten? Was Winkel, Torbogen und holprige Gassen?

Und wieder schneidet das Motorboot mit hüpfendem Takt dem Ufer zu. Nähe wird Weite, Wirklichkeitsgrau zu buntem Bild.

Und man sieht und staunt ob des Wunders: Giebel und Dächer, Wehrtürme und Tore . . und die Steilwand der Bastei glüht purpurtief im Herbstrot des wilden Weins. Davor der Rhein, müde und schwermütig. Nur ein Bild, nur eine Silhouette, massig, zackig und bunt gegen den klaren Himmel. Das ist Zons . . .

*

Ruhrort.

Eine öde Straße mit schmutzig-grauem Gesicht, scheinbar endlos, vierstöckige Häuser zu beiden Seiten, so führt der Weg von Duisburg nach Ruhrort. Langeweile gähnt an allen Ecken. Bis zum Ufer der Ruhr.

Dann beginnt ein Wirbel von Brücken. Ueber die Ruhr, über Hafenarme, über Kanäle . . . Immer Land dazwischen. Häuser, Lagerhallen, Verladeschuppen. Und wieder ein Wasserarm, wieder eine Brücke.

Schiffe liegen an den Kaimauern. Schiffe fahren im Irrgarten der Hafenbassins und erstreben den Ausgang. Ein Kommen und Fahren, ein Hin und Her.

Drüben aber, wo die Häuser den Blick einfangen, drohen hundert Schlote zum Himmel, stoßen qualmende Wolkenballen Tag und Nacht in finsterem Triumph gegen das blaue Himmelsfenster und wischen es grau und blind. Drüben aber zucken lohende Feuersäulen über die Dächer. Dann und wann geht ein Feuerregen durch die Lüfte, dann und wann reißen Weißglutbäche Qualm und Wolken und Luft entzwei und brennen ihren Widerschein wie rasende Signale in den Himmelsraum, flammende Schreie nach fernen Planeten, ob auch dort Menschen seien, Knechte der Arbeit, Menschen wie wir . . .

Die Luft dröhnt Tag und Nacht. Es ist ein heimliches Stöhnen, ein Knirschen, ein Stampfen, ein ewiges Grollen.

Die Straßen Ruhrorts sind eng und ohne Ausdruck. Mit wenigen Schritten ist man quer durch die steinerne Insel. Dann steht man auf der anderen Seite: wieder Wasser, Hafenarme, Schiffe.

Und nun ganz nahe das Surren und Grollen, das Stampfen und Knirschen. Ganz nahe nun die Walzwerke und Hochöfen und der drohende Ring der hundert Riesenschlote. Das Reich der Arbeit. Die große Schmiede Deutschlands. Hier ist ein Randstück von ihr, von hier aus dehnt sie sich weiter — über Hamborn, Marxloh, Mülheim, Essen . . . tief ins Land.

Leicht steigt die Straße an, hinauf zum Brückenkopf. Dann schlägt groß und schlank die ragende Rheinbrücke ihre mächtigen Bogen.

Hier ist Ruhrorts andere Seite. Hier mündet die Ruhr, hier beginnt der Riesenhafen, hier fahren die mächtigen Schleppzüge reihenweise nebeneinander. Hafenboote schlängeln dazwischen, Motorboote rasen wie Hunde. Und breit und schwer zieht der Rhein durch die Brücke und trägt die tausendfache Last. Weiß er noch von den fröhlichen Hotel-Terassen in Rüdesheim? Von dem Mädchenlachen bei Stolzenfels, von dem Becherklang und Burschensang des Siebengebirges? . . . Zerstoben, zerfetzt ist alle Romantik. Hier paßt das harte Herz der Wirklichkeit. Hier fiebern Arbeit und Technik und Handel und Industrie. Hier hämmert ewiger Werktag.

Hundert Schlote drohen zum Himmel. In Thomas-Birnen leuchtet Bessemerstahl in Weißglut und zerreißt die Lüfte mit seinem Widerschein. Schiffe kommen, Schiffe gehen. Ewig ein Dröhnen in der Luft. Ein heimliches Stöhnen und Knirschen, ein Stampfen und Grollen . . .

Breit und schwer zieht der Rhein vorbei, tastet in die hundert Arme und Becken des Hafens und zieht breit und schwer weiter.

Politische Fabeln.

Von Erich Klein.

(Nachdruck verboten.)

1.

Einst waren die Füchse unter sich uneins geworden, und ein Teil von ihnen beschloß, ihr Volk zu verlassen [...] Verwandten, den Wölfen. Diese nahmen sie mit großer Bereitwilligkeit auf, und so jagten denn die Füchse mit ihnen über Land. Bald aber merkten sie, daß die Wölfe viel stärker und behender waren als sie und infolgedessen eine andere Art zu rauben hatten; wodurch es kam, daß die Beute stets den Wölfen und niemals den Füchsen anheimfiel, also daß diese stets das Nachsehen hatten und hungrig an den kahlen Knochen nagen mußten. Da beschlossen sie, das Wolfsrudel zu verlassen, und gingen zu den Bären, die sie durch ihre größere Schlauheit zu überlisten gedachten. Aber es fand sich bald, daß die Bären sich von Dingen nährten, die sie nicht zu fressen gewohnt waren und die ihnen deshalb nicht mundeten, sodaß auch hier ihres Bleibens nicht lange war. Da machten sie noch einen dritten Versuch und gingen zu den Katzen, die sie durch ihre größere Kraft und Weltkunde zu beherrschen gedachten. Als sie jedoch zum ersten Mal mit ihnen zur Jagd aufbrachen, erwies es sich, daß sie nicht die Jagdgesetze der Katzen kannten, und einige von ihnen blieben in Fallen hängen, andere verquetschten sich in schmalen Spalten, wieder andere fielen in Brunnen, oder sie verirrten sich und fanden nicht mehr zum Sammelplatz zurück. Da riefen die letzten, die noch heil und gesund geblieben waren, all ihre Genossen zusammen und schlugen ihnen vor, wieder zu ihrem Volk zurückzukehren. Und so geschah es denn auch. Noch lange aber sprach man im Tierreich von dem dummen Streich der sonst so klugen Füchse.

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

No Hus.

No Hus, no Hus!
Dat geiht mi faken dör den Sinn,
wenn mi dat Driewen stump to dull
up Straoten, wo se dränget hitt und hin
un Mensken lauvet stump to vull
van Hus, van Hus!

Van Hus, van Hus!
Wo is dien Hus ut Kinnerdage?
Och, gistern hier un ,muonen dor.
In Straotenhöle spielte ik as Blage,
un wenig Sünne was dat — sonderbor —
to Hus, to Hus.

To Hus, to Hus?
Och, soll ik di van Hus vertellen,
wü! mi dat Hiärte weik und warm.
Dän mi es Winterdag de Hande kellen,
kraup ik vergnögt in Moders Arm
to Hus, to Hus!

To Hus, to Hus,
do scheint de Sünnen
so moje os nüäns ni ännerswo up de Welt.
Och, wänn de Mensken all so'n Hus sich wünnen,
et wärd nich mähr so vull rebellt
to Hus, van Hus!
No Hus, no Hus!

Koen ik doch eimol no no Huse gaohn,
de Vadder graut in siene Augen seihn;
Dien Jung hält faste, bleiw up Heimatbrem
staoha!
Hei keiht nich mähr up eenen Bein;
Hei is to Hus!

F. Kohlmann.

Deutsche Sagen.

Von M. Bromen.

Es gibt wohl kaum eine deutsche Gegend, wo nicht Frau Sage heimisch ist. Wir treffen sie in stillen, verschwiegenen Tälern, auf ein[samen] [...] Heidegrund. Sie wandelt durch die öden, verlassenen Hallen halbzerfallener Burgen, tritt ein in stille, dämmernde Waldkapellen, durchschreitet die ehrwürdig-ernsten Räume altersgrauer Klöster. — Ueberall ist sie zu Hause, wo stille, ahnungsreiche Menschen wohnen, wohin der Lärm des Alltags, des modernen Lebens noch nicht gedrungen ist, wo die Natur noch ruht in heiliger Unberührtheit und tiefer, hehrer Einsamkeit.

Welt- und kulturfremd wie die Gegend, muten auch die Gestalten an, die der Frau Sage Reich durchwandeln: alte, geheimnisvolle Gottheiten, kraftstrotzende Recken, liebliche Königskinder, Heldenfürsten und Heldenfrauen, aber auch einfache, schlichte Menschen: Krämer, Schäfer, Geißbuben. In grauer Vorzeit lebten sie, längst verklungen sind ihre Schicksale — Frau Sage aber hob sie mit mächtiger Hand aus dem Dunkel der Vergangenheit ins Licht der Gegenwart und gab ihnen in der Natur zugleich die passendste Staffage.

Der dunkle Schoß des Kyffhäusers hütet den Schlaf Barbarossas, des großen Heldenkaisers, dessen Andenken so fest und unvergänglich in den Herzen der Deutschen steht wie die Berge draußen in der Natur. — Kaiser Karl wandelt in hellen Mondscheinnächten an den Ufern des Rheines. Zu seinem großen, machtvollen Bilde paßt die Majestät des Rheinstromes, der ruhig und kraftvoll seine Wogen dahinwälzt. — Göttin Hertha thront auf Rügen, wo die Natur selbst ihr einen Thron errichtete. — Die geizige Jungfer Eil, der betrügerische Krämer und anderes lichtscheues Gesindel des Münsterlandes spukt in der walddunklen Davert, — übers grausige unheimliche Moor irren die Seelen der Verdammten. —

Es ist eine liebliche und schaurige Welt, in die uns die Sage führt, eine Welt voller Gegensätze, in der Vergangenheit und Gegenwart, „Wahrheit und Dichtung", Wirklichkeit und Phantasie, Scherz und Ernst sich die Hand reichen. Wir hören von Glück und Unglück, von Heldenmut und Feigheit, von Treue und Untreue; wir erfahren, wenn das Volk geliebt, wen es gehaßt, was es bewundert und verachtet. — Des Volkes Seele lebt in den Sagen. Frau Sage greift hinein in ihre Tiefen, in die goldenen Saiten ihres Gemüts- und Innenlebens. Daher ihre Klänge voll Kraft und Größe, voll Tiefe und Innigkeit. Der Grundton aber, der aus der rätselhaften Tiefe dringt, ist durchweg ernst, dunkel, geheimnisvoll, uralte, ergreifende und doch ewig neue Melodien. Der singt von Not und Tod, von Irrtum und Schuld, aber auch von Sühne und gerechter Strafe. Von jeher war der Deutsche zum Sinnen und Grübeln geneigt. Die tiefe Einsamkeit der Wälder, die vormals unser Land bedeckten, die rauhen, dunklen Nebel, die es tagelang einhüllten, vor allem die frühere Abgeschiedenheit der menschlichen Wohnungen — all dies weckte und nährte diesen Zug, gab der Volksseele jenen eigentümlichen Hang zum Unheimlichen, Grausigen, der noch heute der deutschen Seele eigen ist. Daher die Reihe Spukgestalten in den Sagen. Meistens sind es ruhelose verbrecherische Seelen, die der irdischen Gerechtigkeit entronnen sind und nun zur Strafe für begangene Frevel nach dem Tode umherirren müssen, ihre Schuld zu sühnen, Betrüger, Geizige, Meineidige, Wucherer — also solche, die am Eigentum ihrer Mitmenschen sich vergriffen — sind wohl am häufigsten vertreten. So werden die Sagen ein Stück Sittenlehre für das Volk, sie mahnend, jedem das Seine zu geben, nicht hartherzig vor fremder Not Herz und Hand zu schließen, das Unrecht zu meiden, redlich zu leben und zu handeln. Mag auch heute mancher für diese Sagen nur ein spöttisches [...] das schönste Zeugnis für den rechtlichen, [...]lichen Sinn des Volkes, für seinen kindlich[en] Glauben an eine dereinstige, sichere Vergeltu[ng].

Der Glaube des Volkes war der Bod[en], dem in alter Zeit noch ein anderer Zweig [der] Sage entsproß: die Göttersage. Während [die] Gespenstersagen im tiefsten Grunde Anklän[ge] ans Christentum verraten, sind die Motive [der] Göttersagen grundheidnisch. Sie reichen zur[ück] bis ins graue Altertum. An Götter gla[ubt] das Volk zwar heute nicht mehr, doch hörts [es] immer gern von ihnen reden. Aus die[sen] Sagen klingen ihm entgegen die Stimmen [sei]ner Vorfahren; sie reden zu ihm „vom ural[ten] Geistes- und Gemütsleben unserer Nation, [...] sind durchdrungen von alten, niemals ganz v[erlore]nen? [...]tierbaren Stimmungen, Ahnungen und G[e]wohnheiten einer aus unvordenklichen Zei[ten] stammenden natürlichen Religion." Aber e[ine] Religion voll Poesie und Schönheit! Sie fü[hrt] uns hinein in die große, weite, freie Nat[ur]. Wir hören die Bäume über uns rauschen, [die] Stürme brausen und die Quellen murme[ln]. Hier draußen in Bäumen und Sträuche[rn], Wind und Wellen leben die Gottheiten. [Auf] einsamen Bergeshöhen, in heiligen Hainen [und] an rauschenden Wasserfällen brachte man ih[nen] Opfer dar.

Doch später kam eine Zeit, wo die lode[rn]den Opferflammen erloschen, wo das Licht [des] Christentums eindrang in die dunklen Wäl[der] Germaniens. Da stürzten die Götterbil[der] und an ihrer Stelle wurde das Kreuz auf[ge]pflanzt. Doch das Volk konnte sich von den la[nge] Verehrten noch nicht trennen. Die es nicht m[ehr] als Götter verehren durfte, verehrte es n[un] als Helden. Es sei nur erinnert an die Pe[rle] des deutschen Sagenschatzes, das Nibelung[en]lied. Der Hauptheld Siegfried (Sigurd) [ist] der frühere Sonnen- und Lichtgott Baldur, [der] jeden Morgen das Sonnengold aus der T[iefe] holte und den Nebel zerteilte. Das Sonneng[old] wird versinnbildet durch den Nibelungensch[atz], der Nebel durch die Nibelungen. Baldur wu[rde] getötet von Hödur, dem Finsteren, Siegfr[ied] von Hagen, beide durch einen Speer. Zug [um] Zug scheint hier der alten heidnischen My[tho]logie entnommen zu sein. — Es gibt allerdi[ngs] eine Richtung, die gegen diese Auffassung, [die] Helden seien eine Vermenschlichung alter G[ott]heiten, protestiert. Sie erklärt, die Paralle[len] in den Götter- und Heldensagen seien auf ei[nen] gemeinsamen Naturmythos zurückzuführ[en]. „Aus derselben Wurzel, der Natursymbo[lik], der in heidnischer Zeit Göttermythen entspro[ssen], erblühte später der Heroenmythus. Siegfr[ied], Beowulf sind keine vermenschlichten Göt[ter], sondern Neubildungen; die von ihnen erzähl[ten] Mythen sind den Göttermythen durch gle[ich]artigen Ursprung verwandt, nicht aber [aus] ihnen entstanden." (Jiriczek: Deutsche Held[en]sagen.) Jede Annahme hat etwas für [sich] — diese ist historischer, jene menschlicher [...] welche die rechte ist, wird wohl stets eine off[ene] Frage bleiben.

Am häufigsten sind es historische Person[en], die in dem Kern der Heldensagen stecken. [...] Günther, Gernot und Giselher des Nibelung[en]liedes sollen Namen einer alt-burgundisc[hen] Königsreihe sein. In „Dietrich von Ber[n]" finden wir Theodorich den Großen, ferner Et[zel], den Hunnenkönig. — Um die meisten gro[ßen] Fürsten ihrer Zeit rankt sich ein Sagenkra[nz], um Karl den Großen, Otto den Großen, B[ar]barossa und in neuerer Zeit sogar um Bisma[rck], den genialen Kraftmenschen der jüngsten V[er]gangenheit, und seinen Heldenkaiser Wilhe[lm] den Großen. — Ein großer, kühner Zug [geht] durch die Heldensagen. Sie wecken Begeisteru[ng] für Heldenmut und Heldengröße, Mitleid u[nd] Mitfreude am Schicksal anderer; sie sind ein [...]

… wurde, und die der ganze Reihe … welche hier auf … Kleiderbank, zumeist mitten zwischen Ruhe und … sich lagernd, entstanden sind.

*) Aehnliche Erscheinungen haben sich später, so auch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, an … Stelle deutlich wiederholt.

Liebe Heimat du!

Hinter deine Hecken
möcht' ich müd mich strecken,
liebe Heimat du!
Unter deinen Bäumen
möcht' ich selig träumen
in verklärter Ruh'.

Draußen geht das Hasten
ohne Ruh' und Rasten
mit dem Stundenschlag.
Uns durchschafften Nächten
wächst im stetem Knechten
fiebernd Tag um Tag.

Ich bin fest gebunden
mit dem Puls der Stunden
an das Rad der Zeit.
Seine Speichen drehen,
ohne stillzustehen,
sich durch Lust und Leid.

Ach, ich darf nicht träumen
unter deinen Bäumen,
liebe Heimat du!
Doch man soll mich strecken
hinter deine Hecken
einst zur letzten Ruh' . . .

W. Linnebahm.

Der Püttwinkel.

Skizze von Willi Lindner.

Der Püttwinkel ist eine krumme Gasse in einer …lichen Stadt. Sie ist aus der Zeit des seligen … Spitzweg übriggeblieben. Wenn das Mondlicht die Dächer ihrer schiefwinkligen Häuser küßt, … man, der Nachtwächter müßte jeden … Horn und Laterne aus irgend einem … heraustreten und über das holperige … dummeln. Aber der letzte Nachtwächter … hat sich längst zu seinen Vätern versammelt. Die … Nachwelt hat nach seiner herbstlichen Hülle … und dieses in den lauten Lärm … Marktplatzes gesetzt.

… weiß die krumme Gasse Gottseidank nichts. … würde sich … über die Allüren der neuen Zeit … dabei die Beständigkeit ihrer Gebräuchlichkeiten einer … Sie aber hält … in ihrer konservativen Starrheit … patriarchalischen Behäbigkeit. Ihre Häuser … von der glücklichen Zeit, wo es noch keine Bau… gab, wo Maurermaß und Zirkel des Herrn … nicht in die wunderliche Regellosigkeit des privaten Geschmacks hineinfuhren. Zwei Häuser … sich mit ihren Fronten derart nahe, daß für … feurigen Jüngling ein Bügelbrett gefahrlos die … Brücke zum Fenster und Herzen der gegenüber … Geliebten werden konnte. Zwei andere … Reihen soweit auseinander, daß vor dem … noch eine bescheidene Laube im … dem anderen ein ländlich-sittlicher Düngerhaufen … Licht und Sonne findet.

… auf der Mitte der krummen Gasse befindet … der Pütt, von dem der Winkel seinen Namen hat. … Pütt ist ein alter Ziehbrunnen, über den ein … biederer Zimmermann ein schiefwinkliges Dach … gebaut hat. Um diesen herum läuft eine Holz… die in Gestalt von eingeschnittenen Herzen und … Buchstaben alle Liebesgeschichten der Gasse … von zwei Jahrhunderten festhält. Ueber dem … und Buchstaben … [illegible] … Jugend in heiterer Ausgelassenheit und … werbender Leidenschaft …

Von seinem Inhalt lieferte der Pütt in … Herrlichkeit durch die Reihe der Jahrzehnte den … der Gasse den Lebensquell für … Küche und Kaffeekessel. Nie versiegten seine Quellen, … heißeste Sommer dörrte ihn nicht aus. Er war das … Wahrzeichen der Beständigkeit im Wechsel des … Zeitenstroms. Darum blieb ihm auch die … treu, als ringsum die Stadt aus bürgerlicher Stille in großstädtische Geschäftigkeit hineinwuchs und breit angelegte Straßen mit himmelanstrebenden Palästen bewehrte.

Biegt man heute aus einer dieser breiten Straßen in die Enge der krummen Gasse ein, so ist's, als wär hier, wie die Zeit, die hier vor hundert Jahren den Perpendikel ihrer Uhr angehalten hat. Aber man wundert sich nicht. Man sieht nicht befremdet in diesem Rest überlieferter Vergangenheit, den die tollende Gegenwart vergessen hat. Man weiß nur plötzlich wieder, daß die selige Großmutter einem die Kindheit mit Geschichten aus krummen Gassen und winkligen Winkeln verklärte und ist glücklich über die Entdeckung, daß alle Erinnerungen an ein schöneres Gestern im Herzen aufgehängt sind, wie kostbare Bilder in einer Gemäldegalerie. Und losgelöst vom Alltag, der in nüchterner Prosa seine Gesetze auf die graue Leinwand des Himmels schreibt, träumt man sich zurück in die Zeit märchenumsponnener Poesie . . .

Der Püttwinkel lächelt dazu, heimlich und versonnen, ohne Stolz und Dünkel zwar, aber doch erfüllt von dem unverletzlichen Bewußtsein seiner Würde und Daseinsberechtigung. Wo blieben auch die herzlieben Lyzeumsschülerinnen mit ihrer Mal- und Zeichenfreude, wenn die krumme Gasse des Püttwinkels nicht wäre! Sie kommen dorthin mit Klappstühlchen, Malkasten und Skizzenblättern und gucken mit ihren blitzeblanken Augen dem alten Pütt und seiner Liebesbank, den schiefen Dächern und ausgetretenen Stiegen, dem Düngerhaufen und der holden Herzensnasse alle Poesie und Schönheit ab. Und wenn der Widerschein des Alten und Schönen auf den Skizzenblättern den seligen Karl Spitzweg auch nicht begeistern würde, die krumme Gasse ist zufrieden. Sieht sie doch, wie aus der kindlichen Unbeholfenheit das Verständnis aufdämmert für das, was Vätern und Urgroßvätern Heimat und Scholle gewesen.

Und immer an solchen Tagen, wenn längst die frohe Jugend wieder abgezogen ist, liegt die alte Gasse in einem heimlich-stillen Glanz. Auf der Liebesbank am Pütt aber werden alle Herzen und Buchstaben lebendig. Sie stehlen sich auf den leichten Wellen des Winkels in die Nacht und lenken den kleinen Mädchen, die am Morgen in der Gasse bei ihnen zu Gaste waren, liebliche Träume ins Herz . . .

Horaz in Holzschuhen.

Beim Durchblättern vergilbter Blätter aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sind uns eine Handvoll plattdeutscher Verse zur Beute geworden, die wir den Lesern dieser Zeitung nicht vorenthalten möchten. Der altväterliche Verfasser hat darin den interessanten Versuch gemacht, Horaz ins Plattdeutsche zu übertragen. Er hat zu diesem Versuch das Beatus ille (Horaz Epod. 2) gewählt. Ob und inwieweit ihm die inhaltsgetreue Uebersetzung gelungen ist, mögen unsere literaturfreundlichen Leser und Leserinnen selbst entscheiden. Die Verse lauten:

Wu glücklich is de Mann doch dran, de as vor ollen Tieden,
Sien eegne Land seins bauen kann, den Amt und Geer nich bieten!
De Kriegstrompete röpt ehm nicht, he schleppet nicht op Meeren;
He hölt sik feren vom Gericht un von de groten Heren.
He schlängelt Wienstocks Ranken brav üm hooge Pappeltwiege,
He schnitt de falschen Rieser af, sett beetere in de Riege.
Dann lüht he noh dem Dal sien Veeh do gahn te Haupe,
Dann makt he sik den Honnig ut, dann schiert he siene Schoape.
Wann dan de Herwst kümmt in dat Land, den Kopp met Obst geschmücket,
Un, wann he dann met eegner Hand gerleene Beeren plücket
Un Druwen afschnitt purpurrot, dann freut he sik nich wennig
Un spielt he sik unnerm Boom, boll an den Grenshügel,
Vom Auwer fällt en Waterstrom, in Büschen singt de Voegel.
Dat Water fällt so ruschend her un he fällt dann te Schlummer.
So drievt he't bis tom Winterweer, dot mäkt ehm of kein' Kummer.
Dann, wann et Schnee un Regen fällt, jagt he de wilden Schwiene
Jn't Garn, dat he he opgestellt, met Hunden fellt herinne.
Dann spannt he siene Netze hen un fängt de Krammsvoegel,
Ja Schlingen lägt ehm met dem Geen de Haas — un wat Gefläugel.
Wat mäkt ehm dat nich vüll Pläsier, … he vergietet sachte
De Mäuh un Sorgen, dat Gewöhr, wat't Frigger met sik bräuhte.
Wat owwer, wann ne true Fru, so godd as ne Sabine,
Of as des Appuls Ruhren-Fru verwahret woll dat Siene?
Un sorget trü för't kleine Kind un för des Huses Beste
Un stet an'n Heerd dat Holt geschwind, wann he boll kummen möchte.
Un schlött dat Veeh in Horden in un melket et dann bühdig.
Un tappet jungen leuten Wien und mäkt de Tafel richtig.
Selv-eegne Kost steht op dem Disch, domet hew ik toe G'neugen,
Keen Auster und keen rarer Fisch mäkt mie dann Vergneugen.
Gefflüegel ut dem Afrika, dat mag ik gar nich hewwen,
Oder Vüegel ut dem Asia kann ik ganz prächtig liewen,
Oliven van der besten Sort, de schmaket mie recht leder,
Dat Sürlings- un dat Pappelkrut hält mie för Kranfheit sieker.
En Schöpken oder Zickelken, dat is en Fierdagsletten,
Besonders wann dat Zickelken dem Wulf is weggeritten.
Wat kann mie doch ergötzen dat, am Dische so te sitten
Un sehn de Lämmer, weidesatt, sik in de Ställe pleggen,
Un met gekehrtem Plaug vam Feld de Stiers met mattem Schritten
Un üm de Laren opgestellt, en Schwarm van Mägden, Knechten!
As dat de Wuckrer Alphius sprak, woll he en Buersmann weren,
He trock de Gelder in so strack un woll sik fromm gebeeren.
Doch long nich hölt sien Vörsatz an; wat is dat of för Wunder?
He lent, wat he lien kann un — brengt dat Geld wiem under.

De drüdde Knoop.

Schaulmester Bürenstrieker holl Religionsstunne. He hadde sienen Studenten vom dreieenigen Gott vertällt un de Döpkes hadden de Ler so wiet of ganz godd begräppen. Men blos de Kalper Pannhase woll dat nich so recht bettern. So vüell Bürenstrieker of kürte — Kälperken woll pattuh nich insehn, worüm de leiwe Gott dreierlei Gestalt hewwen soll.

De Schaulmester lagg drei Knöpe op't Pult. „Komm mal hieher, Pannhasel!"

Kälperken kam.

„Hier liegen drei Knöpfe: ein großer, ein kleinerer und ganz kleiner."

„Jo, dat seih ik," sagg Kälperken.

Bürenstrieker wees op den gröttsten Knopp. „Denke dir einmal, Pannhase, dieser große Knopf wäre Gott Vater!"

Kälperken nuckede.

„Und dieser zweite Knopf Gott Sohn!"

„Jo," sagg Kälperken.

„Und dritte Gott heiliger Geist!"

Of domet was Kälperken inverstahn.

Bürenstrieker gaff dem kleinen Gelährten de Knöpe. „Nimm sie mit nach Hause," sagg he, „und präge dir hübsch ein, was ich dir gesagt habe. Morgen werden wir sehen, ob du die Sache begriffen hast."

Am annern Morgen was Kälperken Pannhase wier out Pult kommen. „Nun," freig de Lährer, „hast du fleißig geübt, Pannhase?"

Kälperken pock fixt in de Täsche, lagg den gröttsten Knoop op't Pult un sagg: „Gott Vater!"

„Recht so, mein Sohn!"

Kälperken nahm den twedden Knoop. „Gott Sohn!" Dann kleem he heiler, leit de Hänne bammeln un mok en bedrüppeltet Gesichte.

Bürenstrieker kloppede Kälperken opmünternd op de Schuller: „Nun, und Nummero drei?" — — —

Kälperken fong an te hülen. „Den hilligen Geest, Schäule — — — den hilligen Geest — — — den het miene Moder mi an de Büxe neiht!"

M. Oschmann-Bochum.

Sonntagsgruß.

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung.

Nr. 10. Sonntag, 6. März 1921.

Laetare — Freue dich!

(Sonntagslesung.)

Am heutigen Sonntage unterbricht die heilige Kirche ihre Bußtrauer und ihr hl. Opfer mit dem frohen Ruf: Laetare. — Freue dich! „Freuet euch in Fröhlichkeit, die ihr in Trauer wartet, jubelt und ersättigt euch an den Schätzen der Tröstung."

Warum unterbricht die Kirche den ernsten Bußcharakter der Fastenzeit durch den lieblichen Freudensonntag Laetare?

Sie will uns dadurch eine weise Lehre geben, will uns sagen, daß unter den Mitteln, die uns bessern und in der christlichen Tugend weiterführen sollen, die geistliche Freude einen hervorragenden Platz einnimmt. Jasogar die Buße, zu der sie in der Fastenzeit ganz besonders anleitet, ist keine heilsame und dauerhafte, wenn sie nicht von der geistlichen Freude durchsetzt und durchdrungen ist. Wenn das geistliche Leben eines Menschen die Form der Schwermut und des düsteren Ernstes annimmt, so ist die Befürchtung berechtigt, daß es sich als eine Täuschung erweist; schwermütiger Ernst, der aller Heiterkeit abhold, das Leben auffaßt, als habe es nur eine Nacht- und Schattenseite, als seien wir auf Erden, nur um zu seufzen und zu trauern, führt sicher zur Erschlaffung und macht unfähig für wahre Buße. Die Buße, in der nicht auch Heiterkeit und Freude ihren Platz finden, mag eine Buße sein, wie sie der Eigenwille sucht, aber Gottes Geist, der ein Geist der Liebe, des Friedens und der Freude ist, hat keinen Teil an ihr; es ist keine Kraft in ihr; es ist keine wahre, gottgefällige Buße. Darum soll heute Freude in unser Herz Einkehr halten: „Freuet euch in Fröhlichkeit, die ihr in Trauer wartet."

Anlaß zur Freude inmitten der Trauer ist für die Kirche ferner der tröstliche Ausblick auf die glorreiche Auferstehung so mancher Sünder durch die Gnade der Fastenzeit. Darum läßt sie am Donnerstag der Laetare-Woche das Evangelium von der Auferstehung des Jünglings von Naim vorlesen und beginnt diese Messe mit einem ähnlichen Freudenruf wie das Opfer des Laetaresonntags. Schon sieht die Kirche im Geiste, wie der große Totenerwecker „die Bahre berührt", d. h. den lichten Strahl seiner Gnade in die so lange umnachteten Herzen der Todsünder sendet. Schon jubelt sie im Gedanken an die Stunde, da der Herr den zu neuem Gnadenleben erweckten Sohn ihr, der frohlockenden Mutter, zurückgeben wird. Möge doch kein Sünder diese frohe Hoffnung unserer heiligen Mutter, der Kirche, täuschen!

Anlaß zur Freude inmitten der Trauer ist sodann für die Kirche und uns alle in dieser Laetare-Woche die Erwägung, wie unsagbar gnadenbringend und verdienstreich die Betrachtung des bitteren Leidens für uns werden wird. Der selige Suso läßt für den Heiland in seinen Erwägungen über die Bedeutung des bitteren Leidens sagen: „Wisse, daß alle Meister, die der Zahlen und des Maßes kundig sind, nicht das unermeßliche Gut berechnen können, das verborgen ist in emsiger Betrachtung meines Leidens. Engelszungen vermöchten nicht auszusprechen die überfließende Gnade, die da verborgen liegt in meinem Leiden; es gibt keinen leichteren, sicheren und besseren Weg, von Sünden entledigt zu werden, und alle Gnade, Tugend und Seligkeit zu erhalten als die Uebung der Betrachtung meines Leidens."

An diese Wahrheit erinnert uns die Kirche, indem sie auf den Freitag der Laetare-Woche das Fest der heiligen fünf Wunden legt, — als Kernpunkt und Mittelpunkt der Leidensbetrachtung gleichsam. Welchen Wert der göttliche Heiland auf die anbetende Verehrung seiner heiligen fünf Wunden legt, gibt er deutlich genug zu erkennen, daß er zu allen Zeiten einzelne Heilige, die eine besondere Andacht zu seinem Leiden trugen, dadurch auszeichnete, daß er ihnen in wunderbarer Weise seine Wundmale einprägt. Glückselig, die zu inniger Teilnahme an dem Leiden des Erlösers geführt wurden! Ein ähnliches Glück wie jene bevorzugten Seelen wird uns zu teil, wenn wir alle äußeren und inneren Leiden mit Jesus und für Jesus tragen; denn durch treue Nachfolge auf dem Kreuzwege werden wir wahrhaft seine Jünger und ihm, unserem Herrn und Meister ähnlich.

B.

Johannes, ein Vorbild in der Fastenzeit

Wie Johannes, der Täufer, unser Vorbild in der Adventszeit, ist Johannes, der Evangelist, unser Vorbild in der Fastenzeit. Der eine bereitet die Wege des Herrn, der andere lehrt uns, wie wir auf demselben Wege, auch dem Leidenswege, mit dem Herrn wandeln.

Johannes mit der reinen Seele, mit dem unschuldig kindlichen Herzen genoß die hohe Ehre, daß er der besonderen Freundschaft Jesu gewürdigt wurde. Er wurde vom Herrn immer da ausersehen, wo der Meister einige auswählte, um bei ihm zu sein. Er war mit Petrus und Jakobus bei der Verklärung auf Tabor, bei der Erweckung der Tochter des Jairus, bei der Todesangst im Oelgarten; über ihn wollte der Herr seine Hand halten, daß er allein von allen Aposteln des Martertodes nicht sterben sollte — „er soll bleiben, bis ich komme", sprach der Herr. Johannes durfte beim letzten Abendmahl in der unmittelbaren Nähe des Herrn ruhen. So hat er besondere Gnaden empfangen. Jesus Christus ist wie die Sonne: je näher die Seele ihm steht, um so heller und erleuchteter, um so wärmer wird sie. Die Freundschaft Jesu, deren Johannes wegen seiner Reinheit vor allen anderen würdig war, hat ihn stärker gemacht als alle die anderen. Die Liebe ließ ihm keine Ruhe, sie trieb ihn an, den blutigen Spuren des Herrn zu folgen und bei ihm auszuharren. Gewiß hat er auch mit besonderer Andacht und Innigkeit den Leib des Herrn empfangen beim letzten Abendmahl, und seine Standhaftigkeit während der schrecklichen Ereignisse, die nun folgten, ist eine Frucht dieser ersten heiligen Kommunion. Ueberhaupt zeigt Johannes bei seiner kindlichen Unschuld zugleich männlichen Mut und Feuereifer, so daß der Heiland ihn und seinen Bruder Jakobus als „Boanerges" (Donnersöhne) bezeichnet. Dieser Eifer konnte ihn auch zu weit fortreißen, wie wir auf der Reise durch Samaria sehen, wo er Feuer vom Himmel auf die Stadt herabrufen wollte, die den Herrn aufzunehmen sich weigerte. Er meinte es gut, aber damals hatte er den milden Geist Christi, der später seine ganze Seele erfüllte, noch nicht klar erfaßt.

Unter dem Kreuze stehend, muß er etwas anders erleben als damals in Samaria: jetzt muß er die größte Ungerechtigkeit und Grausamkeit, den schwärzesten Undank gegen seinen geliebten Meister mit ansehen. Was wird er im Herzen gefühlt haben! Vielleicht hat seine treue, feurige Seele überwallen wollen in kommender Entrüstung, aber wenn er auf das stille Duldenantlitz hinblickte und die verzeihenden Worte hörte, dann schmolz aller Zorn dahin, und nur ein tiefes Weh blieb ihm im Herzen zurück. Nach Maria, der schmerzhaften Mutter, wird wohl keine Menschenseele das Leiden des Herrn so bitter mitgefühlt haben, wie die liebende Freundesseele des Johannes. Mit tränenverdunkeltem Blick schaute er den Heiland an, und sein Herz erzitterte und entsetzte sich beim Anblick der schrecklichen Nägel und Dornen, beim Anblick des blassen, blutüberronnenen Antlitzes, und jeder Seufzer des Herrn schnitt ihm durch die Seele. Was hätte er nicht getan und geopfert, um seinem leidenden Meister zu helfen? Was galten ihm die Hohn- und Spottreden der Juden und der Kriegsknechte! Er hörte sie kaum, er lauschte auf jedes Wort und jeden Hauch, der aus dem zuckenden Munde des Gekreuzigten kam.

Und wie schön hat der Herr seine Treue und seinen Mut belohnt! Jesus wandte sein halbgebrochenes Auge zu Maria und sprach mit Hinweis auf Johannes: „Siehe da deinen Sohn!" Dann schaute er seinen getreuesten Jünger an und sprach: „Siehe da deine Mutter!" Es ist das Vermächtnis eines Sterbenden. Die beiden Seelen, die am tiefsten trauern über seinen Tod, will er besonders trösten: er gibt seiner verlassenen Mutter einen neuen Sohn und dem Freunde eine Mutter. Es ist eine überaus große Ehre, die dem Johannes zu teil geworden ist, eine Ehre, um die ihn alle übrigen Apostel beneiden könnten, wenn nicht das Feuer des Heiligen Geistes alles Kleinliche in ihren Seelen verzehrt hätte. Das Kostbarste, was der Herr auf Erden besaß, seine jungfräuliche Mutter, hat er dem Johannes anvertraut; er soll für sie sorgen, soll sie beschützen und trösten auf ihrem fortan so einsamen Lebenswege. Getreulich hat er den Auftrag des Meisters erfüllt. Johannes nahm die Mutter Jesu zu sich und wir können uns denken, daß er ihr stets mit größter Liebe und Ehrfurcht begegnet ist.

Johannes ist Zeuge gewesen, wie der Herr am Kreuze seinen Geist aufgegeben hat; er hat die Zeichen, die beim Tode Jesu geschahen, gesehen und davon seinen Glauben geschöpft und gefestigt. Er war es, der wahrheitsgetreu als Augenzeuge von diesen großen Dingen berichten konnte. Er hat gesehen, wie der heilige Leib, wundenbedeckt und blutüberflossen, auf dem Schoße der Gottesmutter ruhte. Er hat den Leib des Herrn mit zu Grabe getragen und hat dann mit großer Betrübnis gesehen, wie das Grab sich schloß über dem heiligen Leib.

So ist Johannes hindurchgegangen durch ein Meer von Trauer und Bitternis, und so ist er in … die sonst Milde und Güte erteilt, … sein seliges Ende … Das ist die Johannesseele: rein und unschuldig, mutig und stark, liebeglühend und opferwillig, getreu bis in den Tod, — eine Seele, wie der Herr sie liebt. Ach, könnten wir doch dieser Seele etwas mehr ähnlich werden und so dem Herrn näher kommen!

Vor allem aber wollen wir eins lernen von Johannes unter dem Kreuze: daß wir das Kreuz nicht fliehen. Es ist gnadenvoll. Gott wird auch uns schon unseren Anteil geben am Kreuze; er nimmt auch uns in die Kreuzesschule. Auf jede Schulter legt er ein Kreuz, in jedem Herzen richtet er ein Schmerzensaltar auf; und dann wollen wir ausharren, denn wo das Kreuz ist, da ist Segen, wo das Kreuz ist, da ist Jesus.

B.

Zur Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion.

Der Tag der ersten heiligen Kommunion, der schönste Tag des Lebens, naht heran. Auf ihn bereiten sich unsere Kleinen jetzt vor. Mit Sehnsucht erwarten sie die Stunde, wo sie den Leib des Herrn zum erstenmal empfangen, wo der göttliche Heiland Besitz von ihren reinen, unschuldigen Herzen nehmen wird.

Die Tage der Vorbereitung sind für die Kinder glückliche, sehnsuchtsvolle Tage. „Komm, Herr Jesus" beten sie alle Tage während der Vorbereitungszeit. Demut und Verlangen spricht aus ihren Bitten an das göttliche Herz.

Während der Vorbereitungszeit sollen wir ihnen zur Seite stehen. Helfen wir ihnen den „Weg des Herrn bereiten". Beten wir mit ihnen und für sie, damit das Samenkorn, das der Priester während der Vorbereitungszeit in ihre Herzen legt, tausendfältige Frucht bringe. Führen wir unsere Kleinen durch die Tat, durch unseren Lebenswandel den sicheren Weg. Laßt uns ihnen als Vorbild dienen! Benutzen wir selbst diese Vorbereitungszeit zum öfteren Empfang der heiligen Sakramente, und schöpfen auch wir mehr aus den „Quellen des Heiles" zu unserem eigenen Nutzen und

kommen uns zum Besten der uns von Gott anvertrau-
Kinderseelen.
Wenn dann am Kommunionstage der göttliche Hei-
selbst seinen leiblichen Einzug hält, die Kinder-
geheiligt und der Leib zum Tempel des Allerhöch-
für würdig gehalten wird, wird das dankbare Kin-
auch unser gedenken und bei der Danksagung
die große übernatürliche Gnade auch für uns aus
em Herzen zum göttlichen Heiland beten und für
bitten.
Eltern und Verwandte werden unsere Kleinen an
em Tage durch ein passendes Geschenk erfreuen. Den
wir hierbei vor allem an ein gutes Buch als
ehmstes Festgeschenk und schönste Er-
nerungsgabe. Ein gutes Buch behält immer
en Wert; ein gutes Buch ist der beste Führer und
leiter auf dem Wege ins Leben.
Darum weisen wir auf die folgenden Bücher hin, die
als meinmet besonders empfehlen möchten. Zur
bereitung auf den schönsten Tag des Lebens und als
geschenk für den Kommunionstag sind erschienen:
Im Verlage Benziger u. Co., Köln: Wagner, Im
nge der Hoffte. Erzählungen für Erstkommunikanten;
mann, Der schönste Tag des Lebens. Ein Erbau-
büchlein für Erstkommunikanten; Müller, Trio
Jesus. Erzählungen für Erstkommunikanten;
wergmann, An den Quellen des Heiles. Ein
ch für unsere Erbauung und Erbauung; Zürcher,
kommunitere bald. Ein praktischer Führer zur ersten
mmunion.
Im Verlag A. Laumann, Dülmen: Beining, Das
e Kommunionkind; Kamp, Der Kommunionkinder
ef; Kreuser, Bibelkinder.
Im Verlag Herder, Freiburg i. Br.: Sibilmeyer,
ttaffil, „vom lieben Gott", das Büchlein des aller-
infachsten Sakramentes; Kümmel, Heilige Jugend-
Erzählungen für jugendliche Kommunikanten;
ges, Exerzitien. Eine Festgabe für Erstkommu-
nten.
Im Verlag L. Auer, Donauwörth: Fecht, Der
e Sonntag.
Im Verlag L. Schwann, Düsseldorf: Nüssing,
s zum Heiland. Erzählungen für junge Erstkommu-
nten.
Im Verlag Rauch, Wiesbaden: Pfannmüller,
s Buch der Glückseligkeit, Erzählungen für Erstkom-
nikanten zur Vorbereitung auf ihren heiligsten Tag;
hlen, Eine Jugend voll Sonne.
Im Verlag J. Thum, Kevelaer: Peregring, Des
ken Sonntags Himmelsglück. Festgabe zur ersten hl.
mmunion.
Im Verlag Butzon u. Bercker, Kevelaer: Schwarz-
nn, Bereitet den Weg des Herrn. Erzählungen
Erstkommunikanten; Paula, Mein Kind gib mir
n Herz. Erzählungen für kleine Erstkommunikanten;
ula, Jesus bleib in meiner Seele. Ein Buch für
kommunikanten als Begleiter auf den fernsten Le-
swes.
Im Verlag Badenia, Karlsruhe: Fischer, Mein
n dem Himmelsfönig. Kurze Lesungen am Vorabend
heiligen Kommunion; Filcher, Aufwärts zum
mmel.
Die Werkchen sind in allen katholischen Buchhand-
gen erhältlich. B.

Der Dilletant.

Von Dr. Erich Klein.

—:—

(Nachdr. verb.)

Er ist eine unmittelbare Erscheinung. Und sein Auf
hielt so nach der Ansicht, die man von seinem
ntlichen Wesen hat. Das ist nämlich das Merk-
chenzeichen: es ist nicht ganz leicht zu sagen, was der
ettant im Grunde ist. Es manche Definitionen sind
n perfekt worden, aber sie lauten fast alle eher auf
en mehr oder minder geistreichen Aphorismus über
Dilettantismus hinaus, als daß sie sein Wesen träfen.
sei der Kinder des Dilettanten, daß er alle Werke
er genischen Einsicht, selber schaffen müßte, hat man
ihm gesagt; er übersehene darin etwas, was seine
öfte überragte und erkenne nicht die Schwierigkeit
, die in einer Sache liegen, sagt Goethe zu Ecker-
nn und behielt sich dabei mit Gustav Freytag, der
seiner Technik des Dramas meint, den unmöglichen
hter erkannt man daran, daß er durch die Größe
s Monstrosität seiner Stoffe seine unzureichende
Eigenkraft zu verdecken trachte. Und endlich liegt dann
Ursache zu verdecken vor, das den Dilettanten mehr
der lässigen und neidischen Seite ansieht, nichts-
weniger aber große Beachtung beanspruchen darf.
Dilettanten beneide ich von Herzen, ihnen ist großes
rlei verliehen: Kinder gebären sie ohne Schmerzen und
suchen hernach sie nicht erziehen." Also, was ist der
ettant, wenn wir aus allen diesen Bemerkungen das
eit ziehen? Er ist ein unmöglich Begabter, der
den Mangel entweder nicht fühlt oder nicht fühlen
ll, und sich auf Grund des Wenigen, das in ihm
ist, zu künstlerischem Schaffen berufen fühlt. Und
ß sie es mit dieser Definition noch nicht getan. Sie
ort zu sehr nur das, was dem Dilettanten fehlt
d verschweigt das, was er besitzt. Und doch ist dieser
ß nicht gering anzuschlagen. Denn er erhebt ihn
timmerhin in die Reihen der Schaffenden, er läßt ihn
die Stunden der Inspiration verstehen, er gewährt ihm
die Lust des Schaffens. Und das ist es, was Heiles
Verlieren ihm unendlich schwerend, so doch wenn richtig
als Gewinn verbuchen muß. Was darüber hinausgeht
allerdings, die geheime Arbeit am Kunstwerk, die „Er-
scheinung" des „Kindes", das bleibt ihm fremd, sei es
infolge der großen Selbsttäuschung, in der sich der Dil-
lettant mitunter über sich selbst befindet, sei es im Gegen-
teil infolge eines geheim in ihm schlummernden Ge-
fühls, daß sein Werk wohl doch nicht die eine darauf
angewandte Mühe lohnen würde.
Aber immer noch ist das Wort „Dilettant" nicht am
Ende seiner Auslaugungsmöglichkeiten.
Es ist eine große Streitfrage, auch heute noch, wenn-
gleich die Praxis sie neuerdings nach einer bestimmten
Richtung hin entschieden hat, ob nämlich die Kunst dich-
ter Lebensschmuck, wie sie ist, es verlangt, zum Lebens-
beruf gemacht zu werden. Es sind Zeiten, und sie liegen
noch gar nicht so lange zurück, wo man nur mit
Kopfschütteln von einer solchen Streitfrage vernommen
hätte, wo man eine ganz selbstverständliche Klarheit
darin fand, daß der höchste Lebensschmuck nicht in
den Umkreis der Lebensnotdurft gezogen werden dürfe.
Und tatsächlich hat eigentlich erst die Möglichkeit,
mit der Kunst materielle Erfolge zu erzielen, den Be-
rufskünstler geschaffen. Und der Berufskünstler nun ist
es eigentlich erst, der den Dilettanten so tief in der
Schätzung herabgedrückt hat. Ob man Berufspoet sein
kann oder nicht, das wurde zum erheblichen Teile der
Maßstab, den man an sein Schaffen anlegte. Und das
bedeutet, daß die materielle Erfolg bis zu gewissem
Grade der Wertmesser für den Künstler wurde, und daß
andererseits mancher Künstler in die schwere Sorge um
das tägliche Brot gerissen wurde.
Demgegenüber steht in den alten Zeiten vornehm
und edel der „Dilettant". Keine Brotsorge drückt ihn,
er erniedrigt seine Muse nicht zur Dienerin seiner
Bedürfnisse, die Muse ist ihm der Gast, dem er seine
schönsten Stunden weiht und seine schönsten Stunden
verdankt; die Kunst ist ihm zwar nicht Lebensinhalt,
aber höchstes Lebensgut. Da ist der Dichter zum
Dilettanten herabgestiegen, freiwillig und aus eigenem
Entschluß. Herabgestiegen? Ist es ein Herabsteigen,
wenn das Genie auch das gewöhnliche Leben meistert,
wenn es seinen Unterschied mehr darin sieht, ob es das
Leben selber formt, indem es an ihm mitwirkend
teilnimmt, oder ob es Phantasien und Träume formt
zu einem Leben, das nur in der Vorstellung besteht,
wenn es das ganze Leben, ja, selbst die Arbeit mit der
Hand zu einer Dichtung macht? Ein Dilettant in
diesem höchsten Sinn war Goethe, der Student, der
Advokat, der Minister war, wenn wir uns an die
poetische Verklärung seiner Dichternatur halten dürfen,
wie sie Richard Wagner geschaffen hat, vielleicht auch
der alte Nürnberger Meister Hans Sachs. Wir aber,
die wir heute so sehr an das Berufskünstlertum de-
wöhnt sind, sollten sehr bedenken, welche Weisheit
möglicherweise in den Vorworten enthalten ist: Der
Dilettant erst ist der höchste Dichter.

Heimat.

Von Otto Gilsen.

—:—

(Nachdruck verb.)

Die Nacht sog wie ein weiches Sammetkissen auf
wundermüden Schläfern. Tief im schweren Raum
brannte ein Stern, ruhlos, einsam. An ihm hingen zwei
Augen, nachtirr und weitenspiel. In denen aber
flackerte es wie Leben, quälend schwer. Rings wogte und
wob's in dem Schoße des Feindes, eingehüllt in schmutzige
Mäntel, eingekuhlt in die graue Nacht.
Da trostte wie Silber Mondlicht aus zerrissenen
Wolken. Ein hoher Tannen fiel auf ein paar fahle
Wangen, daß sie bleichten wie sinkender Tod; dann
floh es weiter und zwei Hände, die irr umherstirrten,
schwammen im Silber. Die Augen des Nachtwächters,
nach voll von Sternenlicht, glitten sinnend über die
weißen Wangen ihm gegenüber, bis sie tief versanken
in eines anderen Seele. Rings stand ein Wind auf,
der sang in wirbelnden Reigen und riß an wirren
Haaren und drang in die Weiden, sie flüsternd mit dem
sanften Hauch der Erde. Wie aus einem Munde kam es
dann tief und freudezitternd: „Freund! — Kamerad!" . . . .
Rings wogte und webte der Schlaf über müdende
Menschen. Tief im Schwarz brannte der Stern.
Sonne — eine noch einmal „Freund", und es
zitterte ein gebeimes Bangen in der Stimme und ein
Bitten: Bleib! Sagte der andere: „Rühst du es auch
dermann in dir, das schwingenweite Sehnen, aufzustei-
gen, zu finden das Land der Rosen, wo die Mädchen
am Abend singen, daß die Linden triefen vom Hauch
der schweren Lieder? Heut hört ich sie noch, als ich
lauschte. Was wird morgen sein? Der Stern wird
wieder brennen, wenn die anderen schlafen, das Seh-
nen wird brennen, und die Lohe wird die Nacht töten,
gluthot blühend wie die wilden Rosen daheim."
„Mir ranicht es im Ohr" klang es zurück, „heimelig,
vertraut; weißt du, das Schwingen einer Berghalde
mit blanken Kieseln im Grunde und dunklen Cerbollen
darüberhängend. Mir klingt ein vertrautes Glockenläuten, das meine Fenster daheim immer heimlich auf-
gebraust und mich erfüllt hat mit Orgelrauschen und . .
und . ."
Sie hatten beieinander und sogen Heimatbilder ein
wie Verdurstende und immer mehr brannten ihre Lippen.
Berge erstanden wie blaue Rosen, ragend mit
dem Haupte in schwerhangende Wolken oder goldselig
glühend in Morgenlust. Hausteine Rosen schwammen
auf blauem Himmelsmeer, glührote Dolchfächer lagten
wie Feuerwürfel aus sommerlattem Grün, weiße Herden
gingen . . . Farben, so eigen, wie sie nur ein
Fleck Erde beut in überreicher Fülle. Und sie beide
hatten diesen einen Fleck und haben sich doch nie
gesehen und waren doch so weit auseinander in ihrem
Lande. Als der eine von we-heim Flieder sprach, der
in einem Hofgarten ding, nur in einem Garten des
ganzen Dorfes, da sog der anderen Brust schon heim-
lich schwerlüsten Duft. Und als er vom plätschernden
Brunnen redete, summte des anderen Pulsschlag das
Weise vom Brünnele und erstaunlicher Liede. — —
Der Morgen dämmte mit Lichtfansuren sieghaft ins
Land; unter einem Sonnenpfeil rasselt der Stern. Dumpf
rasselte irgendwo eine Trommel. Ein Morgenhauch lief
kühl aus den Wolken.
Und als rings die Glieder sich rührten und aufrag-
ten, schwerschwarze Silhouetten in die durchsichtige
Luft, als Pferdewiehern das Schweigen zerbrach und
die Kolonnen sich zusammenfanden, da wuchteten die
zwei wie einer in die Höhe. Fern dengelte schon das
Sensenlied des blutroten Todes. Hinein ging's nun
in den Tag, der voll und glühend ins Land flutete;
hinein in den Tag, den Rücken der Heimat, en die Stirn
dem Tode zur Schau.
Als dann im Wogen stürzender Kolonnen und
zerfleischter Menschen die beiden sich noch einmal die
Hände hatten können, tief ineinander versagen. Sagte
der eine: „Wißt wohl allein in den Abend geben —
wer weiß — du — denn geh einmal wenigstens
zu meiner Mutter; dort in der Kammer drennt am
Abend ein rotes Lichtlein vor unserer lieben Frauen."
— — „Du siehst die Heimat schon wieder, Freund,
hilft ja so blutjung und deiner Mutter Tod wärs,
kämst du nimmer. Du wißt sicher in die Heimat kom-
men: geh dann in meinem Lieb, ihr zu sagen, wie
ich ausgeschaut hab nach ihr in die Nacht. Weißt, jetzt
stützt der Flieder in ihrem Garten; du wirst sie fin-
den unter den hängenden Blüten, wenn das letzte
Sonnenblut durchs Dorf fließt." —
Beide waren voll von Glauben an des anderen
Heimkehr: „Du wirst das Haus finden, nur in eins
schaut man so weit hinein, durch sonnenbelle Fenster
in brannenstille Augen." — — —
Die rasende Schlacht verschlang ihre Worte, riß
beide voneinander und riß sie in die Schollen, in
fremde, blutdurchnetzte Erde. Und beide waren so voll
von Glauben an des anderen Heimatfinden.
Im Glauben aber fanden sie und eine Heimat tat
sich ihnen auf.

Der Einsame.

Meine Seele ist ein unversiegtes Tor. Und am
Tore der Seele steht die Liebe und hofft. Auflodt die
Fackel der Sehnsucht und die Funken fallen, ein feuriger
Regen auf das Land der Seele.
Und die Fackel brennt in die Nächte hinein. Ueber
die der Himmel mit seinen Sternen sich spannt. Zwie-
licht vom Irdischen trennend. In die Nächte der Som-
mertage brennt die Fackel. In die Nächte der Som-
mertage, wenn die Düfte süß wehen und weich. Und im
Herbstnebe der Wonne die Rosen aufstehen.
In die Nächte der Winterstage hinein brennt sie,
die Fackel, wenn im Menschenleid die Schicksalsfeder lenken und die Wege silbern übergossen sind und weit ihn zu überschauen.
Auch am Tage verlischt die Fackel nicht. Der Sonne
Glut am Mittag kann ihren Brand nicht verzehren.
Meine Seele ist ein aufgerissenes Tor. Dahinter:
dehnt sich die festliche Kammer. Purpurne Kissen laden
zu sanfter Ruhe und Blumenkränze verleiten Pfeiler
mit Pfeiler. Weihrauch ist angebrannt in festbaren
Becken. Auf der Tafel, der schimmernd gedeckten, steht
in kristallenen Schalen der Wein.
Die Diebe hat sich aufgemacht, hin zum aufgerissenen
Tore und nun schwelt ihre Fackel in die Tage und
Nächte.
Sie weiß, daß die Menschen, die Geladenen, nicht
kommen werden zu trinken von ihrem Wein und auf
ihren Kissen des Schlafes zu pflegen.
Die Menschen hasten an der offenen Türe vorüber,
ohne zu sehen. Und die sehen, nehmen sich nicht
Zeit, in die Kammer zu treten.
Ach, und doch brennt so verlangend in den Händen
der Liebe die Fackel. Und die Hoffnung umrankt den
Schaft wie Blüten des Mai.
Wenn schon nicht der Bräutigam kommt, der festlich
erwartete. Vielleicht, daß einer einmal, ein Müder
oder Weggeirrter, Unterschlupf sucht und ihm gut
dünkt die Kammer.
Könnte es nicht sein, daß dann in dem Müden und
Weggeirrten der Gott sich verbarg? Und daß ihm,
ihm, dem in der Hütte der Seele sich offenbaren, die
Liebe zu Füßen hinkürzt.
Daß dann die Sehnsucht empfängt den erlösenden
Kuß.
Statt den schwelenden Brandes der Fackel aber
leuchtet ein milder Stern am Eingange der Kammer.
Barda.

Fremdwörterhaß und Fremdvölkerhaß.

Das Wort ist 1918 von Leo Spitzer (Wien) geprägt
worden. Und es trifft die Sache. Unsere Muttersprache
von entschiedenen Fremdwörter reinigen, weil wir ein
gleichwertiges und wohlklingendes deutsches Wort für
die Sache haben, ist ein gutes Unternehmen. Auch orga-
nische Neubildungen, die Sprachreinigung und Sprach-
bereicherung zugleich sind, müssen begrüßt werden.
Manch guten Ausdruck, dessen künstliche Entstehung
nicht mehr empfunden wird, verdanken wir Joachim
Hermann Campe (1746—1818), z. B. Feldzug für Kon-
tinent, Fairgefühl für Delikatesse, Stelldichein für
Rendezvous. Eine glückliche Hand hatte Generalpost-
meister Stephan, der u. a. reise reklame durch post-
lagernd, reklamandieren durch eingeschrieben ersetzte.
Auch der deutsche Sprachverein hat sich in den fast
25 Jahren seines Bestehens unbestreitbare Verdienste
um unsere Muttersprache erworben.
Indes ist der Kampf gegen das Fremdwort nicht
immer der Gefahr des Uebereifers entgangen. Schon
früher wurde mancher Widerspruch laut. Neuerdings
klagte Max J. Friedländer in der „Deutschen Rund-
schau" über lebendige Ausmahnung. Und Leo Spitzer,
dem die „Historisch-politischen Blätter" sich anschließen,
wendet sich gegen engherzigen Nationalismus, gegen
einen Fremdwörterhaß, der nationalem Haß entspringt.
Fremdwörter um jeden Preis ausmerzen wollen,
eben nur weil sie einer fremden Sprache entstammen,
weil man in ihnen den nationalen Feind haßt, das ist
Geistessumpf und Sprachverunreinigung. Das stellt richtig
und sachlich der Jesuit Sigmund Stang, im Februarheft
der „Stimmen der Zeit" fest und fordert: Vor allem
muß gegen den Nationalhaß als Bewegrund Einspruch
erhoben werden. Aber auch gegen die Verstümmerung
an Wohlklang, Sinn und Gefühlstönen, die unserem
Wortschatz droht. Warum an Stelle eines wohlklingen-
den Fremdwortes eine deutsche Neubildung setzen, die
hart und schlecht klingt? Manches Fremdwort ist über-
haupt nicht zu übersetzen: recht verstanden, dessen sich
ja zwei Völker nie schämen.
Gewöhnlich wendet sich das Fremdwort so scharf um-
reißen und inquisitorisch an den Verstand, daß ein deut-
scher Satz langatmige Umschreibung nötig hätte. Das
deutsche Wort begegnen ist oft vielleicht, reicher an
Farben und Gefühlston. Der Gelehrte, der
Denker und Wissenschaftler, der Sprachkünstler kann
manche Fremdwörter nicht entbehren zur Bezeichnung
der feinsten Unterschiede, dieweilen liegt schon im Ge-
brauch des Fremdwortes eine absichtsvolle Haltung.
Von den Gebildeten, die ein fremden und ein
deutsches Wort unterscheiden können, lassen die Bilder-
reich-politischen Blätter sehr treffend: „Nur der, dem
jede feinere Empfindung für die Gefühlsbetragung des
gesprochenen Wortes fehlt, kann behaupten, fast alle
Fremdwörter ließen sich durch deutsche Wörter ersetzen"
(S 728). Als Beispiele, wo aus dem einen oder an-
deren Grunde keine vollständige Deckung vorliegt, las-
sen sich anführen: Kontakt und Berührung, Passion
und Leidenschaft, Idee und Gedanke, Illusion und
Wahnbild.
Es wäre hier wie sonst ein engherziger Purismus,
sprachliche Belange über alles zu stellen und sogar
Verstümmerung und Verarmung in Kauf zu nehmen.
Es gilt, die Liebe zur Muttersprache, zum eigenen
Volke, rein zu halten von niedrigen, kurzsichtigen An-
liegen.

Bilder aus unserer westfälischen Heimat.

Die Schlacht am Birkenbaum und der gespenstische Heereszug.

Von Levin Schücking.

(Schluß.)

Ein anderes Gebiet, das der eigentlichen „Ge-
schichten", aber gehört die merkwürdige Begebenheit,
die im Januar 1854 aus dieser Gegend erzählt wurde,
und die im ganzen Lande ein desto größeres Aufsehen
machen mußte, weil sie in den direktesten Zusammen-
hang mit der alten Prophezeiung trat, und dazu von
soviel Augenzeugen beglaubigt wurde, daß sich nicht
daran deuteln ließ. Sie ist Jedermann zu ziehen, wenn man
auch wundersteif natürliche Erklärungen beibringen
konnte, gelehrte und ungelehrte. Dieser mir den Be-
richt eines Augenzeugen darüber geben, müssen wir den
Leser mit einigen Worten den Schauplatz sei-
Augen stellen.
Aus dem westlichen Tore der Stadt Werl steht die
alte Hellwegstraße in fast gerader Linie durch ein
muldenförmiges Tal gen Unna. Folgt man dieser
Chaussee, so hat man links gen Süden einen sehr
erhöhlich und parallel laufenden Höhenzug, die
hang, fruchtbares Ackerland, oben von Waldung bedeckt.
an die sich ein Dörfchen, Schledinghen, lehnt; etwas
weiter an der Höhe erblickt man ein Gehölt, der Bob-
nenkamp, dahinter immer den Wald, der hier das
Schafhäuser Holz heißt. Die Höhe des Höhenzugs er-
reicht schätzens 220 Fuß, die Entfernung von der
Chaussee ist gering, etwa eine Viertelstunde.
Die Chaussee selbst erreicht bald, eine halbe Stunde
von Werl, das Dorf Büderich, welches rechts gen Nor-
den sich ausbreitet; zehn Häuser desselben liegen am
Rande der Chaussee entlang. Kommt man dann wei-
ter, so erblickt man rechts, dem Nordrande der Chaus-
see ganz nahe liegend, die ominöse Birkenbäumchen*).
Es war nun am Abend des 22. Januar 1854, eines
auffallend kühlen und warmen Wintertages, an dem
die Sonne eben mit seltener Glut und flammender
Pracht niederging, als sämtliche Bewohner sowie al-
Personen) der zehn an der Chaussee liegenden Häuser
von Büderich Zeugen einer Erscheinung wurden, über
die der Leser des Ortes die folgende Aufzeichnung ge-
macht hat: „Ich befand mich am letzten Nachmittage
des 22. Januar in einem in Büderich nahe an der
Chaussee liegenden Hause, wo die darin wohnende Fa-
milie zu besuchen. Die Sonne schien noch, obgleich sie
aber schon zum Untergange, als ich ein Lärmen
laufen von Menschen gewahrte, die sich in der Nähe
des vorermähnten Hauses immer mehr sammelten und
ihren Blick nach dem Dorfe Schledinghen richteten. Neu-
gierig, daß ich der Ursache dieser ungewöhnlichen Er-
scheinung, die sich unter den Leuten von Anfang an seine Aufmerksamkeit zugewendet
hatte, man habe zuerst ein Haus in Schledinghen in
hellen Flammen gesehen. Dann hatte sich zwischen den
Flammen das Haus eine Kluft oder ein Riß gebildet,
und demnächst habe sich dann der vorbeschriebene Hee-
reszug entwickelt. Auch habe es ganz den Anschein ge-
habt, als sei das Haus in Schledinghen von den
erst in geringer Anzahl erschienenen Truppen ange-
zündet. Mit der untergehenden Sonne schwand zugleich
das so höchst imposante Schauspiel." So weit die ge-
machte Mitteilung eines glaubwürdigen Augenzeugen.
Auch ein Schüler aus Werl, den während der Zeit
schriftlichen Erscheinung sein Weg zufällig nach Büderich
geführt hat, machte eine im wesentlichen mit vorste-
hender Mitteilung ganz übereinstimmende Beobach-
tung des seltenen Schauspiels. Da er aber früher als
der obige Augenzeuge beobachtete, so will er, wes
jener nicht wahrgenommen hat, auch Infanterie, und
zwar in großer Menge, sogar das Blitzen ihrer Waffen
gesehen haben. Auch eine Menge Wagen hat er,
wie er sagt, bemerkt. Nach seiner Angabe ist die In-
fanterie voran gewesen, hinter ihr die Kavallerie.
Er gibt ferner an: als das gespenstische Schaffhäuser
Holz und die Kavallerie vor demselben gewesen sei,
haben die Bäume dieses Holzes im Dampfe verschwun-
den, worauf die Kavallerie sich seitwärts nach Hem-
merde zu gewendet habe. Die Uniform der Kavallerie
ist nach seiner Angabe weiß gewesen.
Bei dem großen Aufsehen, das die Erscheinung er-
regte, brauchen wir nicht zu verweilen, es verbreitete
sich in die nächsten Kreise, und so kam es, daß durch
eine Aufforderung Alexander von Humboldts veran-
laßt, ein ruhmlich bekannter Naturforscher, der Pro-
fessor Veit zu Münster, sich nach einiger Zeit persön-
lich nach dem Schauplatze begab, um die Erscheinung zu
erzählen. Die Tatsache wurde durch amtliche Vernehmung der Augenzeugen, die sämtlich gerufen und dann
zusammen verhört wurden, festgestellt. Es ging nach
damaus hervor, daß der Zug, anfangs noch in der
Schonung etwa eine Viertelstunde weit entfernt, sich der
Chaussee und dem Birkenbaume näherte und sich
beim Ueberschreiten der Chaussee bis auf 200 Schritte
genähert habe. Das brennende Haus, das wohl zuerst
die Aufmerksamkeit angog und die erste Veranlassung
zur Anlegung unter den Beobachtern gegeben zu haben
scheint, wurde nach übereinstimmender Angabe der
Zeugen erst in südwestlicher Richtung erblickt, in der
Mitte zwischen dem Dorfe Schledinghen und dem Do-
höft Bohnenkamp, an einer Stelle auf dem Felde, wo
somit nie ein Haus gestanden hat.
Als Erklärung des Phänomens hat sich nur die An-
nahme der daß das Ganze ein durch die Temperatur-
verhältnisse des Tages hervorgebrachter Zug von
Nebel gewesen sei. Aber unerklärt blieb dabei die
Erscheinung eines brennenden Hauses an einer Stelle,
wo kein Haus steht; und konnte man hier anführen,
es befinde sich hinter der Höhe und von ihr verdeck-
ein Haus, das auch Brechung der Lichtstrahlen das
Beobachtern auf der Chaussee sichtbar geworden sein
müsse, wie ein solcher Fall nicht vereinzelt dastehen soll,
so bleibt doch immer zweifelhaft, daß man das Haus in
Flammen erblickte. Auch dies freilich ließ sich durch
den Nebel der starken Abendluft deuten. Nur haben
sich dann doch zweier eine ganz eigentümliche Kombi-
nation von auffallenden Erscheinungen zu einem und
derselben Orte, um eine und dieselbe Stunde, einem
vollständigen, Heereszug, erklärt durch Nebel; ausgehend
von einem nicht vorhandenen Hause, erklärt durch
ein optisches Phänomen, eine Feuersbrunst, erklärt
durch Lichtbrechung des Abendsonnenlichts, und endlich
als Schauplatz das Bangen — die Gegend des Birken-
baumes*).
Die Kamellie, nämlich welcher der Birkenbaum heißt,
ist die alte Heerstraße, die man ursprünglich den „Hell-

*) Auch dies an Stelle des alten Birkenbaumes ge-
pflanzte Bäumchen ist heute längst verdorrt.